Der

Zusammenhang der Seele

mit der

Geisterwelt.

Von

Professor

W. Stilling.

Ludwigsburg 1834,

bei Imle und Krauß.

Der

Zusammenhang der Seele

mit der

Geisterwelt;

populär dargestellt und belegt

mit einer Sammlung merkwürdiger Ahnungen und Träume; mit sehr interessanten Beispielen des Fernsehens und des zweiten Gesichts, und mit Erscheinungen des Magnetismus und der Geisterwelt.

Von

Professor

W. Stilling.

Ludwigsburg 1834,
bei Imle und Krauß.

Einleitung.

Gibt es nach diesem Leben eine Fortdauer oder nicht? Diese Frage hören wir noch täglich von Menschen, die sich zu den gebildeten, und aufgeklärten rechnen, und bald wird sie so, bald anders entschieden. Nicht nur die Wunder der Vergangenheit, sondern auch die der Gegenwart, mögen sie auch noch so überzeugend seyn, werden bestritten, ja abgeleugnet, und was der Unglaube nicht begreiffen, erklären und zergliedern kann, was mit den Prinzipien nicht übereinstimmt, auf welchen dieser Unglauben beruht, das wird zu Ehren eines Systems abgeleugnet, das in sich nicht haltbar, jedenfalls aber trostlos ist. Die Eitelkeit und der klügelnde Verstand des Menschen setzen an Alles, selbst an das Höchste, ihren kleinlichen Maßstab, und meinen die Wunder der Welt sollen sich nach diesem Maßstabe richten. Thörichtes Verlangen! Wir machen täglich die Erfahrung,

daß unser Wissen Stückwerk ist, wir sehen, daß das, was vor hundert Jahren als unbestrittene Wahrheit galt, nunmehr als Trug erscheint, und bedenken nicht, daß die Zukunft ebenso über uns urtheilen wird, wie wir über die Vergangenheit richten.

Wir sind zu aufgeklärt, um an Wunder zu glauben, und sind doch von Wundern umringt; denn seinem Wesen nach ist alles in der Natur ein Wunder. Das Auge mit seiner Sehkraft, die als inniger und nächster Rapport mit der Seele erscheint, ist ein Wunder. Die Wiederkehr der Jahreszeiten, die Befruchtung der Erde, die Entstehung des Menschen, die Millionen Welten und ihr regelmäßiger Lauf, alles dieß sind Wunder, die nicht durch sich selbst bestehen und fortdauern, die aber von dem höchsten Wesen, das sie hervorgerufen, bestimmten Gesetzen unterworfen sind, nach welchen sie fortbestehen. Aber ebendeßwegen, weil wir sie allgemein und immer wiederkehrend sehen, erscheinen uns diese Wunder nicht mehr als solche; es ist uns alles so natürlich geworden, daß wir denken, es könne gar nicht anders seyn. Sind aber diese Wunder, die in der ganzen Natur und bei allen Wesen zu finden sind, darum keine Wunder, weil sie allen gemein sind? Allerdings sind sie es, nur sind sie alle bestimmten Gesetzen unterworfen, die gemeinschaftlich gelten, sie

sind bei dem einen, wie bei dem andern. Daher kommt es, daß wir nur dasjenige, was von diesen gemeinschaftlichen Gesetzen abweicht, und nicht mit den übrigen gewöhnlichen Erscheinungen übereinstimmt, als Wunder betrachten. Wäre z. B. das erhöhte Seelenvermögen Einzelner, wie das Fernsehen der Somnambülen, eine Eigenschaft, die alle Menschen hätten, so würde Niemand es als ein Wunder betrachten, sondern als eine natürliche menschliche Eigenschaft, die einem jeden als Menschen verliehen wäre.

Ausnahmen, Abweichungen von der Regel werden also bestritten und abgeleugnet, sie müßten denn eben so deutlich in die Sinne fallen, wie die Kraft des Magnets, die wir erkennen, wenn er das Eisen anzieht, obgleich wir die Ursache nicht begreifen.

Nun sind aber eine Menge Beispiele bekannt, daß Wunden und Krankheiten durch Sympathie geheilt wurden; und viele, die für alle andere übersinnliche Erscheinungen ungläubig sind, wagen es nicht, solche Wirkungen der Sympathie zu leugnen, von denen sie theils Zeugen waren, oder die sie theils an sich selbst erprobt haben.

Andere haben schon Ahnungen erlebt, die auf die wunderbarste Weise in Erfüllung giengen,

diese streiten für den Glauben an Ahnungen, aber die Sympathie, das Fernsehen der Somnambülen und andere Erscheinungen ungewöhnlicher Art verwerfen sie.

Wer aber, dem das Reich des Wunderbaren auch nur in einer Beziehung sich erschlossen hat, darf sich vermessen, in demselben Schranken aufzustellen? Wenn das Eine wahr ist, so ist das andere möglich; deßhalb kann oft auch der Unglauben jenen Erscheinungen nichts anders entgegensetzen, als eben seinen Unglauben.

Wurde nicht auch der Magnetismus bestritten und abgeleugnet, bis unzählige Beispiele die wunderbare Wirkung desselben unwidersprechlich bewiesen?

Weil Uebertreibungen dabei Statt fanden, weil auch der Betrug sich bei demselben einschlich, so wurden alle die merkwürdigen Erscheinungen desselben verspottet und abgeleugnet.

Aber das Fernsehen der Somnambülen in Raum und Zeit, und ein erhöhtes Seelenvermögen mit allen seinen wunderbaren Wirkungen machten selbst die hartnäckigsten Zweifler verstummen, und die einsichtsvollsten Aerzte bestreiten jetzt nicht mehr Thatsachen, von denen sie selbst so häufig

schon Zeugen waren, und die unwidersprechlich darthun, daß Kräfte in dem Menschen verhüllt liegen, die, wenn die Umstände sich günstig vereinigen, zum Vorschein kommen, und die wir dann als Wunder anstaunen.

So ist es auch eine unzweifelhafte, durch unendlich viele Beispiele beglaubigte Thatsache, daß, namentlich in der Sterbestunde, Personen ihren weit entfernten Freunden und Verwandten, an die sie mit Sehnsucht dachten, erschienen sind. Ebenso ist es erwiesen, daß einzelne Menschen das Vermögen haben, sowohl des Vorausseheus in der Zeit, das durch eine nicht zu unterdrückende Ahnung, Begebenheiten und Sachen klar ihnen darstellt, die später mit Pünktlichkeit eintreffen, als auch des Fernsehens im Traum. Zu den letzten gehörte z. B. Swedenborg, der es in unzähligen Fällen bewiesen hat, und, um nur ein Beispiel anzuführen, in Berlin sagte: „In diesem Augenblick brennt das Schloß in Stockholm" — was sich denn auch bestätigt hat. Zu den erstern gehörte der Großvater unsers Göthe. In seinem Leben, Dichtung und Wahrheit 1r Theil, erzählt uns dieser große Dichter, der gewiß nicht zu den abergläubischen Menschen gehört hat, folgendes:

Sein Großvater habe die Gabe der Weissagung besessen, besonders in Dingen, die ihn selbst

und sein Schicksal betrafen. So behauptete er z. B. gegen seine Gattin, zur Zeit als er noch unter die jungen Rathsherrn gehörte, daß er bei der nächsten Vakanz auf der Schöffenbank zu der erledigten Stelle gelangen würde. Und als wirklich bald darauf einer der Schöffen vom Schlage gerührt starb, verordnete er am Tage der Wahl und Kugelung, daß zu Hause im Stillen Alles zum Empfang der Gäste und Gratulanten solle eingerichtet werden, und die entscheidende goldne Kugel ward wirklich für ihn gezogen. Den einfachen Traum, der ihn hievon belehrt, erzählte er seiner Gattin folgendermaßen: Er habe sich in voller gewöhnlicher Rathsversammlung gesehen, wo alles nach hergebrachter Weise vorgegangen. Auf einmal habe sich der nun verstorbene Schöffe von seinem Sitze erhoben, sey herabgestiegen, und habe ihm auf eine verbindliche Weise das Compliment gemacht: er möge den verlassenen Platz einnehmen, und sey darauf zur Thüre hinausgegangen.

Göthe führt noch ein zweites Beispiel ähnlicher Art an, und bemerkt dabei, daß die ihm bekannt gewordenen Träume seines Großvaters, durch welche ihm Blicke in die Zukunft gestattet waren, eben so wenig phantastisch gewesen seyen, wie der obenerwähnte.

Auch nennt er es ferner bemerkenswerth, daß Personen, welche sonst keine Spur von Ahnungs-

vermögen gezeigt hätten, in der Sphäre seines Großvaters, für den Augenblick die Fähigkeit erlangt haben, von gewissen gleichzeitigen, obwohl in der Entfernung vorgehenden Krankheits- und Todesereignissen, durch sinnliche Wahrzeichen eine Vorempfindung zu erhalten.

Wie sind nun diese Wunder der Sympathie und des Magnetismus, wie sind Ahnungen und Träume, welche zukünftige Dinge vorherverkünden, wenn diese dann aufs Genaueste in Erfüllung gehen, zu erklären? Wir wollen einen Versuch machen, obgleich es der Wahrheit derselben nicht den geringsten Eintrag thun würde, wenn auch kein Mensch im Stande wäre, eine nur einigermaßen genügende Erklärung abzugeben; denn ist eine Sache darum weniger wahr, wenn wir kurzsichtigen Menschen sie nicht erklären und zergliedern können? Wenn das der Fall wäre, so müßten wir ja auch alle die Wunder ableugnen, die wir täglich vor Augen haben, sey es auch, daß sie bestimmten und ewigen Gesetzen gehorchen.

Aber sie lassen sich erklären, diese Wunder, was aus Folgendem hervorgehen mag:

Es zeigt sich überall, daß wir unserm bessern Theile nach Geister, daß wir göttlichen Ursprungs sind, daß das höchste Wesen aber den Leib als

Werkzeug des Geistes gebildet, und seine Kräfte für diese Erde beschränkt hat. Ist es nun nicht viel wunderbarer, daß ein ewiges Wesen wie der Mensch (seine Kräfte sind zwar für hier beschränkt, aber nur durch den Körper, das unvollkommene Werkzeug des Geistes) an Zeit und Raum gebunden ist, als daß nur bei einzelnen, außerordentlichen Menschen, unter einzelnen außerordentlichen Umständen, der Geist diese Fesseln sprengt? Vor Gott liegt Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft klar da, sie sind vereinigt und doch deutlich geschieden. Wenn nun in einem außerordentlichen Augenblicke bei dem Geschöpfe, das göttlichen Ursprungs ist, dieses Göttliche in ihm die Fesseln des unvollkommenen Leiblichen zersprengte? Ist es da noch ein Wunder, wenn ein erhöhtes Seelenvermögen sich zeigt? Nun stellen aber sowohl die Erscheinungen von Fernwirkungen einer Seele auf die andere, als überhaupt die Erscheinungen des Magnetismus, häufig unleugbare Thatsachen von Fernwirken und Fernsehen auf. Zeigt dieses nicht klar und deutlich, daß der lebendig machende Geist, der diesen Leib beseelt, seinem Wesen nach, weder an Zeit noch Raum gebunden ist? daß aber dieser Leib, durch den er sich äussert, nur ein unvollkommenes Wesen ist? Leib und Seele sind eng verbunden, ja der Leib ist vielmehr ein Theil der Seele, den sie sich gebildet hat, da nur durch ihn die Seele wirken kann;

lähmt man die Kräfte von jenem, so kann diese ihre Wirksamkeit nicht an den Tag legen: wo das Werkzeug nichts taugt, da kann der Meister nichts Tüchtiges vollbringen. Durch den Magnetismus aber wird die ganze Richtung des Menschen verändert, es werden keine neuen Kräfte in ihn hinein gelegt, aber es kommen solche zum Vorschein, die zwar von Anbeginn her in ihm lagen, die aber mehr oder weniger verhüllt waren. Doch diese Hülle, die sie bedeckte, war eine wohlthätig schützende, zum gesunden Fortbestehen des Leibes nothwendige; dadurch, daß sie sinkt, erkrankt der Mensch, er kann sie für diese Erde nicht entbehren.

Um so deutlicher sprechen aber alle diese Beweise für eine Fortdauer nach dem Tode, und es würde daher nur noch die Frage entstehen, ob sich auch Verstorbene den Lebenden sichtbar machen können? Der Haupteinwurf, der hiegegen gemacht wird, ist der, daß es unmöglich seye, einen Geist, also etwas Körperloses, zu sehen, denn nur ein Körper, nur etwas, das eine Gestalt habe, könne gesehen werden.

Hierauf könnte man entgegnen, daß ein Geist, auch ohne Gestalt, sich dadurch gewissermaßen sichtbar machen könne, daß er in uns gerade dasjenige Bild hervorruft, in welchem er sich uns

zeigen will, und das wir ihn dann mit unserem innern Auge eben so deutlich und klar erblicken müssen, als stände es vor unsern leiblichen Augen. Die Einwirkung eines Geistes wäre dann immer der Absicht gemäß, und wir würden diejenige Gestalt erblicken, in welcher sich ein Geist uns darstellen will oder darf.

Allein ist es denn so erwiesen, daß die Seele, wenn sie sich von unserm Körper löst, nicht wieder einen Körper wähle? Und kann dieser neue Körper nicht von so feiner Art seyn, daß wir ihn nur nicht erblicken können, so lange sich nicht besondere Umstände hiezu vereinigen? Ist ja die Luft selbst auch ein Körper und kann als solcher gewogen werden, aber sehen können wir sie nicht. So auch kann die Seele nach dem Tode immer noch mit einem Körper sich verbinden, der bei gewöhnlichen Umständen für unsere Organe unsichtbar bleibt.

Und wenn nun unendlich viele Beispiele von allen Zeiten und allen Orten, die von den unbefangensten, rechtschaffensten und glaubwürdigsten Männern bekräftigt sind, auf das Unwiderleglichste darthun, daß Ahnungen stattgefunden haben, und auf das Pünktlichste eingetroffen sind, daß bedeutungsvolle Träume in Erfüllung giengen, und Verstorbene wieder sichtbar wurden, oder auch auf

diese oder jene Art ihre Gegenwart zu erkennen gaben, wenn über dieses alles Männer, wie der allgemeingeschätzte Kerner und andere, welche die interessantesten Beobachtungen gemacht und selbst erfahren haben, uns den wichtigsten Aufschluß ertheilen, so ist es in der That unbegreiflich, daß diese, durch so viele Zeugen erwiesenen Thatsachen, immer noch geleugnet werden wollen.

Wie aber durch das bisher Gesagte keineswegs beabsichtigt seyn kann, jeden Traum für bedeutungsvoll zu halten, alles was auf Ahnungen hinzudeuten scheint, auch blindlings als solche zu betrachten, oder jedes Ammenmährchen und jede Spuckgeschichte unbedingt zu glauben, so können wir doch auch nach den bisherigen Erfahrungen dasjenige nicht verwerfen, was glaubwürdige und unbefangene Personen erlebt haben, und uns mit den genauesten Umständen und mit den heiligsten Versicherungen treuer Wahrheitsliebe erzählen und verbürgen.

Ehe wir nun Belege zu dem bisher Gesagten anführen, indem wir Beispiele von merkwürdigen Ahnungen und Geistererscheinungen ꝛc. aufstellen, die von den glaubwürdigsten Personen kommen, empfehlen wir noch dem geneigten Leser die Seherin und die Blätter aus Prevorst von dem allgemein hochgeachteten Dr. Kerner, und den

Schlüssel zum Geisterreich, so wie die Wege zur Unsterblichkeit von J. Kerning, die gewiß kein Leser, dem es Ernst um die Sache ist, unbefriedigt aus der Hand legen wird.

Inhalts-Verzeichniß.

Seite.

Einleitung

Das Fernwirken einer Seele auf die andere kurz vor dem Tode 1

Die Erscheinung eines Knaben 6

Der Todesruf 9

Der Klapperer 18

Die Erscheinung auf der Straße 22

Ein merkwürdiger Traum 26

Der schwarze Ritter 28

Die Geistererscheinung bei Salon 31

Der Todesbote 38

Der Spitzenkragen 43

Lebensrettung durch Träume.

Erstes Beispiel 57

Zweites Beispiel 57

Todes-Ahnung.

Erstes Beispiel 58

Zweites Beispiel 60

Drittes Beispiel 61

Viertes Beispiel 63

Seite.
Canning's Mutter und die Gespenster 65
Lebensrettung durch Träume.
Drittes Beispiel 68
Doctor Scott und die Erscheinung 75
Der Schatz 84
Das Hellsehen im Traume 86
Erstes Beispiel 87
Zweites Beispiel 88
Drittes Beispiel 91
Viertes Beispiel 95
Fünftes Beispiel 99
Sechstes Beispiel 103
Siebentes Beispiel 105
Achtes Beispiel 106
Das zweite Gesicht 107
Erstes Beispiel 111
Zweites Beispiel 114
Drittes Beispiel 118
Viertes Beispiel 119
Fünftes Beispiel 122
Sechstes Beispiel 124
Siebentes Beispiel 125
Achtes Beispiel 126
Neuntes Beispiel 126
Zehntes Beispiel 128
Der Pastor mit zwei Kindern 129
Erscheinung im Pfeffel'schen Garten 133
Interessante Beispiele über die Wirkungen des Magnetismus 145
Todesbotschaft 152
Der Doppelgänger 155
Ein Mord wird durch einen Traum entdeckt . . . 158
Einige Beispiele solcher Personen, die ihre Todesstunde vorausgesagt haben 162

Seite.
Die Königin Catharina von Medicis und der Cardinal von Lothringen 164
Todesbothschaft.
Zweites Beispiel 166
Die Erscheinung der verstorbenen Königin von Schweden und Gräfin Steenbock 172
Der Verurtheilte 174
Die Doppelgängerin 186
Ein merkwürdiger Doppeltraum 188
Lord Londonderry als Geisterseher 192
Die verabredete Erscheinung 193
Die Mutter und ihr Sohn 196
Todes-Ankündigung 203
Die Erscheinung auf der Landstraße 204
Das zweite Gesicht.
Eilftes Beispiel 206
Zwölftes Beispiel 208
Einige Beispiele des zweiten Gesichtes aus Hochschottland und den westlichen Inseln.
Erstes Beispiel 209
Zweites Beispiel 210
Drittes Beispiel 211
Viertes Beispiel 211
Beispiele des zweiten Gesichts aus verschiedenen andern Ländern.
Erstes Beispiel 212
Zweites Beispiel 214
Drittes Beispiel 215
Viertes Beispiel 216
Fünftes Beispiel 217
Sechstes Beispiel 220
Siebentes Beispiel 221
Lord Thomas Lyttleton 224
Einige merkwürdige Ahnungen und Träume . . . 229

Seite.
Der Prophet 248
Die Erscheinung 252
Das Fernwirken einer Seele auf die andere, kurz vor dem Tode.
Zweites Beispiel 258
Die Erscheinung auf dem Ritterholm 266
Noch einige merkwürdige Erscheinungen des Seelenvermögens 276
Schluß 290

Das Fernwirken einer Seele auf die andere kurz vor dem Tode.

In seinem zweiundzwanzigsten Jahre hatte Freiherr Emil v. O....e die Universitäts-Jahre beendigt, und begab sich nun nach Paris, das Ziel seiner sehnlichsten Wünsche.

Sein Vater, ein ehrwürdiger Greis, dessen Güte nur zuweilen in Schwäche ausartete, hatte seinem Emil nur ungerne die Erlaubniß zu dieser Reise ertheilt, denn es war ihm nicht verborgen geblieben, daß sein Sohn, bei einem zwar guten Herzen, doch sehr vielen Hang zu Leichtsinn habe. Er hatte gehofft, daß der Sohn ihm nach vollendeten Studien in Verwaltung seines sehr ansehnlichen Gutes beistehen, und ihm den Aufenhalt in seinem Schlosse erheitern werde, denn er fühlte sich als ein Wittwer, dessen einziges Kind Emil war, oft recht einsam und verlassen in dem weitläufigen Gebäude. Eine edle Selbsttäuschung erlaubte ihm jedoch nicht, diesen glühenden Wunsch kräftig auszusprechen, denn sollte

Emil seine Jugendfreuden aufopfern, bloß um ihn zufrieden zu stellen, sollte er der mannigfachen Freuden, denen er entgegen sah, und einer solch' interessanten Reise entsagen, nur damit er, der Vater, das Vergnügen seines Umganges genieße? Dieß schien ihm ein schwer zu verzeihender Egoismus, und so gab er denn, obwohl mit schwerem, bekümmertem Herzen, und nicht ohne die eindringendsten Ermahnungen, seine Einwilligung, und Emil reiste mit den besten Vorsätzen ab.

In der ersten Zeit hielt er auch diese Vorsätze; aber nach und nach verwischte sich der Eindruck immer mehr, den die liebevollen Ermahnungen seines Vaters auf ihn gemacht hatten; er wurde bekannter mit jungen Leuten, die ein freies ungezügeltes Leben führten, der Strudel von Paris riß ihn immer mehr dahin, er konnte den süßen Lockungen aller Art nicht mehr widerstehen, und bald war die schmale Gränze überschritten, die den Leichtsinnigen vom Liederlichen scheidet.

Die Ermahnungen seines Vaters, dem einige dieser Ausschweifungen nicht verborgen blieben, wurden dringender, aber sie machten nicht mehr den früheren Eindruck; und wenn er auch bessere Vorsätze faßte, so rissen ihn seine Genossen bald wieder mit sich fort, und in erneuter Lust und Freude und im Taumel des Vergnügens waren diese Vorsätze schnell vergessen.

Als aber ein immer tieferer Kummer und eine immer größere Sehnsucht in den Briefen seines Vaters sich aussprach, und dieser mit den rührendsten Bitten ihn zur Rückkehr aufforderte, da faßte endlich Emil den Entschluß zur Heimkehr in das Vaterhaus.

Aber dieser Entschluß war bälder gefaßt als ausgeführt. Emil hatte die Kraft nicht, die süßen Bande plötzlich zu zerreißen, die ihn an Paris fesselten, und selbst als er von dem Pfarrer des Gutes die Nachricht erhielt, daß sein Vater krank darnieder liege, und ihn beschwören lasse, in seine Arme zurückzukehren; verschob er noch die Abreise, die ihm so unendlich schwer fiel, von einem Tage zum andern.

Emil konnte aber die Vergnügungen der Hauptstadt nicht mehr mit frohem Herzen genießen, der Gedanke an seinen alten geliebten und nun so tief bekümmerten Vater störte seine Freuden, und jeder Augenblick, in dem er zu sich selbst kam, erinnerte ihn an seine Pflicht.

So saß er einst auf einer Bank in dem Gehölze von Boulogne; es war ein schöner Herbstabend, aber die Bäume verloren schon ihre Blätter und die ganze Natur mahnte an die Vergänglichkeit des Lebens und an ein Absterben alles Lebendigen. Alle süßen Erinnerungen seiner Kindheit wachten in ihm auf; die Liebe seines Vaters, seine treue und unermüdliche Zärtlichkeit,

seine Sehnsucht, den theuren Sohn wieder zu sehen, alles dieß trat vor die Seele Emils, der in tiefen Gedanken, den Blick auf den Boden geheftet, dasaß, und unbewußt mit seiner Reitgerte spielte.

Als er jetzt unwillkührlich die Augen öffnete, sah er die Gestalt seines Vaters gerade vor sich; näher und näher schwebte sie auf ihn zu, Emil erschrack heftig, und — indem er schnell mit der Reitgerte gegen die Gestalt fuhr, um sie von sich abzuhalten, war sie verschwunden.

Nachdem sich Emil von seinem Schrecken erholt hatte, fand er es ganz begreiflich, daß die Phantasie ihm ein Bild vorgemalt habe, mit welchem sich seine Gedanken ausschließlich und ernstlich beschäftigt hatten, doch konnte er ein Gefühl von Beklemmung, das ihn bis in seine Wohnung begleitete, nicht so leicht loswerden.

Hier fand er einen Brief vor, der ihn zur schleunigen Abreise aufforderte, wenn er seinen Vater noch lebend treffen wolle.

Mit der ängstlichsten Eile betrieb er nun seine Abreise, und fuhr Tag und Nacht mit Extrapost; er gönnte sich keinen Augenblick Ruhe, und wie schnell auch die fürstlich belohnten Postillione fuhren, es schien ihm viel zu langsam zu gehen, die Angst seines Herzens vermehrte sich, wie die Qual seiner Selbstvorwürfe, und so kam er end-

lich erschöpft in dem Schlosse seines Vaters an, der — bereits in der Gruft lag.

Der Jammer des Sohnes und sein nagender Kummer sind nicht zu beschreiben, die Rinde seines Herzen hatte sich gelöst, aber zu groß war sein Schmerz und seine zu späte Reue für Thränen, die ihm die drückende Last seines Herzens erleichtert hätten.

Stumm und in sich gekehrt saß er an dem Sterbebette seines Vaters, dessen letzten Seufzer er nicht gehört, dessen letzten Händedruck er nicht erhalten, dem nicht er die Augen zugedrückt hatte.

Und was ihn am meisten, was ihn fürchterlich quälte, das war der Zweifel, ob ihm sein Vater noch verziehen habe? er bat flehentlich den Pfarrer des Gutes und die Dienerschaft, die Zeugen waren, von den letzten Stunden seines Vaters, ihm Alles, ihm jedes Wort zu erzählen, das der theure Verstorbene noch gesprochen, und so erfuhr er denn, daß sein Vater im letzten Augenblicke nicht mehr bei sich gewesen, denn er habe, nachdem er noch tiefgerührt und mit unendlicher Sehnsucht von seinem Sohne in vollem Bewußtseyn gesprochen, und den glühenden Wunsch, ihn nur noch einmal vor seinem Ende zu sehen, ausgedrückt habe, plötzlich gerufen: „Mein Gott! jetzt schlägt er gar mit der Reitgerte nach mir," und mit diesen Worten sey er verschieden.

Die Erscheinung, welche Emil im Gehölze

von Boulogne gehabt hatte, fiel in die Sterbestunde des Vaters.

„Ich habe ihn getödtet, schrie Emil mit gräßlicher Stimme, ich, ich bin sein Mörder" und ohnmächtig fiel er nieder.

Als er wieder in's Leben erwachte, — war er wahnsinnig, und blieb es bis zu seinem früh erfolgten Tode.

Diese Begebenheit ist besonders auch deßhalb äußerst merkwürdig, weil die Erscheinung nicht nach dem Tode, sondern kurz vor demselben statt fand. Die Bande, welche die Seele an den Körper fesseln, waren vielleicht theilweise schon gelöst, als die Sehnsucht, den Sohn noch einmal in diesem Leben zu sehen, auf das Höchste gestiegen war, und dadurch möchte sich das erhöhte Seelen-Vermögen erklären lassen, auf eine andere Seele auch in der Entfernung zu wirken.

Erscheinung eines Knaben.

Zwei Knaben, die miteinander aufgewachsen, und mit einer seltenen Innigkeit sich ergeben waren, wurden in ihrem neunten Jahre von einander getrennt, weil der Vater des einen, der Staatsdiener war, in eine drei Stunden entfernte

Stadt versetzt wurde. Sie waren in eine Schule miteinander gegangen, ihre Spiele hatten sie stets gemeinschaftlich getrieben, und nie störte ein Zwist die Innigkeit dieses freundlichen Verhältnisses. Als sie sich nun trennen mußten, fühlten sie zum erstenmale in ihrem Leben einen nicht bloß vorübergehenden Schmerzen, und die beiderseitigen Eltern waren kaum im Stande, sie durch das Versprechen zu beruhigen, daß sie sich in den Ferien immer abwechslungsweise gegenseitig besuchen dürften.

Die Trennung schwächte ihre Liebe zu einander nicht, und die Eltern gestatteten daher gerne, daß Carl die Ferien bei Wilhelm, und dieser die darauf folgenden bei Carl zubrachte. So waren drei Jahre vorüber gegangen, und die Innigkeit der beiden Knaben hatte eher zu, als abgenommen. Die Osterferien waren vorüber, Carl kehrte von einem Besuche bei Wilhelm zu seinen Eltern zurück, und fügte sich wieder in die gewohnte Lebensweise, blühte ihm doch die Hoffnung, kommenden Herbst seinen Wilhelm im eigenen Elterlichen Hause wieder zu sehen. Als derselbe am zweiten Tage seiner Ankunft gerade zur Mittagsstunde mit der Magd in den Keller geschickt wurde, wo letztere jedesmal unter seiner Aufsicht den — zum Mittagsessen bestimmten Wein in Flaschen füllen mußte, und beide, im Gespräch miteinander begriffen, eben die Kel-

lerstiege heraufstiegen, rief plötzlich Carl mit sichtbarem Entsetzen: „O Gott! der Wilhelm ist todt, siehst Du denn nicht? hier, hier steht er ja, hörst Du denn nicht? er kommt, mich zu holen, und in acht Tagen muß ich sterben.“

Bleich wie der Tod trat Carl nun in das Zimmer seiner Eltern, wo er ihnen mit großer Bestürzung das Vorgefallene erzählte. Sie suchten ihn zu beruhigen, (die Magd hatte von der Erscheinung nichts gesehen) und wendeten alles Mögliche an, um ihm begreiflich zu machen, daß Alles bloß Täuschung seye, daß er seinen Wilhelm ja erst vor zwei Tagen gesund und froh verlassen, und daß seine Einbildung ihm nur das Bild desselben vorgeführt habe. Allein nichts fruchteten die liebevollen und beruhigenden Vorstellungen der Eltern, Carl blieb fest dabei, Wilhelm seye todt, er habe ihn gesehen, und in acht Tagen müsse er ihm folgen. Die Alteration des Knaben war so groß, daß er sich zu Bette legen mußte; und als die Eltern sahen, daß der gehabte Schrecken gefährlich auf ihren Sohn einwirken könnte, den nichts in seinem Glauben wankend machte, entschlossen sie sich endlich, eine Staffete an die Eltern Wilhelms zu schicken, diesen den Vorfall zu schreiben, und sie dringend zu bitten, den Wilhelm selbst unverzüglich zu ihnen zu senden, damit ihr Sohn von seinem gefährlichen Wahne zurückkommen, und

sich von dem Leben Wilhelms durch den Augenschein überzeugen könne.

Noch war die abgesandte Staffete keine Stunde fort, als ein Bote von Wilhelms Eltern die Trauer-Botschaft brachte, daß ihr Sohn, Mittags 12 Uhr, durch einen Sturz von einem, im Bau begriffenen Hause, ums Leben gekommen sey. In derselben Zeit hatte die Erscheinung statt gefunden.

So sehr nun auch Carls Eltern Allem aufboten, den Kummer und den Schrecken zu verbergen, den ihnen diese Nachricht verursacht hatte, und so sehr sie sich auch Mühe gaben, ihren Sohn zu beruhigen, und die Hoffnung zum Leben wieder in ihm zu erwecken, so half doch Alles nichts, Carls Kräfte schwanden sichtbar, und am achten Tage war er eine Leiche.

Der Todesruf.

Für die Wahrheit der nachfolgenden Erzählung bürgt uns Herr Gustav Sellen, welcher als Officier in Griechenland mitgefochten, und Zeuge der Begebenheit war, die wir mit seinen eigenen Worten wiedergeben wollen:

Wunderlich hatte der Zufall oder das Schicksal uns in Griechenland zusammengeführt. Doch so verschiedenartig auch unsere Meinungen, unsere Ansichten in unsern frühern Lebens-Verhältnissen

seyn mochten, hier hatte gleicher Zweck, gleiche Noth, gleiches Streben alle die Verschiedenheiten ausgeglichen, und wir lebten in der größten Eintracht. Mehrere Gefahren hatten wir gemeinschaftlich bestanden, hatten gemeinschaftlich gehungert und gedurstet, und unser Bündniß ward dadurch so sehr befestigt worden, wie ein ähnliches, unter ähnlichen Verhältnissen und Personen, nur befestigt werden kann. Ursprünglich bestand unsere kleine Gesellschaft aus fünf Mitgliedern, zwei Preußen, einem Dänen (einem Holsteiner), einem Mecklenburger und einem Polen, der jedoch vollkommen fertig deutsch sprach. Später hatte sich noch ein neuer Ankömmling, ein Baier von Geburt, Herr v. W...., zu uns gesellt; aber schon in der kurzen Zeit war uns der Landsmann (als solcher wurde jeder Deutsche betrachtet) durch heitere Laune, offenen Freimuth und ausgezeichnete Tapferkeit, welche er gleich an dem Tage seiner Ankunft zu zeigen Gelegenheit hatte, lieb geworden, und wir befanden uns jetzt auf dem Wege zu einem nahen Kloster, wo wir unsere Freundschaft durch einige Becher kräftigen Zea-Weines noch mehr befestigen wollten.

In der frohesten Stimmung langten wir bei dem Kloster an, und erhielten gegen Vorausbezahlung den geforderten Wein, der auf unser Geheiß in eine Laube gestellt wurde. Der Pole, dem wir freiwillig die Ehre zugestanden, im Trinken

und allen dazu gehörigen Gebräuchen am erfahrensten zu seyn, ward zum Mundschenken erwählt. Eilig reichte jeder, nach dem er Platz genommen, sein Glas dar. Der Baier, vielleicht noch etwas schüchtern unter den wenig gekannten Genossen, war der Letzte der dieß that. Kaum sprudelte der köstliche Rebensaft in künstlich hohem Bogen in das dargehaltene Glas, als dieß, ohne irgend eine Berührung, unter widerlich schrillendem Tone zersprang. Eine finstere Wolke überzog auf einen Augenblick die Stirne des Herrn v. W.... und auch wir andern alle waren mehr oder minder unangenehm ergriffen, aber schon waren wir auf dem besten Wege, die Sache für einen bloßen Zufall zu achten, schon war ein neues Glas bestellt worden, da sagte der Eine der Preußen: Wenn das nur nicht eine üble Vorbedeutung ist.

„Ey, über dein Gerede," fuhr ich ärgerlich auf. „Was wird es denn zu bedeuten haben, als daß aus diesem Glase Niemand mehr trinken kann!"

Jene wenigen Worte reichten jedoch hin, uns mehr oder weniger zu verstimmen, und erst à force de boir erlangten wir die verlorne Heiterkeit wieder, die zuletzt sogar in ausgelassene tobende Lust ausartete. Dieß diente aber doch wenigstens dazu, jenen widrigen Eindruck zu schwächen, und als wir einige Tage darauf ein

Gefecht mit den Türken hatten, aus welchem W...., alles bewiesenen Muthes ungeachtet, ganz unversehrt zurückkam, da ward der Glaube, das Zerspringen des Glases sey eine üble Vorbedeutung gewesen, durchaus verbannt.

So war einige Zeit ohne merkwürdige Ereignisse verflossen, und wir gedachten kaum noch jener Begebenheit im Kloster, da fanden wir uns einst wieder zusammen. Es war ein halb zerstörtes Haus, das uns zur Zufluchtstätte diente. Aus sicherer Hand wußten wir, daß sämmtliche Bewohner desselben, ein Türke mit seiner Frau, drei Kinder und zwei Dienern, hier auf die grausamste Art ermordet wurden, auch waren Wände, Thüre und Fußboden noch mit deutlichen Spuren des vergossenen Bluts bedeckt. Dieß alles aber hielt uns nicht ab, hier unser Quartier aufzuschlagen, ja wir waren noch froh, ein solches Obdach zu finden, denn der Regen goß in Strömen vom Himmel herab. Der niedrige Feuerherd diente uns zum Tische, der Fußboden zum köstlichen Divan, und schon wollten wir die Ausleerung einiger Krüge des gerühmten Zea-Weines mit fröhlichem Eifer beginnen, als ein schon früher bemerkter, übler Geruch mit verstärkter Gewalt unsere Geruchsnerven berührte. Wir suchten nach, und fanden endlich in der Ecke des Gemachs etwas, das man einem der Türken abgehauen hatte. Schaudernd schafften wir es fort, und eilten dann,

durch den Genuß des Weins unsern Ekel zu vertreiben. Die Trinkgeschirre, der sonderbarsten Art mitunter, wurden gefüllt, und eben wollten wir auf das Wohl der Sache, der wir Blut und Leben geweiht hatten, anstoßen, als die Thür unserer Stube plötzlich weit aufsprang, nachdem zuvor ein heftiger Schlag auf den hölzernen, inwendig angebrachten Drücker geschehen war. Theils überrascht, theils auch wirklich etwas erschreckt, setzten wir unsere Becher nieder, ergriffen Waffen und leuchtende Brände und untersuchten das ganze Haus. Aber nichts, auch nicht das Geringste, konnten wir entdecken, obgleich es durchaus keinen Ort gab, wo ein Mensch sich hätte verbergen können. Keller oder Boden hatte das Haus nicht, und rings herum war jeder Baum, jeder noch so kleine Strauch abgehauen; zudem jede andere Wohnung so weit entfernt, daß Niemand unentdeckt von unsern Späherblicken dorthin hätte gelangen können.

Nachdem wir unsere Untersuchungen beendet hatten, lagerten wir uns wieder um den Herd, und leerten, düster und verstimmt, unsere Trinkgeschirre. Etwa eine Viertelstunde mochte vergangen seyn, als wir die gewohnte Heiterkeit wieder gewannen. „Auf, Brüder, laßt die Grillen fahren, fort mit den Falten vom Gesicht!“ sang Einer, und alle Andern stimmten fröhlich ein.

Nun auch einen Becher auf unser glückliches

und siegreiches Ueberstehen dieses gerechten Freiheits-kampfes, rief ich. Aber wieder sprang mit einem heftigen Schlage gegen den Drücker die Thür auf, noch ehe wir angestoßen hatten, und wieder eilten wir, wie das erstemal hinaus alles aufs Genaueste zu durchsuchen. Vergebens. Wir fanden nichts, was uns auch nur den geringsten Aufschluß hätte geben können, und dieser sonderbare Zufall (denn dafür waren wir es, seiner auffallenden Wiederholung ungeachtet, zu halten geneigt) war uns um so unerklärlicher, da die Thüren der gemeinen Volksklasse in Griechenland, und zu dieser hatten auch die Bewohner unseres Hauses gehört, sich in der Regel nur von innen öffnen lassen, stets aber nach außen aufgehen, daher nicht durch einen Stoß von dorther geöffnet werden können.

Wieder vergieng eine längere Zeit, ehe wir uns in der vorigen ruhigen Stimmung befanden, aber dennoch kehrte diese endlich zurück, wozu der Wein, der reichlich vorhanden war, und eben so reichlich genossen wurde, das Seinige wohl redlich mit beitragen mochte. So hatten wir bald den Spuck vergessen. Auf glückliches Gelingen des vorhabenden Sturmes auf Napoli, rief der Pole, den Becher in die Höhe hebend, aber wie bei den frühern Toasts sprang auch jetzt die Thür auf, nur schien es uns, als sey der vorhergehende Schlag noch heftiger gewesen. Aber-

mals durchsuchten wir Alles nach dem höchstunwillkommenen Ruhestörer, abermals thaten wir es vergebens.

„Ei, so soll doch die Thür nicht mehr aufspringen," sagte Herr von W...., stets noch der fröhlichste von uns; und mit diesen Worten band er den Drücker so fest an die Kramme, daß selbst das schärfste Schwerdt den Knoten wohl schwerlich mit einem Hieb durchschnitten haben würde. So vor der ärgsten Störung sicher, begannen wir guten Muthes die Becher fleißig zu leeren, doch hegte jeder eine eigene, unwillkührliche Scheu vor dem Ausbringen irgend eines Trinkspruches. Endlich, als bereits der Morgen zu grauen begann, war auch diese Scheu von uns gewichen, und der Mecklenburger erhob den Becher, „auf unser Aller glückliches Wiedersehen des geliebten Vaterlandes!" Aber mit einer Gewalt, als wolle es die Thür zerschmettern, schlug es in dem nemlichen Augenblicke gegen dieselbe, und deutlich hörten wir Alle, mit dumpfer Grabesstimme den Namen des Baiern rufen.

Heftig erbleichte dieser, doch bald ermannte er sich, und überwand den unwillkürlichen Schrecken; wir alle aber zweifelten nicht mehr, daß die viermalige, stets mit dem Toast eintretende, Störung, einen, nach den gewöhnlichen Begriffen, übernatürlichen Grund haben müsse. Keinem wollte ferner noch der Wein munden, wir suchten daher,

in unsere Mäntel fest eingewickelt, die empfindliche Morgenkälte von uns abzuhalten, und den Schlaf wo möglich herbeizurufen. Beides gelang uns nur höchst unvollkommen, und wir waren daher froh, als die aufgehende Sonne uns durch ihre Strahlen erwärmte, und zugleich das unheimliche Gefühl von uns nahm, welches, ungeachtet aller Anstrengungen, es abzuwerfen, dennoch auf uns gelastet hatte.

Drei Tage darauf ward der Sturm auf Napoli, dessen wir in dem Toast erwähnten, unternommen. Die Feigheit der Griechen war die hauptsächlichste Ursache, daß wir zurückgeschlagen wurden. Zwar kostete uns diese Unternehmung nur wenige Mann, aber unter diesen Wenigen war auch der Herr von W..... Durch drei Kugeln zu gleicher Zeit getroffen, ward er gleich beim ersten Anlauf tödtlich verwundet, und gab wenige Augenblicke darauf in meinen Armen den Geist auf.

Schnell verbreitete sich nun das Gerücht von dem Todesrufe, welcher an ihn ergangen war, und kein Grieche wagte sich seit der Zeit in jenes Haus, aus Furcht, dort einen ähnlichen Ruf zu vernehmen.

Daß bei der ersten Zusammenkunft dieser Griechenfreunde gerade das Glas des Herrn von

W.... zersprang, könnte man einen Zufall nennen, obgleich man viele Beispiele hat, daß ein solcher Vorfall als eine üble Vorbedeutung angesehen werden kann. Wie aber will man sich das Aufspringen einer Thüre erklären, die nur von innen geöffnet werden kann, und die gerade im Moment eines bedeutungsvollen Toastes, und zwar dreimal nach einander dröhnend aufspringt? So unwahrscheinlich es war, daß sich Jemand den Scherz gemacht haben sollte, beim heftigsten Regenwetter die ganze Nacht außerhalb des Hauses zuzubringen, bloß um die Gesellschaft zu necken oder zu erschrecken, so ließ diese doch nichts ununtersucht, aber weit und breit war auch nicht die geringste Spur eines Menschen aufzufinden. Und als der vierte Toast „auf ein glückliches Wiedersehen im Vaterlande," und zwar nicht von Herrn von W...., ausgebracht wurde, warum wurde in diesem Augenblicke gerade der Name des Heern von W.... von Allen gehört? Wohl nur deßhalb, weil er der Einzige von der Gesellschaft war, der sein Vaterland nicht mehr sehen sollte, der an einen andern Ort hin berufen war. Der Erfolg hat es nur zu bald bewiesen. Und wollten wir das Zerspringen des Glases gerade in *seiner* Hand, das Aufspringen der Thüre jedesmal im Moment eines Toastes, den Ruf an Herrn von W.... und seinen hierauf erfolgten Tod, wollten wir dieß alles Zufall nennen, wäre

dieser Zufall weniger wunderbar, als der Todesruf durch ein geistiges Wesen?

Der Klapperer.

In dem schwäbischen Dorfe N.... war ein großer Theil der Bürgerschaft Zeuge von dem nachfolgenden Vorfall, dem zwar gerade keine Geistererscheinung zu Grunde liegt, der dennoch aber in's Gebiet der Geisterwelt zu gehören scheint.

Der reiche Schulzensohn Conrad liebte die Tochter eines Halbföldners, Namens Rosine, und versprach dieser, um sie seinem letzten heißesten Wunsche geneigter zu machen, feierlich die Ehe. Sie legte Zweifel in die Willfährigkeit der Eltern, in die Beharrlichkeit seines Willens, zuletzt in die Festigkeit seiner Treue selbst. Er gab die heiligsten Versicherungen, die Heftigkeit seiner Leidenschaft galt ihm für Gewalt der Liebe, er drückte sie mit Inbrunst an sein Herz, hob seine Rechte gen Himmel und schwur: „Wenn ich Dich je verlasse, Rosine, wenn ich Dir untreu werde, und eine andere heirathe, siehe, so sollen dereinst meine Gebeine nicht vermodern, ein Knochen soll an dem andern hängen bleiben, und ich will, als ein scheußliches Gerippe, von der Ruhe der übrigen Todten ausgeschlossen seyn."

Sie versagte nun dem Geliebten keinen Wunsch

mehr; aber nicht sobald trug die Sage die Nachricht im Dorfe umher, daß Rosine die Folgen ihres zu vertraulichen Umgangs mit des Schulzen Sohn empfinde, als dieser mit einer Art von Schaam mit seinen Besuchen bei ihr sparsamer wurde, und endlich ganz ausblieb.

Bald mußte Rosine Conraden in den Weg treten, wenn sie ihn noch sehen wollte. Bei einem solchen Zusammentreffen entschuldigte er sich, daß seine Eltern gar zu sehr auf ihn einstürmten, und daß er sie nicht in dem Grade halsstarrig erwartet hätte. „Sie solle ruhig seyn, er meide sie nur, um gar zu lärmenden Auftritten vorzubeugen."

Im Grunde war aber Conrad ihrer Liebe satt; der Geiz- und Hochmuthsteufel hatte doch im Hintergrunde seines Gemüths seinen Sitz aufgeschlagen: die Liebe hatte nur eine Zeitlang einen bessern Menschen aus ihm machen können. Nicht lange, so nahm er Liese, eines reichen Bauern Tochter, zur Frau. Das Dorf fand dieß nicht auffallend, und das gute Röschen blieb allein die Getadelte.

So lebte sie einige Jahre hin; das Kind starb, und ein junger Dorfschneider, der einige Zeit in der Fremde gearbeitet, und sich über manches wegsetzen gelernt hatte, nahm sie, unterrichtet von ihrem sonst untadelhaften Wandel und ihrer geschickten Hand, zur Frau.

Conrad lebte äußerlich glücklich, seine schlechte Handlung ging ihm aber doch nahe, und hinter der wilden Ausgelassenheit, in welche er verfiel, so oft er ein Gläschen zuviel trank, stack nichts anderes, als ein geheimer Mißmuth, und innere Unzufriedenheit mit sich selbst.

Nach einigen Jahren raffte ihn eine hitzige Krankheit hinweg; Rosine weinte ihm eine Thräne des mitleidigen Bedauerns nach. Sie hatte in ihren Umständen nicht zu klagen, und lebte mit ihrem Manne zufrieden.

Es verflossen wohl achtzehn Jahre. Da traf es sich, daß eines Abends die Gäste einer Hochzeit, zu welcher Rosine auch geladen war, mit allerhand Spielen sich unterhielten. Unter andern wurden auch Pfänder gelöst, und ein loser Vogel machte sich den Spaß, dem nächsten Pfand aufzugeben, den sogenannten Klapperer aus dem Beinhaus herüber zu holen.

Dieser Klapperer war nichts anderes, als ein Gerippe, das die Todtengräber vor einigen Jahren ganz unversehrt auf dem Kirchhofe herausgegraben, und der Seltenheit wegen im Beinhaus aufgestellt hatten.

Das Loos traf einen verwegenen jungen Bauernburschen, der sich bei dieser Gelegenheit vor den Dirnen gerne beherzt zeigte, und ohne Widerrede hinüberlief.

Man scherzte über den sonderbaren Auftrag,

man meinte, er werde sich durch einen listigen Einfall aus der Schlinge ziehen. Plötzlich stieß er die Thüre auf, und stellte den Klapperer mitten in die Stube. Entsetzen ergriff die lustige Gesellschaft.

Es kommt sehr darauf an, wo man einen Gegenstand erblickt. Im Beinhaus betrachteten die Leute den Gliedermann ohne Grauen; er gehörte den Todten an, hier unter den Lebenden schien er zu leben, und so war der Spaß auf einmal zu einem bedenklichen Ernst geworden.

Der Wirth, ein Mann voll Ernst und Strenge, trat dazwischen und tadelte den Vorgang. Ihr habt sehr Unrecht gethan, dieses Wesen in seiner Ruhe zu stören; es ist zwar nur ein Gebäude von todten Knochen, man kann aber nicht wissen, wie dergleichen Dinge, die man wohlweißlich aus der Gesellschaft der lebendigen Menschen entfernt, mit der andern Welt zusammenhängen. Bringt ihn also je eher je lieber an seinen Ort, morgen werden wir ohnedieß das Amt auf dem Halse haben, dem so ein Vorgang Gelegenheit ist, Strafen anzusetzen. Zuvor aber ergreife jedes die rechte Hand des Mannes, bitte ihn um Verzeihung und bete ein Vaterunser für seine fernere Ruhe.

Man wagte nicht, Einwendungen zu machen, und die Gäste befolgten der Ordnung nach den Willen des Wirthes. Als die Reihe an Rosi-

nen kam, weigerte sie sich standhaft, dem Gerippe die Hand zu geben. Man fragte sie um den Grund ihrer Weigerung, sie wollte ihn aber nicht sagen. Mit scheuem Blicke betrachtete sie die Gestalt. Man fragte sie, ob sie den Klapperer kenne. Sie sagte: „Ich glaube."

Endlich raffte sie sich zusammen, ergriff die knöcherne Hand und sagte: „Conrad! ich verzeihe Dir!"

Kaum hatte sie dieß ausgesprochen, als Knochen von Knochen sich löste, und das Gerippe klappernd zusammenstürzte.

Als man vom Schrecken wieder zu sich gekommen war, und Rosine von einer Ohnmacht sich erholt hatte, mußte sie erzählen, wie der Vorgang mit ihren räthselhaften Worten zusammenhängen könnte. Sie erzählte jenen fürchterlichen Schwur Conrads, und Niemand zweifelte, daß dieß seine Gebeine seyen.

Das Amt erhielt Kunde hievon, und ließ die todten Reste zur Ruhe bringen.

Die Erscheinung auf der Straße.

Albert und Eduard hatten sich auf der Universität T.... kennen gelernt, wo gleiche Studien sie zusammenführten. Beide waren gebildete junge Männer, die sich mit angestrengtem

Fleiße der Medicin widmeten; gerne besprachen sie sich über diese Wissenschaft miteinander, und da ihr Charakter und ihre Gesinnungen gleichfalls übereinstimmten, so waren sie bald unzertrennliche Freunde, die sich ein volles und unbedingtes Vertrauen schenkten.

So waren zwei Jahre in ungetrübter Harmonie verflossen, als durch einen sonderbaren Zufall, vielleicht aber auch durch eine feine Intrigue, Alberten der Beweis einer großen Indiscretion von Seiten Eduards in die Hände gespielt wurde.

Albert schrieb offen an Eduard, daß er sich von ihm hintergangen wisse, daß er sein Vertrauen mißbraucht habe, und daß er von nun an nicht mehr einen Freund in ihm erblicke. Eduard fühlte nur zu sehr, wie sehr der Schein gegen ihn seye, auch konnte er sich nicht verhehlen, daß er nicht mit derjenigen Offenheit an seinem Freunde gehandelt habe, die dieser stets um ihn verdient hatte, er war sich aber auch bewußt, daß sein Fehler ein verzeihlicher und keineswegs so groß gewesen sey, wie er nach allen Umständen in den Augen seines Freundes erscheinen mußte. Besondere Umstände, und namentlich das, einem Dritten gegebene heilige Versprechen der Verschwiegenheit erlaubten ihm jedoch nicht, seinem Freund Albert das statthabende Mißverständniß nach allen Theilen auseinander zu setzen, und so begnügte er

sich, an Albert zu schreiben, daß wenn er auch gegen ihn gefehlt habe, er doch seiner Freundschaft nicht unwerth seye, und daß vielleicht die Zeit, die Alles enthülle, ihm dieß beweisen werde. Albert fühlte sich zu sehr verletzt, um auf diese allgemeine Behauptung hin seine jetzigen Gesinnungen gegen Eduard zu ändern, an dessen Schuld er nun um so weniger zweifelte, da er nichts Genügendes zu seiner Rechtfertigung angeführt hatte. Eduard erhielt keine weitere Antwort, und Albert vermied es sichtbar, mit jenem irgendwo zusammen zu treffen.

Tief bekümmert, den bewährten und geliebten Freund durch ein Mißverständniß zu verlieren, und schmerzlich von den Gedanken gepeinigt, selbst dessen Achtung verscherzt zu haben, schrieb Eduard noch einmal an Albert, wiederholte die Versicherung seiner Unschuld, und schloß mit den Worten: „Du wirst dich einst, und wäre es auch erst nach meinem Tode, überzeugen, daß, so sehr der Schein auch gegen mich ist, ich doch im Ganzen schuldlos und deiner Freundschaft werth bin.“

Bald hierauf reiste Albert nach Berlin, um daselbst seine Studien fortzusetzen, Eduard aber kehrte in seine Vaterstadt zurück, um sich dort für seine bevorstehende Prüfung vorzubereiten.

Ein halbes Jahr war bereits verflossen, ohne daß die beiden getrennten Freunde etwas von einander gehört hätten, und es überraschte daher

Albert nicht wenig, als er, eben im Begriffe in ein Collegium zu gehen, das von 11 bis 12 Uhr gelesen wurde, Eduarden, den er weit von Berlin wegglaubte, in derselben Straße gegen sich kommen sah.

Unschlüssig, ob er seinen früheren Freund, der ihm so unverhofft weit vom Vaterlande begegnete, grüßen, oder ihn ignoriren solle, näherten sich beide einander, da aber Albert in Eduards Gesicht eine sichtbare Verlegenheit bemerkte, als sie sich Aug' ins Auge sahen und er den ersten Gruß von Eduard erwarten zu können glaubte, dieser aber nicht erfolgte, so giengen beide, ohne sich zu grüßen, an einander vorüber.

Albert trat nun, es schlug eben 11 Uhr, in das Collegium, und theilte dort seinen Landsleuten die Ankunft Eduards in Berlin mit. Keiner hatte ihn noch gesehen, und auch in den folgenden Tagen fand sich keine Spur von demselben, dagegen erhielt Albert einen Brief aus seiner Heimath, der ihn von dem schnellen Tode Eduards in Kenntniß setzte, welcher an demselben Tage und zu derselben Stunde erfolgt war, wo die Erscheinung Eduards in der Straße zu Berlin statt gefunden hatte.

Ein merkwürdiger Traum.

Mr. R—d von Bowlard, ein Gutsbesitzer im Galathale, hatte einen Prozeß wegen einer bedeutenden Summe, die aus den Rückständen des Zehnten erwachsen war, auf den eine adelige Familie Ansprüche erhob. Mr. R—d stand in der festen Meinung, daß sein Vater die gesetzpflichtigen Ländereien von dem Inhaber des Zehnten unter einer, dem schottischen Rechte eigenthümlichen, Form erkauft habe, welche jene Ansprüche aufhebt; aber vergeblich durchsuchte er alle Papiere seines Vaters, so wie die öffentlichen Akten, es war ihm unmöglich, die Documente aufzufinden, welche den Beweis für seine Meinung enthielten. Der Zeitpunkt kam jetzt heran, wo er den Verlust seines Prozesses unvermeidlich voraussah, und er hatte schon den Beschluß gefaßt, des andern Tags nach Edinburgh zu reisen, und einen Vergleich zu treffen, so gut er konnte. In der Nacht hatte er jedoch folgenden Traum: Sein Vater, der viele Jahre todt war, erschien ihm, und fragte: wodurch sein Geist beunruhigt würde. Mr. R—d unterrichtete seinen Vater von der Ursache seiner Besorgniß und fügte hinzu, daß es ihm um so drückender sey, eine so bedeutende Summe zu verlieren, da er die feste Ueberzeugung hege, daß er sie nicht schulde, obwohl er umsonst Beweismittel gesucht habe, die er vor Gericht geltend ma-

chen könne. „Du irrst Dich nicht, mein Sohn," antwortete die väterliche Erscheinung, „ich erwarb das Recht auf diesen Zehnten, zu dessen Zahlung man Dich jetzt zwingen will. Die Papiere, die sich auf diesen Fall beziehen, sind in den Händen des Mr. O...., eines Schreibers, der sich jetzt von den Geschäften zurückgezogen hat und zu Inveresk bei Edinburgh lebt. Dieser Mann wurde, obschon ich sonst keine Geschäfte mit ihm hatte, aus besondern Gründen gerade in diesem Falle von mir gebraucht. Sollte Mr. O.... eine Sache, die so lange her ist, vergessen haben, so kannst Du sie ihm dadurch ins Gedächtniß zurückrufen, daß Du ihn erinnerst, wie wir Schwierigkeiten fanden, ein portugiesisches Goldstück zu wechseln, und daher genöthigt waren, das Aufgeld mit einander in einem Wirthshause zu vertrinken." — Mr. R—d erwachte des Morgens, alle Worte der Erscheinung treu in seinem Gedächtnisse, und hielt es der Mühe werth, statt gerade nach Edinburgh zu gehen, den Umweg über Inveresk zu machen. Als er dort anlangte, besuchte er den Herrn, auf welchen der Traum sich bezog, einen sehr bejahrten Mann, und fragte ihn, ohne seiner nächtlichen Erscheinung im Geringsten zu erwähnen, ob er sich nicht erinnere, für seinen Vater dieses und dieses Geschäft geführt zu haben? Der alte Herr konnte sich anfangs nicht gleich entsinnen, bei der Erwähnung des portugiesischen

Goldstückes kehrte ihm aber das Ganze ins Gedächtniß zurück; er suchte sogleich nach den Papieren, fand sie, und Mr. R—d brachte die Documente, durch welche er einen Prozeß gewinnen mußte, den er schon verloren glaubte, nach Edinburgh mit. Der Verfasser hat diesen Vorfall oft von Personen erzählen hören, welche die beste Gelegenheit hatten, genau von den Thatsachen unterrichtet zu seyn, die nicht leicht hintergangen werden konnten, und unfähig waren, selbst zu hintergehen; er kann daher nicht umhin, demselben vollen Glauben zu schenken.

Dieser Traum erscheint uns besonders auch deßhalb merkwürdig, weil so viele einzelne Umstände in demselben vorkommen, welche die gegebene Auskunft begleiten, und wodurch die Annahme, daß der ganze Traum ein Zufall sey, in sich selbst verfällt.

Der schwarze Ritter.

Ein durch hohe Geburt wie durch edlen Charakter gleich ausgezeichneter Mann, der seinen Muth und seine Geistesgegenwart öfters schon erprobt hatte, fuhr in einer schönen Sommernacht, von M.... nach L..., seinen damaligen Wohnort. Er saß allein in seiner Trotschke — der Kut-

scher leitete die Pferde. Rasch ging es vorwärts, denn die Strecke von M.... nach L... ist kurz und der Weg eben so gut. Plötzlich und unversehens halten die Pferde, und gerade vor der Deichsel steht die Gestalt eines schwarzen Ritters ruhig und unbeweglich und es schien, daß die Deichsel fast seinen Harnisch berühre. Erschrocken über die augenscheinliche Gefahr, welcher der schwarze Ritter nur durch das augenblickliche Halten der Pferde entgangen zu seyn schien, und welchen der auf seiner Heimkehr begriffene ..... im ersten Augenblick für einen Bekannten hielt, der als Ritter vermummt, einen Scherz treiben wolle, rief derselbe: „Was ist das, was soll das heißen?" Die Gestalt blieb unbeweglich und gab keine Antwort. Jetzt sprang ..... aus seiner Trotschke heraus, aber — die Gestalt war in demselben Augenblick verschwunden. An der Stelle, wo dieser Vorfall statt fand, ist der Weg sehr schmal, rechts von demselben fließt ein Fluß und links befinden sich Felsen, die, wenn auch nicht sehr hoch, doch auch hier gerade nicht zugänglich sind. ..... spähte nach allen Seiten, aber vergebens. Er hatte die Gestalt des Ritters, die wallenden Federn auf dem Helme, die Schärpe über die Schulter, kurz alles so deutlich gesehen, daß er im Augenblick eine Zeichnung davon hätte entwerfen können, und nur das Gesicht war ihm verborgen geblieben, weil das Visier herab gelassen war, und jetzt war weit

und breit auch nicht das Geringste zu entdecken, was nähern Aufschluß hätte geben können. ....., welcher bisher kein Wort mit seinem Kutscher gesprochen hatte, fragte nun denselben, warum er denn plötzlich gehalten habe? „Ich?" erwiederte der Kutscher, „ich habe nicht gehalten, sondern die Pferde haben es gethan, und bei einer solchen Erscheinung ist es wahrhaftig kein Wunder." — „Was für eine Erscheinung? frug ..... „I du mein Gott, haben Sie denn den schwarzen Ritter nicht gesehen, der plötzlich vor den Pferden stand, auf denen der Angstschweiß noch liegt," entgegnete der Kutscher und als ..... eine Beschreibung von demselben verlangte, so schilderte ihn der Kutscher Zug für Zug genau so, wie ihn ..... gleichfalls erblickt hatte.

..... fuhr einige Tage darauf wieder nach M. und sagte scherzweise zu dem Gastwirth, bei welchem er eingekehrt war: „Heute fahre ich bälder nach Haus als das letztemal, ich bin kein Freund von Gespenstern. Sie haben gewiß den schwarzen Ritter gesehen, erwiederte der Wirth, und nun erfuhr ....., daß schon mehrere Personen in M. denselben gesehen hätten, und ihre Beschreibung von demselben kam ganz mit der Erscheinung überein, die ..... selbst gehabt hatte.

..... fuhr nicht nur diesesmal, sondern auch später noch oft denselben Weg bei Nacht, und zwar zu verschiedenen Stunden, allein der schwarze

Ritter ließ sich nicht mehr erblicken, und welchen Zweck seine Erscheinung gehabt hat, ist ..... heute noch unbekannt.

Die Geistererscheinung bei Salon.

Folgende Geschichte, welche sich unter Ludwig XIV. zutrug, erregte damals ein allgemeines Aufsehen. Ein Hufschmidt aus dem kleinen Dorfe Salon, in der Provence, kam mit der Post nach Versailles, und wandte sich an Brissac, Major bei der Leibwache des Königs, von welchem er dringend eine Privat-Audienz wünschte. Ohne sich durch wiederholte Weigerungen irre machen zu lassen, bestand der Mann so hartnäckig auf seiner Forderung, daß der König endlich von der Sache unterrichtet wurde, und dem Supplikanten zu wissen that, daß es nicht seine Gewohnheit sey, ohne Weiters jeden, der ihn sprechen wolle, anzunehmen. Der halsstarrige Hufschmidt blieb dennoch bei seinem Gesuch, und setzte hinzu, daß er, wenn er vor Se. Majestät gebracht würde, einen Umstand anführen könne, von dem bisher der König allein gewußt habe, und der zum Beweise dienen möge, daß er wirklich mit einer Sendung an derselben beauftragt sey, um ihm eine Sache von der höchsten Wichtigkeit mitzutheilen. Zuletzt verlangte er eine Audienz bei ir-

gend einem Minister, weßhalb der König befahl, ihn vor Barbefieux zu führen, der sein Vorbringen anhören sollte. Zum Erstaunen aller weigerte sich der Hufschmidt, welcher nur eben in Versailles angekommen war und sein Dorf früher niemals verlassen, noch sich bisher mit irgend etwas anderem, als seinem niedern Handwerk beschäftigt hatte, — er weigerte sich durchaus, mit Barbefieux zu thun zu haben und erklärte mit festem Ton, daß er verlange vor einen Minister geführt zu werden, daß Barbefieux mit dieser Würde nicht bekleidet sey, und daß er zu Niemand anders als einem Minister sprechen könne. Auf dieß bezeichnete der König Pomponne als denjenigen, zu welchem der Hufschmidt gebracht werden sollte, was sich dieser denn auch ohne fernere Widerrede gefallen ließ. Was von der Aussage dieses Menschen bekannt wurde, ist nur Weniges; folgende Punkte sind das Bedeutendste: Nach seiner eigenen Erzählung wurde er, als er vor einiger Zeit Abends nach Haus ging, bei einem Baume in der Nähe von Salon plötzlich von einem hellen Glanz umleuchtet. Eine Gestalt, weiß gekleidet und mit dem Zeichen königl. Würde geschmückt, von schönem und gütigem Aussehen, rief ihn bei seinem Namen und befahl ihm wohl aufzumerken, worauf sie dann über eine halbe Stunde mit ihm sprach, und unter Anderem erklärte, daß sie die Königin, die frühere Gemahlin des Königs sey.

Die Erscheinung gebot ihm sodann, sich augenblicklich zu dem König zu begeben, und diesen mit einer gewissen Sache, welche ihm mitgetheilt wurde, bekannt zu machen, indem sie hinzusetzte, die Vorsehung werde ihn auf seiner Reise schützen, und die Erwähnung eines besondern Umstandes, welcher schlechterdings nur dem König allein bekannt seyn könne, werde Letzteren von der Wahrhaftigkeit des Boten überzeugen. Sollte es ihm anfangs unmöglich seyn, den König selbst zu sprechen, so müsse er eine Audienz bei einem Minister fordern, dürfe sich aber durchaus nicht mit sonst jemand einlassen und überhaupt nur gewisse Dinge dem König selbst anvertrauen. Weiche er von irgend einem Theile seines Auftrags auch nur im Geringsten ab, so stehe ihm der Tod bevor. — Der Hufschmidt in Furcht und Zittern, versprach pünktlichen Gehorsam, worauf die Königin alsbald verschwand und ihn unter dem Baume in dichter Finsterniß zurückließ. Er sprang auf und wußte nicht, ob ihm geträumt habe, oder etwas Wirkliches begegnet sey; endlich kehrte er nach Hause, überzeugt, daß alles eine Täuschung gewesen und entschlossen, ein tiefes Stillschweigen über die ganze Sache zu beobachten. Aber zwei Tage nachher, als er wieder an demselben Orte vorbeiging, erschien ihm jene Gestalt abermals und erneuerte ihren Befehl; zugleich wurde ihm sein Unglauben streng verwiesen und er im Fall fer-

neren Ungehorsams hart bedroht. Auch gebot ihm die Erscheinung dießmal, das, was er gesehen, dem Gouverneur der Provinz zu melden, welcher ihn sodann mit dem nöthigen Gelde zu seiner Reise versehen werde. Der Hufschmidt zweifelte nicht länger an der Wirklichkeit der Erscheinung; aber schwankend zwischen der Furcht vor den Drohungen des Phantoms und den Schwierigkeiten, welche sich der Ausführung des erhaltenen Befehls entgegen stellten, wußte er nicht, was er thun sollte und beschloß, das Geheimniß seines Kummers dennoch in seiner Brust zu bewahren.

Acht Tage lang blieb er in diesem Zustande peinlicher Verlegenheit, als ihm, da er eben wieder an jenem Ort vorüberging, die Gestalt zum drittenmal erschien. Der alte Befehl wurde erneuert und dießmal für den Fall, daß er nicht gehorche, so fürchterliche Drohungen beigefügt, daß er gerathen fand, sich unverzüglich auf den Weg zu machen. Den Tag nach dieser letzten Erscheinung war er bereits in Aix bei dem Gouverneur, welcher ihn, sobald er seinen Bericht gehört, dringend zur Fortsetzung seiner Reise aufforderte und mit Geld versah, um einen Platz in der Postkutsche nehmen zu können.

Dieß ist Alles, was man mit Gewißheit über die Sache erfuhr. Der Hufschmid hatte drei Audienzen bei Pomponne und blieb jedesmal über zwei Stunden mit ihm eingeschlossen. Nach jeder

Unterredung hatte wiederum der Minister eine geheime Audienz beim Könige, welcher wünschte, daß die Sache im Staatsrath das Weitere besprochen würde, aber zu einer Zeit, wenn Monseigneur nicht darin wäre und bloß in Gegenwart der Minister, namentlich des Herzogs von Beauvillers, Pontchartrain's und Torcy's. Die Mitglieder des Raths debattirten lange hin und her und das Resultat war, daß der Hufschmidt wirklich vor den König geführt wurde, welcher ihn in seinem Kabinet empfieng. Man brachte ihn zu diesem Zweck die geheime Treppe hinauf, welche von dem Marmorhof nach den königlichen Zimmern führt, und deren sich Sr. Majestät gewöhnlich bediente, wenn sie auf die Jagd gieng, oder eine Spazierfahrt vornahm. Wenige Tage nachher ließ ihn der König abermals kommen und blieb jedesmal beinahe eine Stunde lang mit ihm allein, wobei der gemessenste Befehl gegeben war, daß Niemand in den benachbarten Gemächern sich aufhalten durfte. Am Morgen nach der ersten Unterredung mit dem Hufschmidt, als Se. Majestät die geheime Treppe hinabstieg, glaubte der Herzog von Duras, der diensthuende Kammerherr, welcher fast Alles, was er dachte, gegen den König herausſagen durfte, eben nicht nöthig zu haben, mit sonderlichem Respekt von dem Hufschmidt zu sprechen und brauchte deßhalb das alte, alberne Sprüchwort: „entweder ist dieser Mann

ein Narr, oder der König ist kein Edelmann.“ „In diesem Fall bin ich kein Edelmann,“ erwiederte der König, indem er still stand, (was er sonst beim Gehen fast niemals that) „denn ich habe mich lange mit dem Hufschmidt unterhalten: er hat mit sehr gutem Verstand zu mir gesprochen und ich kann Sie versichern, daß er kein Narr ist.“ Diese Worte, welche mit großem Ernst ausgesprochen wurden, setzten die anwesenden Hofleute in nicht geringes Erstaunen. Nach dem zweiten Gespräch mit dem Hufschmidt erklärte Se. Majestät, daß dieser außerordentliche Mensch eines Umstands erwähnt habe, welcher ihm, dem König, vor mehr als zwanzig Jahren begegnet sey, und ohne übernatürliche Dazwischenkunft nur ihm habe bekannt seyn können, indem er desselben gegen kein menschliches Wesen Erwähnung gethan. Dieser Umstand nämlich, sagte der König, sey die Erscheinung eines Gespenstes, welches er einmal im Walde von St. Germain gesehen, als er ganz allein durch denselben ritt, und dessen er, wie er feierlichst erklärte, nie gegen ein menschliches Ohr erwähnte. Noch bei einigen nachfolgenden Gelegenheiten sprach sich der König aufs Günstigste über den Hufschmidt aus, welchem seine Ausgaben, auf Befehl Sr. Majestät ersetzt wurden, und welcher, ungerechnet daß er auf königliche Kosten wieder nach Hause geschickt ward, noch ein ansehnliches Geldgeschenk erhielt. Ueberdieß

bekam der Gouverneur seiner Provinz den Befehl, ihn unter seine besondere Fürsorge zu nehmen und während seiner ganzen noch übrigen Lebenszeit an Nichts Mangel leiden zu lassen. Jedoch sollte er ihn nicht über sein bisheriges niedriges Gewerbe erheben. Sehr bemerkenswerth ist, daß die damaligen Minister jede Mittheilung über diese Sache stets unabänderlich abgelehnt haben. Ihre vertrautesten Freunde haben zu verschiedener Zeit durch allerlei Kunstgriffe hinter das Geheimniß zu kommen gesucht; aber umsonst: nicht das unbedeutendste Wort, das Licht auf jenes Ereigniß geworfen hätte, vermochten sie zu erlangen.

Der Hufschmidt, welcher eine so bedeutende Rolle bei dieser Gelegenheit spielte, mochte ein Mann von ungefähr fünfzig Jahren seyn. Er hatte eine zahlreiche Familie; in seinem Betragen war nichts Auffallendes und in seiner Provinz stand er im Rufe einer gewissenhaften und uneigennützigen Rechtschaffenheit, eines bescheidenen Wesens und eines guten Verstandes. Sein Benehmen bei Hofe entsprach dieser Schilderung vollkommen. Beständig sagte er, daß man ihn mit allzuviel Großmuth behandle, zeigte keine Neugierde und schien, sobald seine Audienzen beim König oder Herrn von Pomponne vorüber waren, durchaus nicht darauf aus zu seyn, zu sehen, oder gesehen zu werden; vielmehr war er ängstlich besorgt bald wieder zu den Seinigen zurückkehren zu dürfen.

Er versicherte, daß jetzt, da seine Sendung vollbracht sey, er nichts Weiteres zu thun habe, als nach Hause zu kehren. Verschiedene Versuche wurden gemacht, ihm sein Geheimniß zu entreißen, aber er beobachtete durchweg ein hartnäckiges Stillschweigen, oder schnitt alle Fragen mit seiner gewöhnlichen Antwort ab: „Ich darf Nichts sagen.“ In sein Dorf zurückgekehrt, nahm er seine gewöhnliche Beschäftigung wieder vor, sprach weder von Paris noch vom Hofe und zeigte durch seine kurzgefaßten Erwiederungen deutlich, daß Fragen ihm lästig waren. Wenn man ihn über den König ausforschen wollte, so begnügte er sich zu dessen Lobe zu sprechen, aber ohne die leiseste Anspielung auf eine der mit Sr. Majestät gehabten Unterredungen.

Bei dieser Geschichte stand ein weites Feld zu Vermuthungen offen, und gar Vieles über diesen Gegenstand ward zur Rede gebracht; aber selbst die Zeit, die große Enthüllerin des Verborgenen, hat zu diesem undurchdringlichen Räthsel keinen Schlüssel gegeben.

Der Todesbote.

Die folgende Erzählung verdankt der Verfasser einem hochgeachteten Manne, dessen strenge Wahrheitsliebe keine seiner geringsten Tugenden

ist und dessen Unglauben an alles Unerklärliche, Uebernatürliche erst durch nachstehende Begebenheit besiegt wurde. Hier seine eigenen Worte: Im Sommer 1829 machte ich eine Reise durch Oesterreich und einen Theil von Italien, und als ich in Venedig eintraf, fand ich daselbst unvermuthet meinen Freund H..., der in Begleitung eines jungen Mannes, U... aus Prag nur einen Tag früher daselbst eingetroffen war und den er mir als seinen bisherigen Reise-Gefährten vorstellte. Erfreut über dieses unverhoffte Zusammentreffen, beschlossen wir, Mailand mit einander zu besuchen und von da aus entweder auf dem kürzesten Wege nach Deutschland zurückzukehren, oder, wenn die Witterung uns begünstige, die Schweiz zu bereisen. H.... und ich hatten uns vielerlei mitzutheilen, denn wir hatten uns lange nicht gesehen und auch unsere Correspondenz war in der letzten Zeit ins Stocken gerathen. Solche Mittheilungen haben in der Regel für einen Dritten weniger Interesse und so fiel es mir nicht auf, daß U... der bisherige Begleiter meines Freundes H.... sich fast gar nicht in unser Gespräch mischte, was ja auch in unserer noch so neuen Bekanntschaft, so wie in allenfallsiger Schüchternheit seinen Grund haben konnte. Im Verlauf der Reise bemerkte ich jedoch an U.... eine Schwermuth, die mehr und mehr zuzunehmen schien und ihn nicht nur für alle Schönheiten der italienischen Natur, sondern über-

haupt für alles Sehenswerthe, Interessante unempfänglich machte. Unsere Bemühungen, ihn aufzuheitern, waren fruchtlos, und so war es mir nicht unlieb, als er nach drei Tagen den Entschluß faßte, uns zu verlassen, und von Verona aus, wo wir eben angekommen waren, wieder nach Haus zurückzukehren. Denn wie ein Vergnügen durch Mittheilung und gemeinschaftlichen Genuß erst recht erhöht wird, so kann es auch wieder verkümmert werden, wenn Alles, was zu Frohsinn und Freude reizt, keinen Anklang findet. U...., obgleich er nicht zum erstenmal die Heimath verlassen hatte, fühlte eine solche unbesiegbare Sehnsucht nach Haus, daß er dieses Gefühl selbst, halb beschämt und wehmüthig lächelnd als Heimweh bezeichnete. Er kehrte mit der nächsten Post nach Prag zurück, mein Freund H.... und ich setzten unsere Reise fort, und ehe wir noch Mailand im Rücken hatten, hatten neue Gegenstände die Erinnerung an U.... aus meinem Gedächtnisse verwischt.

In die Heimath zurückgekehrt, lebte ich schon seit einigen Monaten wieder meinem Berufe, und obgleich ich dem herrlichen Italien die schönsten Erinnerungen bewahrte, so dachte ich doch nicht mehr an U....

Indessen war die Zeit des Carnevals eingetreten, mehrere Bälle, die sich schnell auf einander folgten, hatten mich etwas ermüdet und dieß veranlaßte mich, einen glänzenden Ball beim ....

Gesandten, Fürsten K., schon gegen Mitternacht zu verlassen.

Noch ganz in Gedanken an den Ball, öffnete ich die Thüre meines Schlafgemachs und erblickte mit Erstaunen mitten in demselben den, schon so lange vergessenen, U....

Er war in denselben braunen Ueberrock gekleidet und hatte eben das schwarze Käppchen auf dem Kopfe, wie ich ihn in Italien gesehen hatte, und so hell schien der Mond in mein Zimmer, daß ich selbst seine Gesichtszüge aufs Deutlichste erkennen konnte.

Ueberrascht von seiner unverhofften Gegenwart und ohne daß mir im Augenblick die Sonderbarkeit auffiel, ihn zu dieser Stunde in meinem Schlafzimmer zu treffen, begrüßte ich ihn mit den Worten: „Willkommen U...., welch unverhofftes Wiedersehen! Langsam erhob er nun seinen Arm und deutete mit seinem Zeigefinger auf einen im Zimmer befindlichen Tisch, dann zog er sich gegen das Fenster zurück, wo er verschwand. Sinnend über diesen sonderbaren Vorfall machte ich Licht und bemerkte nun wohl, daß außer mir Niemand im Zimmer sich befinde, und als ich mich eben darüber wunderte, daß meine Phantasie mir gerade U..., an den ich schon so lange nicht mehr gedacht hatte, und zwar so unbegreiflich deutlich vorspielte, bemerkte ich auf dem von der Erscheinung bezeichneten Tische einen an mich adressirten

Brief, den mein Kammerdiener, wie ich bei späterer Erkundigung erfuhr, während meiner Abwesenheit von Haus in Empfang genommen und in der Hoffnung dahin gelegt hatte, daß ich ihn bei meiner Rückkehr daselbst finden würde.

Erwähnter Brief war von meinem Freunde H...., der mir unter anderm Folgendes schrieb:

„Unser früherer Reisegefährte U.... aus Prag ist nicht mehr. Er traf krank zu Haus ein und starb wenige Tage nach seiner Ankunft an einem nervösen Fieber. Aus seinem hinterlassenen Tagebuch geht hervor, daß es nicht Heimweh war, was ihn von uns trieb, sondern Todesahnung, die ihn zwar schon befiel, als er noch gesund war, ihn aber ungeachtet seines anfänglichen Widerstandes immer mehr und endlich so fest von seinem nahen Tode überzeugte, daß er die Sehnsucht in sein elterliches Haus nicht mehr überwinden konnte.

Da Du nur wenige Tage mit U.... zusammen warst, so bemerke ich Dir nur noch, daß derselbe keineswegs zu jenen weichen Gefühlsmenschen gehörte, die bei einer Entfernung vom Hause gleich vom Heimweh befallen werden und bei denen die Empfindung vorherrschend ist. Er war vielmehr ein besonnener und eher prosaischer Mensch."

So viel aus dem Briefe meines Freundes H.... Konnte ich nach allem diesem die Erscheinung des verstorbenen U... noch für ein Gebilde meiner Phantasie halten? Ich hatte lange nicht an ihn

gedacht und namentlich nicht am Abende seiner Erscheinung. Ich wußte nichts von seinem Tode und als ich ihn erblickte, glaubte ich einen Lebenden vor mir zu sehen. Sein Hindeuten auf den Tisch, auf welchem der an mich gerichtete Brief lag, welcher mich von seinem Tode benachrichtigte und sein hierauf erfolgtes Verschwinden soll alles dieses nur ein sonderbares Zusammentreffen unerklärlicher Umstände seyn? Dieß wäre vielleicht noch wunderbarer als die Erscheinung selbst und so kann ich nicht zweifeln, daß er mir als sein eigener Todesbote erschienen ist.

Der Spitzenkragen.

Am 4. Januar 1736 war im Schloß Windsor Alles in Aufruhr und Bewegung; die Königin Sophie, Gemahlin Georg I. lag im Sterben. Sie hatte den König rufen lassen und Jedermann mußte sich aus dem Zimmer der Sterbenden entfernen, der König war länger als eine Stunde dort geblieben und die Höflinge wollen bemerkt haben, daß, trotz seiner gewöhnlichen Kälte und Gleichgültigkeit, Thränenspuren auf seinen Wangen und in seinen Augen zu sehen gewesen wären, als er wieder aus der Thüre trat.

Die Königin selbst sah furchtlos den Tod näher kommen; obgleich sie eine Krone getragen hatte,

so war ihr Leben doch keineswegs angenehm gewesen. Sie hatte sich von ihrem königlichen Gatten vernachläßigt sehen müssen, der seit mehreren Jahren in den Fesseln der coquetten aber reizenden Horatia D... schmachtete. Schweigend duldete Sophie von Braunschweig; ehe sie aber sterbe, wollte sie noch einmal versuchen, das verbrecherische Bündniß des Gemahls zu lösen. Als Georg an ihrem Sterbebette stand, reichte sie ihm die Hand und sprach mit leiser Stimme: „ach, ich wäre nicht so früh gestorben, wenn Sie mich mehr geliebt hätten!"

Der König beugte sich auf ihre Hand, küßte sie, ließ einige Thränen darauf fallen und wollte sprechen, aber Sophie fuhr fort: „jetzt ist alles vergessen, Georg, und alles vergeben. Gott, der mich zu sich ruft, kennt mein Herz.... Dieß Herz liebt Sie noch — also mache ich Ihnen keinen einzigen Vorwurf, sondern wage nur eine Bitte." Indem sie dieses sprach, richtete sie sich etwas in die Höhe, drückte die Hand des Königs mit aller Kraft, die eine sterbende Frau wohl besitzt, und fuhr fort: „im Namen des Heilandes der Welt beschwöre ich Sie, Georg, entsagen Sie, wenn nicht aus Liebe zu mir, doch aus Mitleid mit mir und um Ihrer unsterblichen Seele willen, dem sündhaften Leben, das sie führen.

Wenn ich noch länger leben könnte, so würden Sie glauben, ich bäte um meines Glückes

willen — aber morgen liege ich, kalt und unempfindlich gegen Alles, in meinem Sarge. Geliebter Freund, um Ihrer Seligkeit willen — sehen Sie die Lady Horatia nie wieder."

„Ich verspreche es" — erwiederte der König. — „Aber reden Sie nicht also, Sophie. Diese trüben Gedanken verschlimmern die Krankheit."

„Sie haben mein Leben verbittert. Jetzt aber sehe ich den Himmel offen — im Himmel giebt es keine Eifersucht! — Wenn Sie mir dahin nachfolgen werden, Georg, dann lieben Sie nur Gott und mich. Dort liebt man nur, was man lieben darf. Morgen — —

„Geben Sie diese Gedanken auf. Es steht noch nicht so schlimm mit Ihnen. Die Aerzte versichern, daß Sie noch hoffen könnten. Ganz England betet für Ihre Genesung."

„Ich sehne mich nicht in dieses irdische Leben zurück — ich bitte nur, daß Sie an jene Welt denken möchten, wohin ich morgen eingehe — — und Sie in einem Jahre.

Während die Königin diese letzten Worte sprach, hatte sie wieder einige Kraft erlangt; ihre Augen ruhten unverwandt auf denen des Königs und sie zeigte hinauf gen Himmel.

Nach dieser heftigen Anstrengung und Gemüthsbewegung schwieg sie. Ihre Augen öffneten sich nicht mehr, die Lippen bewegten sich, vermochten aber nicht, ein Wort auszusprechen.

Der König entfernte sich langsam und ganz Windsor bemerkte seinen Schmerz und seine Trauer.

Wie die Königin vorausgesagt hatte, am andern Morgen war sie kalt, unempfindlich gegen Alles, und lag gekrönt auf einem Paradebette.

Der ganze Hof legte Trauer an, um der Entschlafenen die letzten Huldigungen darzubringen; als aber der Wagen der Lady Horatia vor der großen Treppe des Schlosses hielt, meldete ihr die Wache, daß die Geliebte des Königs nicht zugelassen werden dürfe.

Bald war diese Ungnade überall bekannt, in allen Gemächern des Schlosses, selbst in dem Paradesaale, sprach man davon und setzte auch wohl hinzu: „wäre sie früher entfernt worden, so lebte die hier ruhende Todte wahrscheinlich noch.“ Andere meinten, es geschehe blos des Anstandes wegen und die Ungnade würde nicht lange dauern. Und diese hatten nicht Unrecht. Kaum war ein Monat vergangen, so saß Lady Horatia wieder auf ihrem frühern Throne, und Georg trug von Neuem die Fesseln ihrer Reize.

Dennoch vermochten alle Zerstreuungen, welche man ihm zu machen suchte, seine traurige, trübe Stimmung nicht zu verscheuchen. Leichtsinnig in Allem, mußte er ohne seinen Willen, an die letzte Bitte der Königin denken, und obschon er daran dachte, so konnte er dennoch der Zauberin nicht

widerstehen, welche Alles anwandte, um ihn fest an sich zu fesseln.

Mitten unter den Vergnügungen rief ihm unaufhörlich eine Stimme zu: „morgen ich, — Du nach einem Jahre!"

Schon war die Königin ein halbes Jahr verschieden; die Favoritin sah Georg bei sich, war aber noch nie wieder in Windsor erschienen. Ihre Eitelkeit und der Wunsch, ihre Nebenbuhler und Feinde zu demüthigen, zog sie unwiderstehlich dahin. Oftmals hatte sie schon gegen den König davon gesprochen, der ihr immer die Worte Trauer und Schicklichkeit entgegensetzte; endlich gewann sie ihn dennoch und betrat das von Glanz, Stolz und Freude von neuem strahlende Schloß. Nie hatte die Heiterkeit, der Stolz so lebhaft aus ihren Augen geblitzt; nie waren die des Königs so trübe, so niedergeschlagen gewesen. Eine Centnerlast drückte sein Herz. Der Tag wollte nimmer enden.

Endlich kam die Nacht, aber mit der Menge entfernten sich die Gewissensbisse nicht. Als er an sein Bett trat, fiel es ihm ein, daß die Königin diese Stickereien mit eigener Hand gefertigt hatte. Er versuchte den Gedanken zu verscheuchen; aber stets drängte er sich ihm von Neuem auf. In der Hoffnung, der Schlaf würde ihn von den traurigen Erinnerungen befreien, legte er sich nieder; aber der Schlummer floh ihn. Der König

beneidete den ärmsten Tagelöhner seines Reichs, der doch wenigstens schlafen konnte; vergebens wandte er sich dahin und dorthin, die Augen schlossen sich nicht. Durch die hohen breiten Fenster des Gemaches goß der Mond das hellste Licht herein; plötzlich erblickte der ruhelose Georg zwischen dem Bette und dem Fenster etwas, das Rauch zu seyn schien, und mitten im Zimmer emporstieg. „Vielleicht ist ein Funken auf die Dielen gefallen und hat sie angezündet" — dachte der König, und stand auf, um zu löschen. Als er an den Ort kam, wo der Rauch aufgestiegen war, sah er nicht das Geringste, bemerkte aber einen Wohlgeruch, gleich dem, welchen man bei Todten anzündet.

Kaum hatte er sich wieder niedergelegt, so sah er den bläulichen Rauch von Neuem; er glich einem kleinen Wölkchen, verdichtete sich aber immer mehr und mehr zu einer Gestalt. Im Anfange war diese noch ganz undeutlich, wurde aber immer menschlicher, immer ähnlicher und ähnlicher, nur daß die Strahlen des Mondes noch hindurchgiengen, und die Gestalt keinen Schatten warf. Georg sah es an sein Bett kommen; unwillkührlich drehte er sich nach der Wand, um das, was ihm übernatürlich schien, nicht zu sehen, aber eine eiskalte Hand legte sich auf seine Schulter und eine sanfte Stimme wiederholte dreimal: „Georg! Georg! Georg!" Zitternd und

in kaltem Schweiße gebadet, drehte der schuldbeladene Gemahl Sophiens von Braunschweig das Gesicht um; der Schatten der Königin neigte sich über ihn. Der Tod hatte ihr Gesicht nur gebleicht, ihre schönen schwarzen Augen glänzten in himmlischem Licht, und ihr Gewand schien blos ein langes Grabtuch zu seyn. Auf ihrem Haupte strahlte die Krone noch, welche man bei Leichenbegängnissen der Könige und Königinnen auf den Sarg legt.

Mit feierlicher Stimme, in der tiefen Stille der Nacht, sprach sie folgende Worte: „Georg! Du hast Dein feierliches Versprechen vergessen, das Du mir auf meinem Sterbebette gabst; ich komme, um Dich daran zu erinnern. Georg, bekehre Dich zum Herrn. Sein Gericht ist unbestechbar — und Deine Stunde naht. Die, welche Du mit sündiger Leidenschaft liebst, geht durch diese Liebe ihrem schnellen Tode entgegen, aber nicht einen einzigen Tag länger, als Dir bestimmt ist, kann sie Dich auf der Erde halten. Georg! Georg! bekehre Dich zum Herrn!“

Nach diesen Worten wehte ein sanfter Hauch über das Gesicht des Königs; noch waren seine Augen geöffnet, aber er sah und hörte nichts mehr, alles war wieder öde Stille. „Schlief ich“ — fragte er sich — „war es ein Traum? Nein! gewiß, ich habe nicht geschlafen. Wie ähnlich ihr dieser Schatten war! — kein Zwei-

fel, es war ein Bote des Himmels. Es soll beschlossen seyn, ich will die, welche ich nicht lieben darf, nie wiedersehen," — und um sich in diesem Entschlusse zu stärken, begann der König zu beten. Die Stunden dieser Nacht währten ihm eine Ewigkeit.

Der nächste Tag war zu einem Feste bei der Lady Horatia bestimmt. Georg ließ ihr sagen, daß er nicht dabei erscheinen, und mehrere Tage Niemanden als seine Minister vor sich lassen würde.

Diese plötzliche Sinnesänderung erschreckte die Favoritin. Durch List und Bestechung gelang es ihr, den König dennoch zu sehen. Im Anfange wollte er kalt und strenge seyn, aber sie war so liebenswürdig, so verführerisch, daß er wieder zärtlich wurde. Plötzlich fielen seine Augen auf den Ort, wo ihm die Königin erschienen war — — er zog seine Hand aus der des schönen Mädchens zurück und sprach: „hier hat sie mir diese Nacht befohlen, Dir zu entsagen."

„Wer?" — fragte Horatia — wen haben Sie diese Nacht gesehen?"

„Die, welche Gott mir zur Gemahlin gegeben hatte, die Königin Sophie."

„Sie und England haben sie beweint; denken sie nicht mehr an sie, Georg, sie ruht in Frieden in ihrem Grabe."

„Die Gräber öffnen sich bisweilen und das

ihrige hat sich geöffnet.... sie ist daraus hervorgegangen.... diese Nacht.. hier.. da.. neben meinem Bette habe ich sie gesehen... gesehen mit meinen eigenen Augen, — habe gehört, daß sie zu mir sagte: Georg! Georg! bekehre Dich zum Herrn und entsage Deiner schuldigen Liebe!"

„Ach, Sire! Sie lieben mich nicht mehr und um das Band, das mein Glück war, zu zerreißen, nehmen Sie zu Träumen und Erscheinungen Ihre Zuflucht. Sagen sie mir doch einfach: Horatia! ich liebe Dich nicht mehr — —"

Schluchzen und Thränen erstickten die Stimme der reizenden Verführerin und der König, der sich von der Geliebten entfernt hatte, trat wieder zu ihr und sprach: „Horatia, wie kannst du glauben, daß ich aufgehört habe, oder je aufhören werde, dich zu lieben? Liebte ich dich nicht, so würde mir diese Erscheinung nicht so viele Sorgen machen. Meine Pflicht fordert, dich nicht wieder zu sehen, mit dir zu brechen — aber meine Liebe ist stärker als die Pflicht.... als Gott selbst..; denn er schickt die Todten zu mir um mir zu befehlen, Dich nicht mehr zu lieben, — und doch bete ich Dich noch immer an...."

Mit diesen Worten schloß Georg die schöne Sünderin an sein Herz, und die Thränen, die ihn zu ihr gelockt hatten, waren mit einmal wieder getrocknet.

Die Gewalt der Worte, welche die Geliebte spricht, ist unermeßlich.

Sie wissen sich trotz jeder Wache in das Herz zu stehlen und so kam es auch, daß, ehe noch der Tag zu Ende war, Georg das, was er gesehen hatte, nicht mehr für eine Warnung von Gott ansah und nicht mehr glaubte, Sophien von Braunschweig wirklich erblickt zu haben. Die Ueberzeugung, die er am Morgen gehabt hatte, war am Abend vor dem ungläubigen Lächeln seiner Geliebten hingeschmolzen.

Als er allein in das königliche Zimmer trat, wiederholte er nochmals: „Horatia hat Recht, es war ein wüster Traum, die Todten kommen nicht wieder."

Er irrte — die Königin erschien ihm zum zweitenmale. Bleich wie in der vorigen Nacht, aber ernsthaft war ihr Antlitz. „Georg," sprach der Schatten, der am Fuße des königlichen Bettes stand und die purpurnen Gardinen in die Höhe hielt, „Georg! Du hast gesagt und möchtest gerne glauben, Gott habe nicht durch meinen Mund gesprochen, — es sey nur ein wüster Traum gewesen."

Wohlan, Georg! so höre: es ist das letztemal daß ich, die ich deine Gattin war und jetzt im Sarge liege, ein Wort zu dir spreche. Mein Schweigen ist von nun an ewig; meine Lippen werden in Staub zerfallen. Georg! Georg!

bekehre Dich zum Herrn; denn deine Stunde ist nahe. Und damit Ihr, Du und Sie, morgen nicht sagen könnt, nein, Sophie von Braunschweig ist nicht von ihrem Grab hervorgegangen, so hinterlasse ich Dir einen Beweis. Wenn die Hand eines Sterblichen diesen Knoten, welchen die Hand eines Bewohners des Grabes geknüpft hat, zu lösen vermag, so lacht über meine Worte und über meine Ermahnungen; vermögt Ihr es aber nicht, und kein anderer, so sagt: „es war doch Wirklichkeit, es war doch Sophie von Braunschweig, die gekommen war, um mir zum letztenmale zuzurufen: Georg! Georg! bekehre Dich zum Herrn!" Indem der Geist diese Worte sprach, neigte er sich auf das Bett, nahm einen Spitzenkragen, welchen der König liegen gelassen hatte, knüpfte einen Knoten hinein und warf ihn dem erstaunten und zitternden Georg an den Busen. Hierauf schob sich die Gardine wieder vor, und die Erscheinung war verschwunden.

Jetzt zweifelte der schuldige Gemahl der Königin Sophie nicht mehr. Mit kaltem Schweiße bedeckt, mit hochklopfenden Adern, lag er unbeweglich da; die weit aufgerissenen Augen stierten noch immer auf den Ort, als sähen sie das Gespenst noch; er lauschte, aber die überirdische Stimme schwieg und nur das eintönige Picken der Uhr unterbrach die öde Stille der Nacht. Mit Felsenlast drückte das leichte Spinnengewebe

auf sein Herz, und doch wagte er nicht, es wegzunehmen. Endlich schämte er sich seiner Furcht, faßte den geknüpften Knoten und gieng damit zur Lampe, welche im anstoßenden Zimmer brannte. Er versuchte mehrmale, den Knoten zu lösen — vergebens. Immer höher stieg seine Aufregung und seine Angst.

Er begab sich in sein Schlaf-Gemach zurück, dachte aber nicht mehr an den Schlummer, sondern ließ noch mehr Licht bringen und sich die Gesuche vorlesen, welche an den vorigen Tagen eingegangen waren. Er konnte den Gedanken an die Erscheinung nicht aus seiner Erinnerung vertreiben.

Am folgenden Tage gieng Georg zur Lady Horatia; sein Antlitz war finster und ernst. Sie hatte sich bereits zu einem Feste geschmückt und kam dem König lachend entgegen; dieser aber sprach: „Die Zeit des Lachens und des Zaubers ist vorüber. Du hast mich getäuscht, Weib; sie ist mir diese Nacht wiederum erschienen.“

„Ihre Phantasie täuscht und neckt sie“ — erwiederte die schöne Horatia. — „Du allein täuschest mich, Du allein“ versetzte Georg streng — „da siehe!“ Mit diesen Worten reichte er ihr den Spitzenkragen, und wiederholte, was die Königin gesagt hatte: „Georg! Georg! „bekehre dich zum Herrn; denn Deine Stunde ist „nahe. Und damit Ihr, Du und Sie, morgen „nicht sagen könnt: nein Sophie von Braun-

„schweig ist nicht aus ihrem Grabe hervorgegangen,
„so hinterlasse ich Dir einen Beweis. Wenn die
„Hand eines Sterblichen diesen Knoten, welchen
„die Hand eines Bewohners des Grabes ge-
„knüpft hat, zu lösen vermag, so lacht über
„meine Worte und Ermahnungen; vermögt Ihr
„es aber nicht und kein anderer, so sage: es
„war doch Wirklichkeit; es war doch Sophie
„von Braunschweig, die gekommen war, um
„mir zum letztenmale zuzurufen: Georg!
„Georg! bekehre dich zum Herrn!" — hier ist
der Knoten, Horatia, versuche ihn zu lösen.
Kannst Du es, so will ich nicht an die Erschei-
nung glauben, und werde ruhig und glücklich seyn.
„Wenn es nur dieß ist" — antwortete Horatia
lächelnd, obgleich sie zu zittern begann — „die-
sen Knoten werde ich bald entwirrt haben." Und
schon drehten ihre schönen von Ringen und Dia-
manten blitzenden Finger den Spitzenkragen nach
allen Seiten, sie begann zu knüpfen, hörte auf,
begann von neuem, aber konnte auch nicht nur
etwas den übernatürlichen Knoten lösen.

„Du siehst nun selbst — sagte der König —
daß es Dir nicht gelingt."

„Ach!" erwiederte die junge und ungeduldige
Frau — „so löse ich ihn wie Alexander den gor-
dischen" — und damit warf sie den Kragen in
das Feuer — —

Der König zog ihn heraus. Schon stand er

in vollen Flammen und er warf ihn weit von dem Kamine weg. Im Niederfallen streifte er an das leichte Gewand Horatia's und die Gaze fieng sogleich Feuer. Erschrocken, und ohne selbst zu wissen, was sie that, lief die Geliebte Georgs davon und rief laut um Hülfe; die Bewegung und der Zug durch die geöffneten Thüren verdoppelte die Flammen. Bald rannte Horatia unter schrecklichen Hülfe- und Schmerzesrufen durch das ganze Schloß — wie ein flammendes Meteor zog sie durch die langen Säle. Schon erkannte man die junge, festlich geschmückte Geliebte des Königs nicht mehr — erschöpft von Schmerz stürzte sie endlich nieder — und bald gab sie unter fürchterlichen Leiden den Geist auf.

Seitdem war Georg von Tage zu Tage melancholischer; Stunden lang betete er, gründete ein Hospital und that im Namen der Königin vieles Gute. Oftmals sprach er: „ein Theil ihrer Vorausſage ist eingetroffen; Horatia starb eines schnellen Todes, die andere Hälfte wird auch in Erfüllung gehen — ich sterbe bald.

Und wirklich, der König täuschte sich nicht; zwei Monate nach dem Tode der Lady Horatia starb er — noch ehe der Todestag der Königin gekommen war.

Lebensrettung durch Träume.

Erstes Beispiel.

Ein Geistlicher, der nicht weit von Edinburg auf einem Dorfe wohnte, kam nach dieser Stadt und kehrte in einem Gasthofe ein, wo er auch übernachtete. Er träumte, er sehe ein Feuer und eines seiner Kinder seye mitten darinnen. Er erwachte, durch diesen Traum erschreckt, verließ sogleich Edinburg und kehrte nach Hause zurück. Als er so weit gekommen war, daß er sein Haus sehen konnte, fand er dasselbe in Flammen stehen; er eilte fort und kam gerade noch zu rechter Zeit an, um Eines seiner Kinder zu retten, das man in der Angst und Verwirrung in einer gefährlichen Lage vergessen hatte.

Zweites Beispiel.

Die Wahrheit des folgenden Traumes verbürgt Dr. Abercombie. Eine Dame träumte, eine alte Anverwandtin sey von einem schwarzen Bedienten ermordet worden, und diesen Traum hatte sie mehr als einmal. Derselbe machte daher einen solchen Eindruck auf sie, daß sie sich nach dem Hause ihrer Anverwandtin begab und einen Herrn bewog, in einem daranstoßenden Zimmer die folgende Nacht über zu wachen. Unge-

fähr um drei Uhr Morgens vernahm der Herr Fußtritte auf der Treppe, verließ sein Zimmer und fand den schwarzen Bedienten, der einen Korb Kohlen trug. Als er ihn fragte, wo er damit hin wolle, erwiderte er auf eine hastige und verworrene Art, er wolle das Feuer bei seiner Gebieterin unterhalten, was um drei Uhr morgens, mitten im Sommer, etwas offenbar Unnützes und ganz Unglaubliches war. Er untersuchte daher den Korb und fand unter den Kohlen ein großes Messer versteckt, worauf der Neger eingestand, daß er seine Gebieterin habe tödten und sodann berauben wollen.

Todes-Ahnung.

Erstes Beispiel.

Es ist eine wohlverbürgte Thatsache, daß manche wegen ihrer großen persönlichen Tapferkeit und ihrer unerschrockensten Verachtung der Gefahren bekannte Männer vor der Schlacht von einem Vorgefühle überwältigt worden sind, sie würden den Kampf nicht überleben, und daß sodann ihr Vorgefühl in Erfüllung gieng. Es ist hier natürlich nicht von solchen die Rede, die zum erstenmal in's Gefecht kommen, und die eine natürliche Bangigkeit mit der Todes-Ahnung ver-

wechseln könnten, wir haben vielmehr bei den folgenden Beispielen Männer im Auge, die ihren Muth mehrfach erprobt hatten, und früher immer selbst mit Heiterkeit in die Schlacht giengen.

Ein Offizier des englischen 92. Regiments war, wie seine Cameraden bemerkten, vor der Schlacht von Corunna ungemein niedergeschlagen, was um so mehr auffiel, da er sich immer durch seine Heiterkeit ausgezeichnet hatte. Seine Cameraden fragten ihn um die Ursache, neckten ihn mit Kanonenfieber u. s. w., erhielten aber keine Antwort. Als er jedoch Gelegenheit fand, mit Einem derselben allein zu sprechen, sagte er: „M..., ich überlebe bestimmt den folgenden Tag nicht; ich weiß es, und Sie werden Sich überzeugen." Sein Freund lachte ihn aus und gab ihm zu bedenken, daß solche Gedanken eines Mannes unwürdig seyen, der so oft und so heldenmüthig dem Feinde gegenüber gestanden habe. Am andern Tage kamen die beiden Offiziere in der größten Hitze des Gefechts zusammen, und der, welcher die trüben Ahnungen seines Freundes verlacht hatte, redete diesen mit den Worten an: „Wie! ich dachte, Sie wären geblieben. — Sagte ich Ihnen nicht, Ihre Ahnungen seyen leere Träume?" Der Freund erwiederte, nichts könne ihn überzeugen, daß er die Sonne noch einmal aufgehen sehen werde, und so sonderbar es auch scheinen mag, kaum hatte er diese Worte ausge-

sprochen, als er von einer Kanonenkugel getroffen wurde und sogleich todt war.

Zweites Beispiel.

Der Lieutenant W'd... vom 43. englischen Regimente hatte ein solch' heftiges Vorgefühl von dem Tode vor einer Schlacht auf der Halbinsel, daß er den Capitain S... zu sich rufen ließ und diesem Mancherlei an seine Verwandten und besonders an seine Mutter auftrug. Erstaunt darüber, befragte ihn der Capitain, warum er, bei vollkommener Gesundheit, Anstalten treffe, wie ein Sterbender, und M'd... erwiederte: „ich weiß, daß ich vollkommen gesund bin, ich weiß aber auch, daß ich morgen nicht von dem Schlachtfelde zurückkomme." Da der Capitain den Lieutenant als einen besonders tapfern Soldaten kannte, der sich oftmals ausgezeichnet und niemals etwas Aehnliches hatte von sich hören lassen, so hielt er ihn jetzt für krank, versuchte aber alles Mögliche, ihn von dem traurigen Gedanken zurückzubringen. M'd... hörte ihn aufmerksam und ruhig an, antwortete aber nicht darauf, sondern wiederholte sein Gesuch in so kaltblütigem und gefaßtem Tone, daß sich der Capitain überzeugen mußte, sein Freund sey im vollkommenen und ungestörten Besitze aller seiner Geisteskräfte; er versprach ihm also, im Fall er ihn überlebe, seine Wünsche

zu erfüllen, worauf sie sich trennten und ein jeder sich auf seinen Posten begab.

Als am folgenden Tage der Schlachttumult sich gelegt hatte, und die brittische Armee siegreich dastand, wünschten sich mehrere Offiziere einander wegen ihrer Rettung Glück. Auch Capitain S... trat hinzu und fragte sogleich nach seinem Freunde, aber keiner der Anwesenden hatte ihn gesehen oder kannte sein Schicksal. Er kehrte sogleich auf das Schlachtfeld zurück, um ihn unter den Gefallenen aufzusuchen. Er suchte nicht vergebens, sondern fand ihn, und wiewohl er bereits entkleidet war, erkannte er ihn doch an dem unentstellten Gesichte.

Drittes Beispiel.

Ein Freiwilliger, Namens Maclay, ein Mann, der sich vor dem Teufel nicht fürchtete, war während des Feldzugs auf der Halbinsel in den Bivouaks des 43. Regiments gewissermaßen der Lustigmacher. Er besaß vielen Witz und jenes drollige Wesen, was immer Lachen erregt, war unerschöpflich in Anekdoten und närrischen Geschichten und plagte die Wachen des Nachts oft dadurch, daß er heimathliche Lieder derselben in ihrer Nähe sang. Wo Maclay erschien, war Hunger, Durst und Müdigkeit vergessen, und die Soldaten drängten sich an den Wachfeuern um

ihn herum. Selbst mehrere Offiziere verschmähten nicht, sich in diese Gruppen zu mischen, und sich an den zwar derben, aber guten Witzen desselben zu ergötzen. Seine unerschöpfliche Heiterkeit beschränkte sich übrigens keineswegs auf den Marsch und das Lager, in dem dichtesten Gewühle der Schlacht, unter dem furchtbarsten Kugelregen war er so lustig, wie bei einem Wachtfeuer. Und dennoch ward auch dieser von der Todes-Ahnung ergriffen. Am Tage vor der Schlacht von Toulouse verließ ihn mit einemmale seine gewöhnliche Heiterkeit und er ward still und nachdenkend. Diese Veränderung fiel bei seinem Charakter doppelt auf, seine Cameraden drängten sich also um ihn, fragten und machten sich anfangs über ihn lustig; als sie aber sein geisterartiges Aussehen, den wilden Ausdruck seiner Augen erblickten und alle ihre Bitten, zu ihnen zu kommen, an seiner hartnäckigen Weigerung scheiterten, sahen sie einander erstaunt an und neckten ihn nicht länger. Er mußte auf einen Vorposten gehen, und entfernte sich also von ihnen. Auf dem Wege dahin begegnete ihm ein junger Offizier, der immer viel Zuneigung zu ihm bewiesen hatte, und ihn mit den Fragen bestürmte: „wie! Macley, Du bist es? Wie siehst du denn aus? Was ist geschehen? Bist Du krank? Bleib', ich will zu dem Obersten gehen und ihn bitten, einen Andern für Dich auf die Wache zu schicken."

„Ich danke," erwiederte Maclay — „aber eine andere Bitte habe ich an Sie. Sie sind immer freundlich und gut gegen mich gewesen und werden Sie mir wohl nicht abschlagen." — "Nun" — fragte der Offizier — „so rede von der Leber weg." — „Ich fühle, daß ich morgen sterben werde" — entgegnete der Soldat — „hier sind zehen Dollars; wollten Sie die Güte haben, sie meiner Mutter zu schicken? Sie wissen, wo sie lebt."

Der Veteran weinte wie ein Kind, und der junge Offizier war sichtbar nicht weniger ergriffen. Er nahm das Geld, entfernte sich schnell, um seine Bewegung zu verbergen, gieng in sein Quartier und suchte die sich ihm aufdringenden trüben Gedanken zu verscheuchen und sich zu überreden, dem Soldaten spiele die Phantasie einen Streich. Als jedoch am folgenden Tage die Ueberreste des Regiments gemustert wurden, vermißte man Maclay; seine Ahnung hatte ihn nicht betrogen. Er war gegen das Ende des Kampfes, von mehreren Kugeln getroffen, gefallen.

Viertes Beispiel.

Das folgende Beispiel gewinnt dadurch noch an Interesse, daß es sich auf historische Personen bezieht. Bonaparte war am 7. Mai 1796 in der Stille über den Po bei Piacenza gegan-

gen, während ihn Beaulieu zu Valeggio erwartete, und Laharpe, der die Grenadiere der Avantgarde befehligte, verlegte sein Hauptquartier nach Emmetri, zwischen Fiombio und dem Po.

In der Nacht kam Liptay's österreichische Division in Fiombio an, das nur eine Stunde von dem Flusse liegt. Da diese Stellung fest war und Liptay auch Verstärkungen erhalten konnte, so war es unumgänglich nothwendig, ihn zu verdrängen, was auch nach einem verzweifelten Kampfe gelang. Laharpe machte darauf eine rückgängige Bewegung, um die nach Pavia und Lodi führenden Straßen zu decken. Noch während der Nacht erschien ein feindliches Kavallerie-Regiment bei seinem Vorposten, zog sich aber nach wenigem Widerstande zurück. Dessen ungeachtet ritt Laharpe, von einem Piquet und einigen Offizieren begleitet, auf Recognoscirung aus, um persönlich bei den Einwohnern an den Straßen Erkundigung einzuziehen. Unglücklicherweise kehrte er aber auf einem andern Wege in das Lager zurück; — der Wachtposten, welcher das Piquet für ein feindliches Streifcorps hielt, begann ein äußerst lebhaftes Feuer und Laharpe fiel, tödtlich getroffen von den Kugeln seiner eigenen Soldaten, die ihn sehr liebten. Man hatte bemerkt, daß Laharpe während des nächtlichen Kampfes in Fiombio und den ganzen vorhergehenden Abend sehr niedergeschlagen und zerstreut war; er gab

keine Ordre und schien seine gewöhnliche Energie gänzlich verloren zu haben, als fühlte er bereits den nahenden Tod. Laharpe war einer der tapfersten Generale in der italienischen Armee, und hatte sich, obgleich von Geburt ein Ausländer, (ein Schweizer) bloß durch seine Talente und seine Tapferkeit zu dem Range eines Generals emporgeschwungen:

Cannings Mutter und die Gespenster.

Die Mutter des berühmten Staatsmannes Englands war bekanntlich Schauspielerin und nach dem Tode ihres ersten Mannes an einen gewissen Hunn verheirathet. Als ihr großer Sohn in dem Gerichtshofe von Lincols-Inn in London arbeitete, befand sie sich, wie Berard erzählt, bei dem Theater in Plymouth.

„Madame Hunn" — schreibt Berard — „bat mich bei ihrer Ankunft, ihr eine Wohnung aussuchen zu helfen, die zwar anständig, aber doch auch wohlfeil seye. Die Einzige dieser Art, welche mir bekannt war, befand sich in dem Hause Symonds, unseres Tischlers, war nahe bei dem Theater und hatte mehrere Vortheile; es gieng jedoch das Gerücht, daß das Haus von bösen Geistern bewohnt sey und die vorigen Miethsleute hatten es sogar aus diesem Grunde verlassen.

Symond bot es der Madame Hunn unentgeldlich an, in der Hoffnung, den bösen Ruf zu zerstören. Cannings Mutter freute sich, eine so schöne Wohnung gefunden zu haben und meinte lächelnd, es sey nicht das erstemal, daß sie mit bösen Geistern unter einem Dache wohne. Als sich in der ersten Nacht die Kinder zur Ruhe begeben und die Magd sich entfernt hatte, nahm die furchtlose Frau ein Buch zur Hand, um sich wach zu halten und zu sehen, ob sich etwas Ungewöhnliches ereigne. Die Werkstätte des Tischlers nahm das ganze Erdgeschoß des Hauses ein und konnte von innen verschlossen werden; da aber die Arbeiter Abends durch die Thüre zu gehen pflegten, welche auf dem Gang zu Madame Hunns Logis führte, so ward sie gewöhnlich nur zugeklinkt. Zwischen eilf und zwölf Uhr hörte Madame Hunn mit einemmale dumpfe, aber oft wiederholte Schläge unter ihr, als wenn ein großes Stück Holz fortbewegt würde; es war dieß aber nur das Vorspiel zu der höllischen Musik, die bald beginnen sollte. Das Geräusch hörte auf, fieng aber bald von Neuem wieder an und steigerte sich durch die Begleitung aller Tischlerwerkzeuge. Die Säge schnarrte, die Feile pfiff, die Raspel knarrte und der schwere Hammer schlug regelmäßig den Takt dazu — es war ein Lärmen, als wenn alle seit langer Zeit verstorbenen Tischler in dieser Werkstätte irgend ein

großes Stück für den Fürsten der Hölle arbeiteten. Madame Hunn wollte sehen, wodurch es geschehe. Sie legte also gelassen das Buch weg, nahm ein Licht, öffnete die Thüre und horchte auf der Treppe; noch immer vernahm sie dieselben Töne an dem nämlichen Orte. Sie zog nun die Schuhe aus, um ganz leise auftreten zu können, stieg vorsichtig die Treppe hinab, legte die Hand an die Klinke der Werkstatt und hörte noch in diesem Augenblicke Alles so deutlich, daß sie glaubte, die Gesellen arbeiteten wirklich, in dem zweiten Augenblicke öffnete sie die Thüre und trat schnell hinein. — Alles war ruhig und still, nichts in Unordnung, aber auch nicht der Schatten eines Tischlers zu sehen. — Sie durchsuchte die ganze Werkstätte vergeblich und kehrte dann in ihr Zimmer zurück, ungewiß, ob sie das Gehörte für Täuschung halten sollte, als plötzlich der Lärm von Neuem begann und ungefähr eine halbe Stunde anhielt, bis er ganz aufhörte. Den nächsten Tag sagte sie Niemanden etwas von ihrem Abentheuer; am zweiten Abende erneuerte sich derselbe Lärmen, sie stellte dieselbe Prüfung an, erhielt aber auch das nämliche Resultat. Am folgenden Morgen benachrichtigte sie den Hausherrn und mich von dem Vorfalle, und schlug uns vor, uns selbst zu überzeugen. Ich willigte gern ein, der Tischler aber schien kein großes Vergnügen an der Parthie zu [illegible]

Doch blieb er den folgenden Abend mit bei Madame Hunn, hörte mit eigenen Ohren das tobende Arbeiten der Geister, und entschloß sich endlich auch, uns hinab in die Werkstätte zu begleiten. Die Furcht bemächtigte sich seiner aber so sehr, daß er uns an der Thüre entschlüpfte.

Als wir vor der Thüre der Werkstätte standen, hörten wir den Lärmen noch aufs Deutlichste, kaum aber hatten wir dieselbe schnell geöffnet, so war Alles ganz still und ruhig.

Cannings Mutter wohnte fortwährend umsonst in dem Hause; der Lärmen fand alle Nächte eine halbe Stunde statt, und sie gewöhnte sich zuletzt so sehr daran, daß sie einmal gegen mich äußerte: „Die Gewohnheit ist in der That die zweite Natur, und wenn ich meine geisterhaften Tischler nicht jede Nacht arbeiten hörte, so würde ich am Ende fürchten, sie möchten eine Treppe höher kommen."

Diese außerordentlichen Begebenheiten kennen mehr als hundert Personen und es ist an deren Wirklichkeit nicht im Geringsten zu zweifeln.

Lebens-Rettung durch Träume.

Drittes Beispiel.

Mit den besten Lehren seines Vaters begleitet und voll guter Vorsätze, kam der junge L... nach

Paris, das er zu besuchen lange sehnlichst gewünscht hatte. Sein Vater, der früher in dieser Stadt gelebt hatte, und ein erfahrener Weltmann war, konnte sich nur schwer entschließen, seine Einwilligung zu dieser Reise zu geben, weil er die Gefahren aller Art kannte, die besonders einem jungen Menschen daselbst drohen; als er jedoch den dringenden Bitten seines Sohnes endlich nachgab, so suchte er wenigstens durch einige praktische Verhaltungsregeln möglichen Gefahren vorzubeugen, worüber die obenan stand: sich „namentlich bei „Nacht in kein unbekanntes Haus zu begeben, „am Wenigsten aber sich mit den Bewohnern, „wenn deren Charakter ihm nicht ganz bekannt „sey, in irgend ein Verhältniß einzulassen."

In der ersten Zeit seines Aufenthalts zu Paris befolgte L... die weisen Rathschläge seines Vaters, später aber besuchte er ohne Ausnahme nicht nur alle öffentlichen Vergnügungsorte, sondern auch Gesellschaften jeder Art und da ihm hiebei nie ein Abenteuer begegnete, so fing er bereits an die väterlichen Ermahnungen einer übertriebenen, dem Alter eigenen, Aengstlichkeit zuzuschreiben. In dieser Ansicht bestärkte ihn Graf G...., der schon seit einem Jahre in Paris lebte, ohne vielmehr als die Theater, Restaurationen und Spielhäuser besucht zu haben, und dessen Bekanntschaft L... zufällig gemacht hatte. Gleicher Hang zu Zerstreuung und Vergnügen fesselte beide an ein-

ander und bald verging fast keine Nacht, die sie nicht zur Hälfte durchspielt hätten. L... hatte auffallendes Glück und dieß fesselte ihn nur noch mehr an den grünen Tisch.

Als er einst nach einer beim Spiel zugebrachten Nacht auch wieder erst gegen Tag nach Haus kam und müde eingeschlafen war, träumte ihm, er habe mit seinem Freunde G.... ein Haus besucht, in dem er noch nie zuvor gewesen, er habe wie gewöhnlich gespielt und mehr als je gewonnen. Als er aber, seinen Gewinn zusammenraffend, habe nach Haus gehen wollen, sey er gewaltsam zurückgezogen worden, und als er sich widersetzt, hätten mehrere der Verlierenden Dolche auf ihn gezückt und ihm erklärt, daß er sich zum Sterben vorbereiten solle, denn aus diesem Hause sey noch keiner, der gewonnen, lebend fortgekommen. L... sah sich nach seinem Freunde um, allein dieser war verschwunden, er versuchte zu schreien, — Niemand hörte ihn — in der Todesangst wollte er nun seinen Mördern entfliehen, fand aber die Thüre verriegelt. Jetzt warf er mit einem Schlag die brennenden Lichter vom Tische und benützte die eingetretene Finsterniß, um in das offene Kamin zu eilen und den Schornstein hinaufzusteigen — kaum aber hatte er einige Höhe erreicht, als er wieder herabfiel — und erwachte.

Die Lebhaftigkeit des Traums hatte auf L... einigen Eindruck gemacht, allein eine Promenade

mit Graf G.... in's Bois de Boulogne, wo sie einige bekannte Frauenzimmer antrafen, die ihnen eine durch Schönheit und Geist ausgezeichnete Frau, die Madame Surville vorstellten, hatte diesen Eindruck wieder verlöscht.

Die beiden Deutschen wurden so sehr von den Reizen und dem liebenswürdigen Benehmen der Madame Surville angezogen, daß sie ihr nicht nur ausschließend den Rest des Tages widmeten, sondern auch ihre Einladung, sie recht oft bei ihren täglichen Gesellschaften mit ihrer Gegenwart zu erfreuen, gleich für diesen Abend freudig annahmen.

L... und G.... eilten nach Hause, sich umzukleiden, um gleich nach Tisch in die Straße Quaie St. Michel zu ihrer neuen Freundin sich zu verfügen, und die Thurm-Uhr von Notre-Dame hatte noch nicht acht Uhr geschlagen, als sie bereits im Salon der Madame Surville sich befanden. Bald füllte sich der Salon mit Herrn und Damen und in kurzer Zeit war das Spiel im vollsten Gang.

L... und G.... spielten nicht mit gleichem Erfolge; während ersterer auffallend vom Glück begünstigt wurde, verlor letzterer fast all sein Geld, so daß ihm kaum noch genug übrig blieb, einen Wagen miethen zu können, um nach Haus zu fahren.

L... ganz in's Spiel vertieft, hatte nicht bemerkt, daß nicht nur G...., sondern auch ein großer Theil der Gesellschaft nach und nach sich

entfernt hatte, er spielte mit gleichem Glück fort und war bald der letzte, welcher pointirte.

Er hatte eine bedeutende Summe gewonnen und wußte kaum wie er sie nach Hause bringen solle, denn längst war die Stunde vorüber, in welcher dienstfertige Fiacres in den Straßen auf Bestellung harren; Madame Surville wußte jedoch Rath zu schaffen, indem sie ihm mit vieler Anmuth erklärte: „Der Fall komme öfters vor, daß Freunde sich in ihrem Hause verspäten, sie habe deßhalb ein Apartement gemiethet, das, obgleich im vierten Stocke, doch so bequem und wohnlich sey, daß ein Cavallier, wie L..., es vielleicht nicht verschmähen würde, dasselbe eine Nacht lang zu bewohnen."

L... nahm dankbar das gefällige Anerbieten an und freute sich, der Sorge enthoben zu seyn, mit einer solch bedeutenden Summe so spät in der Nacht durch ein entlegenes Stadtviertel sich nach Hause schleppen zu müssen, was doch nicht ganz gefahrlos gewesen wäre.

Er begab sich daher mit dem gewonnenen Gelde in den vierten Stock, wo er ein sehr elegantes Zimmer fand, in welchem zwei Betten standen. Das ihn begleitende Mädchen zeigte ihm das zu seiner Aufnahme bereitete, und entfernte sich schnell. Schläfrig und ermüdet warf L... die Kleider ab und wollte sich eben niederlegen, als ihn die Neugierde antrieb, von dem andern Bette die festzu-

gezogenen Vorhänge zu öffnen. Aber wer beschreibt seinen tödtlichen Schrecken, als er in demselben einen Leichnam fand, dessen frische Wunden zeigten, daß er noch vor Kurzem unter den Lebenden gewandelt hatte.

Mit einmal stand der Traum der vergangenen Nacht voller Schrecken vor seiner Seele. Zu spät verwünschte er nun die Unbesonnenheit, welche ihn die Warnung dieses Traumes hatte vergessen lassen. Unbewaffnet wie er war, konnte er nicht hoffen, seinen Mördern zu entgehen. Er stürzte nach der Thüre, allein sie war fest von außen verschlossen; einen Versuch, sie mit Gewalt zu öffnen, durfte er nicht wagen, denn vielleicht erwartete ihn auf der Treppe der Tod. Die Fenster gingen in einen abgelegenen Hof; ein Hülferuf hätte also vielleicht nur seine Feinde herbeigeführt. Nichts hätte ihn retten können, wenn nicht sein Traum ihm das Mittel zu seiner Rettung an die Hand gegeben hätte. Schnell legte er die letzten Kleider ab, schaffte den Todten in das für ihn bestimmte Bett, zog am andern die Vorhänge wieder fest zu, löschte das Licht aus und schlüpfte in das Kamin, wo er sich an einer eisernen Stange, die zum Räuchern des Fleisches bestimmt war, anklammerte. Eine Stunde mochte er ungefähr in dieser Lage zugebracht haben, als er das Oeffnen einer Klappe hörte und ein Lichtschimmer in das Zimmer fiel. Jetzt hörte er leise Tritte, wie

es ihm schien von zwei oder drei Männern, die sich dem für ihn bestimmten Bette näherten, dann vernahm er die Worte: „der hat seinen Theil und wird nichts mehr ausplaudern.“ Keck schritten sie nun auf einen Tisch zu, wo er absichtlich sein Geld hingelegt hatte, nahmen es weg und entfernten sich mit der Aeußerung: „morgen Nacht wollen wir beide schwimmen lassen.“ An den Stimmen erkannte er einige Spieler der vergangenen Nacht.

L... erwartete den völligen Anfang des Tags, dann sprang er, wie er war, im Hemd die Treppe hinab und begegnete im ersten Stock der Hausfrau, welche mit dem Ausruf: „Himmel, ein Geist!“ in Ohnmacht fiel. — Verfolgt von einer Menge Neugierigen lief L... so schnell er konnte zum nächsten Wachtposten und erzählte dem Kommandanten desselben sein Abenteuer, der sogleich das Haus besetzen und Polizei berufen ließ. Man arretirte sämmtliche Hausbewohner und kam nun Verbrechen auf die Spur, die das seitherige unbegreifliche Verschwinden mancher Personen erklärten. — Madame Surville wurde lebenslänglich eingesperrt, ihre drei Helfershelfer aber wurden enthauptet.

Noch jetzt leben viele Personen in Paris, die sich dieses Prozesses und dieser Hinrichtungen erinnern.

Doctor Scott und die Erscheinung.

Doctor Scott, welcher sich eben so sehr durch seine Einsichten als durch seine Frömmigkeit auszeichnete, hatte einst folgende Erscheinung: Er saß am Kamin in seiner Studirstube in Broad-Street (in London) und las in einem Buche bei völlig verschlossener Thüre. Als er zufällig den Kopf etwas in die Höhe hob, gerieth er in kein geringes Erstaunen, als er in einem Stuhle an der andern Seite des Kamins einen, dem Aussehen nach alten, gesetzten Herrn in einem schwarzen Kleide sitzen sah, der ihn freundlich anblickt, als ob er mit ihm sprechen wolle.

Scott hatte, wie er nachher selbst gestand, nicht den Muth, die Gestalt anzureden und diese begann nun die Unterredung, indem sie ihn ersuchte, nicht zu erschrecken, denn sie werde ihm nichts zu Leide thun; sie komme zu ihm wegen einer wichtigen Sache, die eine Familie betreffe, der man Unrecht thue und die in großer Gefahr schwebe, gänzlich zu Grunde gerichtet zu werden, und ob er (der Doctor) schon die Familie nicht kenne, so sey er ihr doch als ein rechtschaffener Mann bekannt, deßhalb habe sie ihn ausgesucht, um eine Handlung sowohl der Mildthätigkeit als der Gerechtigkeit zu thun, da sie sich auf ihn wegen pünktlicher Ausrichtung verlassen könne.

Der Doctor war anfänglich nicht gefaßt genug, um die Einleitung des Auftrages mit gehöriger

Aufmerſamkeit anzuhören, und ſchien Luſt zu haben, das Zimmer zu verlaſſen; ein oder zweimal verſuchte er ſogar zu pochen, damit Jemand von ſeiner Familie herauf komme, was die Erſcheinung jedoch zu mißbilligen ſchien.

Als das Geſpenſt ſah, daß der Doctor noch immer beſtürzt war, bat es ihn ernſtlich, ſich zu faſſen, und erklärte nochmals, es werde ihm nicht das Geringſte zu Leid thun, oder ihm etwas ſagen, was ihm unangenehm ſey.

Durch das ruhige Benehmen der Erſcheinung kam der Doctor wieder ſo weit zu ſich, daß er mit ihr ſprechen konnte. „Im Namen Gottes," fieng er an, „wer ſind Sie?" — „Ich wünſche Sie in keine Unruhe zu verſetzen," erwiederte die Erſcheinung. „Sie kennen mich nicht, und wenn ich Ihnen auch meinen Namen ſagte, ſo würde er Ihnen doch unbekannt ſeyn, allein Sie können die Sache ausrichten, ohne ſich weiter nach mir zu erkundigen."

Der Doctor war noch immer nicht genug gefaßt, er wiederholte daher ſeine erſte Frage.

„Das Geſpenſt ſchien hierüber unzufrieden zu ſeyn und ſagte, es hätte ihn in Schrecken ſetzen und dadurch ſeine Zuſtimmung erhalten können, allein es habe einen milden Weg eingeſchlagen, um ihn zu beſtimmen. Der Doctor wurde nunmehr ruhiger und fragte es, was es von ihm

wolle? Die Erscheinung fieng ihre Erzählung folgendermaaßen an:

Ich lebte vormals in der Grafschaft ...., wo ich ein sehr großes Gut hinterließ, das mein Enkel gegenwärtig besitzt, allein er ist mit dem Verluste des Besitzes von meinen beiden Neffen, den Söhnen meines jüngern Bruders, bedroht." Hier nannte das Gespenst seinen Namen, und die Namen seiner Neffen. Der Doctor unterbrach es und fragte es, wie lange sein Enkel im Besitz des Gutes sey? „Schon seit mehreren Jahren," gab es zur Antwort, und ließ zugleich merken, daß es so lange todt seye.

Hierauf fuhr es fort und erzählte, daß seine beiden Neffen grausam mit seinem Enkel verführen, und daß sie ihm Haus und Hof nehmen wollten; so daß er Gefahr laufe, gänzlich zu Grunde gerichtet zu werden und seine Familie an den Bettelstab gebracht zu sehen. „Aber," versetzte der Doctor, „was kann ich dabei thun, wenn das Gesetz gegen ihn spricht?"

„Meine Neffen," erwiederte das Gespenst, „haben durchaus keine Rechtsansprüche, allein die Besitzungs-Urkunde ist verloren gegangen, und da diese auch meinen Neffen abgeht, so werden sie nie ihre Ansprüche geltend machen können. —

Wenn Sie Sich nun in das Haus meines Enkels verfügen wollen, so will ich Ihnen sagen, wie Sie die Besitzungs-Urkunde ausfindig machen

können, die an einem Orte verborgen liegt, wo ich sie selbst hingethan habe: Sie unterrichten hierauf meinen Enkel, der sie in Ihrer Gegenwart wegnimmt."

„Aber warum unterrichten Sie Ihren Enkel nicht selbst, wie er zu der Besitzungs-Urkunde gelangen kann?"

„Fragen Sie mich hierüber nicht," versetzte das Gespenst, „es sind verschiedene Ursachen, die mich daran hindern. Ich verlasse mich in dieser Hinsicht auf Ihre Redlichkeit, unterdessen will ich Alles so veranstalten, daß Sie Ihre Auslagen bezahlt und auch für Ihre Mühe eine Belohnung erhalten sollen. Lassen Sie meinen Enkel wissen, daß Sie mit seinem Großvater gesprochen haben (ohne ihm jedoch zu sagen, ob dieß neuerlich und auf welche Art es geschehen ist), fordern Sie ihn auf, das Haus zu durchsuchen; in einem obern Zimmer werde er eine große Menge alter Geräthe, alte Koffer und alte Kisten und solche Dinge finden, welche jetzt außer der Mode seyen, die bei Seite gelegt und über einander gesetzt seyen, um modischeren Geräthschaften Platz zu machen. In einem Winkel aber stehe eine alte Kiste, mit einem alten zerbrochenen Schlosse, in welchem ein Schlüssel stecke, der weder herumgedreht noch herausgenommen werden könne." Diese Kiste beschrieb ihm nun das Gespenst besonders genau; es machte ihn auf das Aeußere, das Schloß und

den Ueberzug, so wie auch auf das Innere und eine besondere Stelle in der Kiste aufmerksam, die Niemand ausfindig machen könne, wenn man nicht die Kiste entzwei schlage.

„In dieser Kiste," fuhr es fort, „und an dieser Stelle liegt die Besitzungs-Urkunde, ohne welche die Familie in die elendesten Umstände gerathen würde."

Nach dieser Unterredung machte das Gespenst eine sehr freundliche Miene, dankte und verschwand.

Zu der von dem Gespenst bestimmten Zeit machte sich der Doctor auf die Reise, und da er das bezeichnete Haus ohne viele Mühe fand, so pochte er an der Thüre und fragte, ob der Herr zu Hause seye. Man gab ihm zur Antwort: „ja," und als man dem Herrn meldete, daß ein Geistlicher da sey, so gieng er sogleich nach der Thüre hin, und bewillkommte den Fremden auf eine sehr höfliche Art.

Der Doctor äußerte: „er habe viel von der Familie und von seinem Großvater sprechen gehört, von dem, wie er erfahren, das Gut unmittelbar an den jetzigen Herrn gekommen sey.

„Ja," versetzte dieser, indem er ihm die Hand drückte, „mein Vater starb jung weg, und mein Großvater verließ Alles in einer solchen Verwirrung, daß ich wegen Mangel einer Hauptschrift, welche abhanden gekommen ist, von meinen Anverwandten viele Anfechtungen zu erleiden habe.

„Ich hoffe, mein Herr," versetzte der Doctor, „daß Sie diese Schwierigkeiten insgesammt besiegt haben."

„Nein," erwiederte der Herr, „wenn ich offenherzig sprechen soll, so werde ich sie nicht völlig aus dem Wege räumen, so lange ich nicht die alte Urkunde ausfindig mache, allein ich hoffe sie noch zu entdecken."

„Ich wünsche von ganzem Herzen, daß Sie dieselbe finden mögen."

„Ich zweifle nicht daran," entgegnete der Herr, denn ich habe in der vergangenen Nacht ungewöhnlich lebhaft geträumt, daß mich ein fremder Herr besuchen werde, den ich vorher in meinem Leben nicht gesehen, und dieser half mir dieselbe suchen, und ich glaube, daß Sie dieser Herr sind."

„Ja," gab der Doctor zur Antwort, „ich will sie Ihnen suchen helfen; wann wollen Sie Ihre Untersuchung beginnen?"

„Ich wollte dieß morgen thun."

„Aber," sagte der Doctor, „wie wollen Sie es denn anfangen?"

„Wir sind insgesammt der Meinung, daß sich mein Großvater alle Mühe gegeben hat, diese Schrift sicher aufzubewahren, allein da er so besorgt gewesen ist, es möchte sie ihm Jemand stehlen, so hat er sie sicher an einer verborgenen Stelle versteckt. Ich bin daher entschlossen, sie

ausfindig zu machen, wenn ich auch das halbe Haus niederreißen sollte."

„Ich denke doch," erwiederte der Doctor, „daß Sie alle Kisten und Kästen, Koffer und Behälter sorgfältig durchgesucht haben?"

„Ja," gab der Herr zur Antwort, „wir haben Alles umgewandt; wir haben alle Kisten von innen und außen durchsucht und sie insgesammt auf einen Haufen in einer Oberstube gelegt, aber wir haben nichts darin gefunden."

„Darf ich Sie bitten, mir das alte Haus, das morgen eingerissen werden soll, zu zeigen? ich wollte es gerne einmal sehen, ehe es abgetragen wird."

„Recht gern," gab der Herr zur Antwort. Er nahm ihn sogleich mit die Treppe hinauf, zeigte ihm die besten Zimmer und Geräthschaften, und als sie oben an der Haupttreppe anlangten, auf welcher sie heraufgekommen waren, wollte er wieder hinunter gehen.

„Aber," versetzte der Doctor, „wollen wir nicht noch etwas höher steigen?"

„Da oben ist nichts," entgegnete der Herr, „als Dachstuben und alte Böden, die voller Schutt sind."

„Ich wünschte gerne alles zu besehen, da wir nun einmal oben sind."

Der Herr gieng voraus und der Doctor folgte ihm nach. Nachdem sie über einen Saal weg-

gegangen waren, kamen sie in ein großes Zimmer, dessen Thüre offen stand, und in dem eine große Menge altes Geräthe lag. „Was ist das für ein Platz," fragte der Doctor?

„Das ist das Zimmer, von dem ich Ihnen sagte, daß darin alles alte Gerille sey, Kisten, Kasten, und Koffer. Sehen Sie nur, wie sie aufeinander geschichtet stehen."

Der Doctor trat hinein und sah sich um, weil dieß das Zimmer zu seyn schien, zu dem er gewiesen war und das er zu sehen wünschte. Er war noch nicht zwei Minuten darin, als er alles gerade fand, wie es ihm das Gespenst zu London beschrieben hatte. Er gieng auf den Haufen los, und heftete seine Augen auf die nämliche Kiste mit dem alten verrosteten Schlosse, dessen Schlüssel weder herum gedreht noch heraus genommen werden konnte.

„Ich habe alle diese Kisten selbst ausgeleert," sagte der Herr, „und alle alten Schriften, eine nach der andern, durch meine Hände gehen lassen, aber vergebens."

„Wollen Sie nicht meine Neugierde befriedigen, und dort jene Kiste öffnen lassen?"

Der Herr blickte die Kiste lächelnd an und sagte, „ich erinnere mich noch recht wohl, daß ich sie geöffnet habe." Hierauf drehte er sich um und fragte den Bedienten: „erinnert Ihr Euch nicht auch jener Kiste? „Ja," gab dieser zur

Antwort, „recht gut, ich entsinne mich auch noch, daß Sie so müde waren, daß Sie Sich auf die Kiste niedersetzten, und daß sie in Gefahr schwebten, ohnmächtig zu werden.“

Jetzt wurde die Kiste herab genommen, und der Doctor bat, einen Hammer und Meißel holen zu lassen.

Als der Bediente, beides zu holen, sich entfernt hatte, sagte der Doctor: „ich will hundert Guineen wetten, daß Ihre Besitzungs-Urkunde in dieser Kiste ist.“

Der Herr hebt den Deckel auf, besieht sie allenthalben, kann aber nichts entdecken, und scheint ganz erstaunt. „Wie meinen Sie das?“ fragte er den Doctor, „hier ist weiter nichts als eine leere Kiste.“

Jetzt brachte der Bediente den Hammer und den Meißel, und der Doctor fieng an, an der Kiste zu arbeiten, schlug auf den flachen Boden und rief aus: „hören Sie nichts! hören Sie nichts?“

„Was denn,“ fragte der Herr, „ich verstehe Sie nicht.“

„Hören Sie nicht, daß die Kiste einen doppelten Boden hat? Hören Sie nicht, daß es hohl klingt?

Kurz, sie nahmen den falschen Boden heraus und fanden die Besitzungs-Urkunde auf dem untersten Boden.

Unmöglich läßt sich das Erstaunen und die

Freude des Herrn und bald darauf der ganzen Familie beschreiben. Der Fund war von der größten Wichtigkeit, und da das Wohl ganzer Familien durch viele Jahre hindurch davon abhieng, so hatte ihn der alte Herr hier, als an einem ganz sichern Orte, versteckt.

Der Schatz.

Vor mehreren Jahren träumte die Tochter eines Wirths zu Bedale in Yorkshire, daß, wenn sie anderthalb englische Meilen weit von der Stadt in einen gewissen Garten gehe, sie unter einem Bienenstock einen Topf mit Geld finden werde. Sie erzählte den Traum ihrem Vater, der darüber lachte. Bald darauf hatte sie diesen Traum noch einmal, und bat ihren Vater, mit ihr zu gehen, aber dieser ward darüber aufgebracht und wollte durchaus nichts davon hören. Sie träumte diesen Traum zum drittenmal, und jetzt wurde der Vater im höchsten Grade unwillig, als sie ihn bat, mit ihr zu kommen.

Zwei Tagelöhner, die in der Wirthsstube saßen, hörten dieß mit an, und versprachen ihr, ohne des Vaters Wissen mit ihr zu gehen, wenn sie Niemanden etwas davon sage. In der folgenden Nacht machte man sich dahin auf den Weg, und das Mädchen versicherte nachmals vor Gericht,

sie wäre nie vorher an dem Orte gewesen, habe ihn aber, durch den Traum belehrt, gefunden.

Die beiden Männer gruben an der bezeichneten Stelle nach und stießen an einen Topf, den das Mädchen deutlich sah, allein die Schelme sagten, es sey bloß eine Scherbe, thaten dann, als ob sie Geräusch hörten und warfen das Loch schnell wieder zu. Man entfernte sich eiligst, weil das Mädchen sehr erschrocken war; die Taglöhner begleiteten es nach Hause und giengen dann allein in den Garten zurück, wo sie das Geld wegnahmen.

Das Mädchen beobachtete über den ganzen Vorfall ein tiefes Schweigen, allein sie merkte bald, daß die Tagelöhner in sehr gute Umstände gekommen zu seyn schienen und einer davon seiner Tochter eine Aussteuer von 50 Pfund Sterling (gegen 600 Gulden) mitgab. Sie entdeckte jetzt ihrem Vater ihren Verdacht und unterrichtete ihn von dem ganzen Vorgange.

Der Wirth gieng zum Friedensrichter, der zugleich Grundherr war, und erzählte ihm die Sache. Dieser verhörte die Tagelöhner und brachte sie zu dem Geständnisse, daß sie 500 Pfund Sterling (ungefähr 6000 Gulden) und eine goldene Schaumünze gefunden hätten. Der Friedensrichter ließ sich diese zeigen, und sie schien etwa 20 Pfund Sterling werth zu seyn. Er erklärte ihnen nun, daß Alles, was in einer gewissen Tiefe gefunden werde, ihm als Grundherrn gehöre, daß

er aber mit der Schaumünze zufrieden seyn wolle, wenn sie von dem übrigen Gelde dem Mädchen etwas geben wollten, was sie sodann auch thaten.

Das Hellsehen im Traume.

Manche Menschen haben die Gabe, zukünftige Dinge im Traume auf's Genaueste vorherzusehen, und wahrscheinlich befinden sie sich in solchen Momenten in einem Zustande, der sich dem der Somnambülen nähert. Denn da im Schlafe die nach Außen gerichtete, durch Organe vermittelte, Thätigkeit der Seele aufhört, so können sich natürlich in demselben, als in der Einkehr des Lebens, ihre mehr unvermittelten Wirkungen lebendiger äußern. Was aber spricht deutlicher für eine Fortdauer nach dem Tode als das reinere, höhere Geistesschauen, das sich durch Fernsehen, durch Vorhersagen des Zukünftigen kund gibt? oder als ein Hellsehen, bei welchem der Mensch alle Schranken, die ihm sonst die Erde setzt, überschreitet, und seine geistige Natur freier thätig ist. Es entspricht daher vollkommen dem Zwecke dieses Werkes, wenn wir einige Beispiele vom Hellsehen im Traume anführen.

Erstes Beispiel.

Herr Jördens, Lehrer im Waisenhause zu Halle, hatte folgenden Traum, den wir mit seinen eigenen Worten wiedergeben wollen:

„Ich hatte einen Oheim, meiner Mutter Bruder, einen Prediger auf dem Lande, nicht weit von Halle. Zwei Jahre lang, nach dem frühzeitigen Tode meines Vaters, war er mir ein anderer Vater gewesen. Er sorgte für mich; er liebte mich; alle Stunden, die er etwa von Amts- oder andern Geschäften übrig hatte, widmete er meiner Bildung. Meine ganze kindliche Liebe und Verehrung mußte ihm ja wohl gehören. In meinem zehnten Jahre kam ich von ihm in's Waisenhaus nach Halle. Hier nun träumte ich einstens, daß Diebe das Haus meines geliebten Oheims bestählen; ich sah sie einbrechen, sah sie dieser, sah sie jener Sache sich bemächtigen. Ich bemerkte dieß alles so deutlich, als sähe ich es am lichten Tage mit offenen Augen. Ich war voller Angst und in nicht geringer Besorgniß, selbst für das Leben meines Oheims. Ich erwachte und ängstete mich immer fort, bis ich mit meinen andern Mitschülern um die gewöhnliche Zeit aufstand. Ich erzählte sogleich meinen Traum. Wir giengen nachher zusammen in die Unterrichtsstunden, und noch denselben Vormittag ward ich herausgerufen. Ein Fremder, hieß es, wolle mich sprechen. Siehe da, es war mein Oheim. Ich

lief ihm entgegen, und ohne etwas Weiteres zu sagen, erzählte ich den bösen Traum. Es läßt sich vermuthen, daß ihn meine Erzählung befremdete. Er befahl mir, nochmals Alles zu erzählen, und versicherte mich endlich, gerade so habe es sich in der vergangenen Nacht in seinem Hause begeben. Meine Erzählung traf in Allem zu. Ich hatte den Ort des Einbruchs genannt, ich hatte bezeichnet, wo die Diebe zuerst geraubt, wo weiter, Verschiedenes, was sie mitgenommen. Sie hatten ihm unter anderem alle Kleider entwendet, nur einen alten abgetragenen Rock ausgenommen, welcher nicht mit im Kleiderschrank gehangen. Er hatte sich daher genöthigt gesehen, nach der Stadt zu reiten, um für neue Kleider zu sorgen, und hier besuchte er mich.

Zweites Beispiel.

Eine angesehene Frau war mit einem Briefe in der Hand, den sie des Abends von ihrem entfernten Manne erhalten hatte, eingeschlafen. Dieser versicherte sie in demselben, daß er sich vollkommen wohl befände, und es nicht das Ansehen hätte, als würde er in eine Gefahr laufen. Auf einmal erwachte sie mit einem lauten Geschrei. Ihre Kammerfrauen laufen zusammen, und finden sie in einem kalten Schweiße, und in einem Strom von Thränen. Mein Mann ist dahin, sagte sie

zu ihnen, ich habe ihn sterben sehen. Er war an einer Wasserquelle, um welche einige Bäume herumstanden. Sein Gesicht war todtenbleich. Ein Offizier in einem blauen Kleide bemühte sich, das Blut zu stillen, das aus einer großen Wunde an seiner Seite floß. Er gab ihm darauf aus seinem Hute zu trinken, und schien von Schmerz durchdrungen, als er seine letzten Seufzer hörte. So erschrocken auch die Kammerfrauen über den Zustand ihrer Frau waren, so bemühten sie sich doch, ihr Gemüth zu beruhigen, indem sie ihr vorstellten, daß dieser Traum keinen andern Grund hätte, als ihre innige Zärtlichkeit zu ihrem Gemahl. Ihre Mutter, welche bei ihr im Hause war, und die man unterdessen herbeigeholt hatte, stellte ihr vor, daß sie ruhig seyn müßte, da sie erst vor wenigen Stunden einen Brief von ihrem Gatten bekommen hätte. Allein alles Zureden half bei ihr nichts. Sie blieb einmal dabei, daß ihr Unglück ausgemacht und ihr Gemahl nicht mehr am Leben sey. Ihre Mutter blieb an ihrem Bette sitzen, und sah mit Vergnügen, daß sie durch einen heftigen Strom von Thränen entkräftet wieder einschlief; aber es dauerte nicht lange. Sie hatte kaum eine Viertelstunde geschlafen, als sie durch den nämlichen Traum wieder erweckt ward, und nun gar nicht mehr zweifelte, daß ihr Traum übernatürlich sey. Sie wurde alsbald von einem heftigen Fieber mit Geistes-

Verwirrung überfallen, und schwebte vierzehn Tage lang zwischen Tod und Leben. Unter der Zeit bekam man wirklich die traurige Nachricht, daß ihr Gatte auf seiner Reise umgebracht worden sey.

Es waren schon vier Monate verflossen, seitdem sie Wittwe war, als sie nahe bei ihrem Hause eine Messe hörte. Die Messe war fast vorüber, als ihre Augen auf einen Mann fielen, der neben ihr einen Stuhl nahm, worauf sie sogleich einen Schrei des Schreckens erhob und in Ohnmacht fiel. Man gab sich alle Mühe, ihr zu Hülfe zu kommen. Sie öffnete endlich die Augen, und der erste Gebrauch, den sie von ihrer Sprache machte, war, daß sie ihren Leuten befahl, den Mann aufzusuchen, der die Ursache ihrer Ohnmacht gewesen war, und ihn zu beschwören, daß er zu ihr käme. Er war noch nicht aus der Kirche weg, und da er hörte, daß diese Frau ihn zu sprechen verlange, folgte er ihr nach. „Ach, meine Mutter," rief die unglückliche Wittwe, als sie nach Hause kam, „ich habe eben denjenigen erkannt, der die letzten Seufzer meines armen Mannes gehört hat," und sogleich beschwor sie den Offizier, ihr von den Umständen einer so traurigen Begebenheit Nachricht zu geben. Der Offizier konnte nicht begreifen, wie ein Frauenzimmer, die er niemals gesehen hatte, ihn kennen konnte. Er bat sie um ihren Namen, und stutzte, als er ihn gehört hatte. Inzwischen erzählte er

ihr, wie ihn ein Zufall an den Ort geführt, wo ihr Gatte verwundet worden war, und wo er ihm Hülfe zu leisten gesucht hatte. Ich sah ihn sterben, setzte der Fremde hinzu, und obgleich er mir unbekannt war, so wurde ich doch gerührt, da ich sah, daß keine Hoffnung übrig war, ihn zu retten. Ich verließ ihn, sobald er gestorben war, ohne zu wissen, wer er seyn mochte. Aber Ihr Name, den er bis auf den letzten Seufzer aussprach, prägte sich meinem Gedächtnisse tief ein, und ich habe mich dessen sogleich wieder erinnert, sobald Sie mir ihn sagten. Eine solche Erzählung konnte nicht geschehen, ohne daß sie vielmal durch Thränen des unglücklichen Weibes unterbrochen wurde, und der Fremde gerieth in das größte Erstaunen, da sie ihm die geträumten Umstände von dem Ende ihres Mannes mit vollkommener Deutlichkeit beschrieb. Er erkannte den Bach, die Bäume, seine Stellung und die Lage des Sterbenden, kurz Alles, wovon er Zeuge gewesen, auf's Deutlichste wieder.

Drittes Beispiel.

Der Professor Meyer in Halle wurde eines Tages zu einem seiner Zuhörer gerufen, welcher gefährlich krank war. Der Patient versicherte seinem Lehrer, daß er gewiß sterben werde, weil er darüber einen sonderbaren Traum gehabt habe,

und er habe ihn vornehmlich deßhelb zu sich bitten lassen, um ihm diesen Traum anzuvertrauen, welchen er selbst wörtlich aufgezeichnet und in sein Schreibpult verschlossen hatte. Er gab darauf Meyer den Schlüssel dazu, und bat ihn, die in einem gewissen Kästchen befindlichen Papiere nach seinem Tode zu sich zu nehmen, und wenn sein Traum eingetroffen sey, ihn bekannt zu machen.

Der Student starb auch wirklich kurze Zeit darauf, wie er vorher gesagt hatte. Professor Meyer öffnete das Schreibpult, und fand ein versiegeltes Päckchen, worin folgender Traum des Verstorbenen aufgezeichnet war:

„Ich gieng vor einiger Zeit auf dem Hallischen schönen Kirchhofe vor dem Galgenthore spazieren. Die vielen schönen Leichensteine und Epitaphien gefielen mir außerordentlich; ich besah eines nach dem andern, las ihre Aufschriften und wollte mich endlich entfernen, als ich auf einen Leichenstein stieß, welcher mir besonders auffiel. Ich las nämlich mit dem größten Erstaunen meinen eigenen Vor- und Zunamen darauf; aber noch bestürzter wurde ich, als ich sogar den Tag meines Todes darauf angezeigt fand. (Es war auch wirklich der Tag des Monats, an welchem der Student starb.) Es überfiel mich eine unbeschreibliche Angst, ich fieng am ganzen Leibe zu zittern und zu beben an. Nur das Jahr meines

Todes war mir nicht deutlich genug, der Leichenstein war hie und da mit Moos bedeckt, und einer von diesen Moosklumpen saß gerade auf der vierten Ziffer der Jahreszahl. Meine Neugierde, so ängstlich sie mich auch machte, trieb mich an, vollends zu größerer Gewißheit zu gelangen, ich wollte das Moos wegkratzen, um auch die vierte Ziffer kennen zu lernen — aber in dem Augenblicke erwachte ich."

Der Student vermuthete, daß die mit Moos bewachsene Ziffer der Jahreszahl die gewesen sey, welche man eben damals schrieb. Professor Meyer erzählte alsbald seinen Zuhörern diesen Traum, welcher auf ihn selbst einen tiefen Eindruck gemacht hatte.

Viertes Beispiel.

Der Pfarrer Ulrici erzählt: Ich hatte einen Freund, der eine Viertelmeile von mir wohnte, mit dem ich meine angenehmen und widrigen Schicksale theilte. Wir kamen, wenn es irgend unsere Amtsgeschäfte gestatteten, wenigstens die Woche einmal zusammen, ja es schien uns beiden etwas zu fehlen, wenn wir uns in acht Tagen nicht gesehen hatten. In den letzten vier Wochen vor seinem Ende aber sprach er bei jeder Zusammenkunft von seinem sehr nahe bevorstehenden Tode. Den Dienstag vor Pfingsten 1776 kam

er des Morgens ganz frühe zu mir und sagte: Freund, sind Sie heute von wichtigen Geschäften frei, so bleibe ich den ganzen Tag bei Ihnen, vielleicht ist es das letztemal, daß ich zu Ihnen komme. Ich bringe Ihnen daher meinen Leichentext und einige Umstände von meinem Lebenslauf, die Ihnen nicht bekannt sind. Sie werden mir doch wohl der Gewohnheit nach eine Leichenpredigt halten müssen. Sie müssen den zweiten Pfingsttag, wenn wir unsere Arbeit gethan, bei mir zu Mittag essen. Ich versprach, mit meiner Frau zu kommen.

Den zweiten Freitag gegen Morgen träumt mir, ich würde von den beiden Kindern meines Freundes nach R... gerufen, um sie bei ihrem harten Schicksale aufzurichten, da sie in Gesellschaft ihres Vaters nach der Heide gereist und jenseits der Brücke durch die scheugewordenen Pferde umgeworfen, ihr Vater mit dem Kopf an einen am Weg stehenden Fichtenbaum geschlagen, der ihn zerschmettert und er, ohne einen Laut von sich zu geben, todt liegen geblieben sey. Mein Traum versetzte mich sogleich nach R... in das Haus meines Freundes. Ich fand darin eine ziemliche Anzahl verschiedener Personen aus seiner Gemeine, die ihren Prediger, der bei Allen in so großer Achtung stand, mit vielen Thränen beklagten. Der damals daselbst wohnende A. R. H. kam mir entgegen und fragte: „Ach! welch' ein trau-

riger Anblick hier! Ihr Freund ist todt, und es ist gut, daß Sie kommen, wir wissen nicht mehr, was wir mit den Kindern unseres Freundes machen sollen, die über den so unglücklichen Tod ihres Vaters ganz untröstbar sind. Der A. L. kam dazu und führte mich zu meinem verunglückten Freund, der auf einem Tische lag, und an dessen Kopf deutlich zu sehen war, daß er mit dem Kinn auf einen spitzigen Zacken gefallen, der durch den ganzen Kopf gedrungen und bei den Schläfen wieder herausgekommen war. Ich suchte die Tochter meines seligen Freundes und fand sie auf einem Lehnstuhl ohne Trost, den Sohn aber in gleicher Lage in dem Hause des H. B. R. Ich kehrte zu meinem todten Freunde zurück, und suchte noch Einige, die darüber heftig beunruhigt waren, aufzurichten, mir selbst aber flossen die Thränen dabei aus den Augen, so daß ich nicht im Stande war, weiter zu reden. In dieser Lage kam meine Frau vor's Bette und weckte mich. — „Es hat schon sechs geschlagen," sagte sie, „wie schläfst Du denn heute so sanft! Du wirst aufstehen müssen, der Wagen wird schon zurecht gemacht, um nach der Kirche zu fahren." Die Thränen liefen mir noch häufig aus den Augen, und ich sagte: Ach! welchen traurigen Scenen entreißest Du mich! „Was ist Dir denn," sagte sie, „Du weinest ja?" Ich antwortete ihr: ich reise heute nicht nach R... Sie bemerkte meine

heftige Unruhe, trocknete mir die Thränen ab, und ließ nicht nach, mich zu bitten, ihr meine Beunruhigung zu erzählen. Ich stand auf, und erzählte ihr beim Anziehen meinen ganzen Traum, der mir aber selbst immer trauriger wurde, je mehr ich ihn überdachte. Es blieb indeß dabei, nicht nach R... zu reisen, und wenn ich mich dazu entschließen wollte, so überfiel mich jedesmal ein kalter Schauer. Ich reiste nach meinem Filial und predigte. Aber das Bild meines verunglückten Freundes schwebte mir unabläßig vor den Augen. Ich kam zurück und predigte auch in hiesiger Kirche, aber noch immer in derselben Unruhe. Meine Frau, der die Gegend, wo wir zu Mittag essen sollten, so schön beschrieben war, und die schon lange gewünscht hatte, sie zu sehen, suchte auf's Neue mich zu überreden, mein mündlich und schriftlich gegebenes Wort — und noch dazu um eines Traumes willen — nicht so leicht zu übersehen. Aber ich war dießmal — und vielleicht zum erstenmal — in meinem Vorsatz unerbittlich und überwand alle die Vorwürfe, die ich mir größtentheils selbst machte, mit einer Art von Hartnäckigkeit, in der ich dießmal nur allein einige Beruhigung fand. Ich wollte einigemal fortschicken, um meinen Freund zu warnen und mich zu entschuldigen, ich wußte aber nicht, wo er anzutreffen seyn würde. Und außer den schon erwähnten und mir selbst gemachten Vorwürfen

hielt mich das Gespötte eines Mannes zurück, von dem ich wußte, daß er mit in der Gesellschaft seyn würde, der mir in vielen Stücken zu neu dachte und zu alt spottete.

Später gieng ich mit meiner Frau in's Feld, und wie wir beinahe das Dorf wieder erreicht hatten, so sah ich meine Magd kommen. Meine Seele, die mit nichts als mit meinem verunglückten Freunde zu thun hatte, war nur begierig, diese Nachricht von einem Andern zu hören, und es war mir, als könnte ich nicht irren, daß mir die Magd die Nachricht von der ganzen Erfüllung meines Traumes brächte. Da haben wir's, sagte ich zu meiner Frau, die bringt uns Nachricht von R... von unserem verunglückten Freunde. Ich konnte indeß die Zeit nicht erwarten, sondern rief ihr schon auf einige dreißig Schritte entgegen: bringst Du mir Nachricht aus R...? Ja, antwortete sie mir, Sie möchten doch so gütig seyn, und noch heute dahin kommen. Es war ihr verboten, mir den ganzen Vorfall zu sagen, und ganz umständlich wußte sie ihn auch nicht. Ich fragte, was soll ich denn heute in R... machen? Sie sollen für den Herrn Pfarrer ein Kind taufen. Und warum thut er das nicht selbst? fragte ich. Sie antwortete: er kann nicht. Freilich, sagte ich, kann er nicht, denn er ist todt. So, wissen Sie das schon? erwiederte sie, und ich soll es Ihnen nicht sagen. Ja, sagte ich, ich

weiß es — und er ist in der Heide verunglückt, nicht wahr? Das kann ich nicht sagen, erwiederte sie, daß er aber todt sey, sagte der Bote, verbot mir aber ausdrücklich, es ihnen zu sagen, sondern einen andern Vorwand zu machen, warum sie hinkommen sollten. Ich befahl der Magd, voranzugehen, und dem Knechte zu sagen, daß er anspannen sollte, um uns sogleich nach R... zu fahren. Wir fanden den Boten noch da, der uns die Nachricht von unserem verunglückten Freunde mit den Worten brachte: wie ich sie schon im Traume erhalten und meiner Frau erzählt hatte, nur mit dem Beisatze, daß er die Zeit bestimmte, wenn dieser unglückliche Fall geschehen sey, nämlich heute Nachmittag gegen 5 Uhr. Die Pferde standen vor dem Wagen, wir setzten uns, wie wir giengen, ein, und fuhren dahin. Meine präsagische Seele hatte mich schon mehrmals etwas voraussehen lassen, was genau eingetroffen, aber noch nie eine Sache so deutlich und umständlich als diese, in welcher, so zu reden, die Probe so vollkommen war, als die Tragödie selbst. Wir kamen dahin. Mir schauderte die Haut vor jedem neuen Auftritte, den ich immer schon vorher wußte, und der meiner Frau aus meinem erzählten Traume auch schon bekannt war, da nicht einmal eine Veränderung des Anzuges von mehr als hundert Personen anzutreffen war, sondern jede so erschien, wie sie mir schon eilf

Stunden vorher erscheinen mußte. Kurz, mein Freund war todt, und er war um 5 Uhr Nachmittags so gestorben, wie ich es früh um 6 Uhr, nach allen Umständen, im Traume vorhergesehen hatte.

Fünftes Beispiel.

Eine andere Art des Hellsehens im Traume finden wir in dem folgenden merkwürdigen Beispiele, das das Traumgesicht eines Herrn von Seckendorf enthält, das ihm zwar nicht die Zukunft vergegenwärtigte, aber die Zeit rückwärts überschauen und längst vergessene Begebenheiten wieder erkennen ließ.

Derselbe hatte diesen Traum ein halbes Jahr vor seinem Tode, und erzählte ihn nicht nur öfters selbst, sondern hatte ihn auch gleich nach dem Gesichte aufgezeichnet.

Es erschien ihm nämlich (den 26. Apr. 1785) im Traume ein Mann von gewöhnlicher Gestalt und Kleidung, welcher ihm sagte, daß er sich etwas von ihm ausbitten möchte, und daß er sich nach seinem Gefallen eines von beiden wählen könnte: entweder seine vergangenen oder künftigen Schicksale sich der Reihe nach vorgestellt zu sehen. Die Zukunft, erwiederte Seckendorf, wolle er Gott überlassen, aber angenehm würde es ihm seyn, wenn er noch einmal sein ganzes vergan-

genes Leben wie in einem Gemälde vor sich sehen könnte.

Sein Wunsch wurde ihm sogleich gewährt. Der erschienene Mann gab ihm einen Spiegel, und hierin erblickte er nun die Scenen seines vergangenen Lebens, deren er sich im Wachen kaum bewußt war, mit einer Deutlichkeit und Lebhaftigkeit vor sich, als wenn sie den Augenblick erst geschehen wären. Er sah sich als ein Kind von drei Jahren auf's Genaueste mit allen Umständen seiner Erziehung. Jede Schulscene mit seinen Erziehern, jede verdrüßliche Begebenheit, die er in seiner Jugend erlebt hatte, gieng in dem Spiegel lebhaft vor seinen Augen vorüber. Bald darauf stellte ihm der Zauberspiegel in der Folge seines Lebens auch seinen Aufenthalt in Italien vor. Dort hatte er eine Geliebte zurückgelassen, die er gewiß geheirathet haben würde, wenn ihn nicht sein Schicksal aus Italien gerufen hätte. Diese erblickte er auch während seines Traumes, auf einem Bette liegend. Sie winkte ihm freundlich zu und er näherte sich ihr. Wir müssen uns trennen, sagte sie, aber nicht lange, lieber Seckendorf, denn ohne Sie kann ich nicht lange seyn, aber jetzt müssen Sie mich auf einige Zeit verlassen. Seckendorf gieng sogleich aus dem Zimmer, als er aber einige Minuten nachher wieder hereintrat, lag sie weit schöner, und einer Verklärten gleich, auf dem Bette. Es that sich

jetzt ein Vorhang auf, hinter welchem Seckendorf einen unbeschreiblichen Glanz hervorstrahlen und sich eine Menge schöner und verklärter Geschöpfe bewegen sah, welche ihm alle sehr vergnügt zu seyn schienen. Sein Auge war von dem Glanze ihrer Schönheit ganz geblendet. Eine von diesen Verklärten faßte endlich seine Geliebte bei der Hand, zog sie mit sich fort, der Vorhang fiel nieder — und er erwachte.

Bald nachher schlief Seckendorf wieder ein. Der nämliche Mensch, welcher ihm den Zauberspiegel gegeben hatte, erschien ihm noch einmal und fragte ihn: ob er mit dem, was er ihm gezeigt habe, zufrieden seye, und ob er auch noch einmal die Menschen, welche er in seinem Leben gekannt, zu sehen wünschte? Seckendorf erwiederte, daß ihm dieß Vergnügen machen würde, und erhielt nun auf's Neue einen Spiegel, in dem er wirklich alle seine Bekannten, todte und lebende, der Reihe nach, aber mit dem Unterschiede vorübergehen sah, daß die noch lebenden Glücklichen seiner Bekannten ihn alle freundlich ansahen und stehen blieben, diejenigen aber, von denen er schon wußte, daß sie unglücklich und mißvergnügt lebten, alle mit der Hand vor den Augen, schnell, ohne sich umzusehen, in dem Spiegel vorübergiengen. Ihnen folgte noch eine Anzahl, welche gleichfalls die Hand vor's Gesicht hielten, von deren unglücklichen Schicksalen er

aber keine Kunde hatte. (Er schrieb hernach an Mehrere von diesen Letztern seinen Traum, und erkundigte sich nach ihrer jetzigen Lage, welche auch immer richtig mit seinem Traumgesicht übereintraf.) Die Verstorbenen, die er in diesem Spiegel sah, hatten eine ganz eigene und einförmige Kleidung, blieben einige Augenblicke vor ihm stehen, und winkten ihm freundlich mit der Hand zu. Einige aber schwanden, die Hand vor ihren Augen haltend, blitzschnell vorüber, doch so, daß er sie erkennen konnte. Dieses war ihm das Schrecklichste bei seinem Traume gewesen, und er brach immer, wenn er auf diesen Punkt kam, schnell in seiner Erzählung ab, sowie er überhaupt den ganzen Traum nicht leicht ohne Rührung und ohne Thränen erzählen konnte.

Jetzt wachte er zum zweitenmal auf. Eine innere Bangigkeit, die er fühlte, trieb ihn aus dem Bette; er gieng an's Fenster und suchte sich zu zerstreuen. Es schlug eben drei Uhr, und er legte sich etwas beruhigt wieder nieder. Dießmal nahm seine Phantasie eine andere Richtung, er dachte jetzt im Traume über seinen Traum nach, und verfertigte im Schlafe ein Gedicht, welches er auch zugleich componirte. Er erwachte auf's Neue, stand auf, ließ sich Licht bringen, und schrieb den ganzen Traum, nebst dem Gedichte und der Composition, noch in der nämlichen Nacht auf.

Sechstes Beispiel.

Herr Professor Kieser von Jena erzählt folgenden Traum, den er der Mittheilung eines Freundes verdankt:

Anfangs März 1804 saßen wir im väterlichen Hause Morgens beim Frühstück, als meine ältere Schwester unsere Aufmerksamkeit für einen seltsamen Traum in Anspruch nahm, welcher, wie sie sagte, sie in verflossener Nacht gequält hatte. Im Traume hatte sie nämlich die Frau des uns gegenüberwohnenden und uns befreundeten Bürgermeisters mehreremale in unsere Stube kommen und zurückgehen gesehen, sie war allemal freundlich, wie sie es in der Wirklichkeit zu sein pflegte, setzte sich aber bald, und schlief ein. Der Traum machte nun einen Sprung: der Bürgermeister trat mit einemmale heftig weinend in die Stube, und kündigte den Tod seiner Frau an; alles weinte mit ihm, da die Frau von allen geliebt war; dann bat er meine Schwester, für die Ausschmückung der Leiche, meine Eltern, für die Beerdigung zu sorgen, indem es ihm unmöglich wäre, mit seinen Kindern dem traurigen Schauspiele beizuwohnen. Meine Schwestern hatten noch einige Nachbarinnen, welche namentlich angeführt wurden, herbeigezogen, die Leiche und der Ueberzug waren festlich geschmückt, der Leichenwagen stand vor der Thür, der Sarg wurde von N.. hinaufgehoben, und der Zug der Leidtragenden

ordnete sich in folgender Art. (Hier beschrieb meine Schwester eine paarweise Reihe von mehr als dreißig Personen, deren mehrere ihr nur wenig bekannt, einige über 40 Stunden entfernt wohnten.) Als man eben aufbrechen wollte, fiel plötzlich ein Platz-Regen ein, mein Vater ließ schnell den Leichenwagen unter unsern Thorweg bringen, die Geistlichen und noch einige der Leidtragenden traten in unsere Stube, wo ihnen ein Morgenwein vorgesetzt wurde, bis nach einer Viertelstunde der Regen aufhörte, und die Beerdigung vor sich gieng.

Die Bestimmtheit, mit welcher meine Schwester diesen Traum erzählte, machte mich aufmerksam, ich ließ ihn mir nochmals erzählen, und schrieb ihn sogleich auf, wobei ich nicht unterließ, die Namen, Kleidung und was sie sonst zur Bezeichnung der Personen angeführt hatte, mit zu bezeichnen; dieses Protokoll ließ ich meinem Vater zurück.

Etwa vierzehen Tage nachher gieng ich zur Universität ab, ich nahm auch von der Abschied, welche der Gegenstand des Traum-Gesichts meiner Schwester war, und verließ sie in blühender Gesundheit. Als ich im Herbst desselben Jahres von einer kleinen Reise durch Franken nach Würzburg zurückgekommen war, fand ich einen Brief meines Vaters, worin er mir den Tod der Frau B.. meldete, und dabei schrieb: „über die nähern

Umstände dieses Todesfalls brauche ich Dir nur zu sagen, daß der Traum Deiner Schwester durchaus wirklich geworden ist." Einige Zeit vor ihrem Tode hatte die Bürgermeisterin Verhärtungen in der Brust gespürt, diese waren bald sehr schmerzhaft geworden, so daß sie, von innerer Beängstigung gequält, es an keinem Orte aushalten konnte; so war sie auch häufig in unsere Stube gekommen, hatte sich hingesetzt und war eingeschlummert. Die Aerzte riethen zur Absonderung der Brust, was sie nicht zugeben wollte, und so starb sie bald an diesem, immer mehr zunehmenden Uebel.

Bei der Beerdigung fand Alles eben so statt, wie es Deine Schwester im Traume gesehen hatte.

Siebentes Beispiel.

Herr Professor Grohmann in Hamburg erzählt von einem seiner Jugendfreunde, daß demselben einmal geträumt habe, er sehe sich in einem Sarge unmittelbar neben seinem schon längst entschlafenen Vater liegen; und ob er gleich in der kräftigsten Blüthe seines Alters war, so erfüllte sich doch der Traum, denn bald darauf erzeugte sich ein ansteckendes Fieber in dem Orte seines Jugendfreundes, und raffte denselben hinweg.

Achtes Beispiel.

Zwei Freunde reiseten miteinander, und als sie nach M... gekommen waren, gieng der eine in ein Wirthshaus, der andere als Gast zu einem Freunde. Letzterem träumte es, es bitte ihn sein beim Wirth eingekehrter Gefährte, er möchte ihm doch zu Hülfe kommen, weil der Wirth ihn umbringen wolle; dieser, durch den Traum erschreckt, sprang sogleich aus dem Bette, legte sich aber nachher, als er sich wieder gesammelt hatte, und diesen Traum für nichts hielt, wieder nieder. Darauf erschien ihm jener aufs Neue, und bat ihn, daß er doch, weil er ihm lebend nicht zu Hülfe gekommen seye, seinen Tod nicht ungerochen lassen solle; er sey vom Wirth ermordet, auf einen Wagen gelegt, und mit Mist verdeckt worden, er solle daher nur am frühen Morgen beim Stadtthor seyn, bevor er aus der Stadt geschafft würde.

Dieser Traum bewegte den Freund so, daß er schon in aller Frühe vor dem bezeichneten Thore stand und den Ochsenwärter fragte, was er denn auf dem Wagen verborgen hätte. Dieser ergriff erschrocken die Flucht; der Todte wurde gefunden, und der Wirth erhielt seine Strafe.

Das zweite Gesicht.

Die vorstehenden Beispiele haben uns gezeigt, daß einzelne Menschen die Gabe des Hellsehens im Traume besitzen, ein Zustand, in welchem die Schranken des Raumes und der Zeit fallen, und die Seele freier wirkt. Die folgenden Beispiele werden uns darthun, daß es Menschen gibt, welche selbst im wachenden Zustande und bei vollem Bewußtseyn künftige Begebenheiten gleich Traumbildern außer sich so deutlich sehen, daß sie dieselben für Wirklichkeit halten, wenn nicht schon die Erfahrung sie belehrt hat, daß das, was sie sehen, das Zukünftige in einem Bilde darstellt, welches man das zweite Gesicht nennt.

Das wunderbare Vermögen des zweiten Gesichts ist in alter und neuerer Zeit, bei vielen Völkern, und in, nach Boden, Clima und Lebensweise, verschiedenen Gegenden beobachtet worden, und ist durch eine Menge von Thatsachen, und durch die glaubwürdigsten Zeugen bekräftigt. Man betrachtet die Erscheinungen desselben durchaus nicht als Etwas, das durch Geister oder Gespenster bewirkt wird, sondern mehr als eine natürliche Anlage oder eine verborgene Kraft des menschlichen Geistes, welche einzelnen verliehen ist. Diese unglückliche Gabe ist sehr verschieden, und thut sich bei den meisten, welche sie besitzen, auf eine andere Art hervor, indem sie bei Einigen nur

geringe, bei andern aber von einer sich weit erstreckenden und unveränderlichen Beschaffenheit ist. Bei Einigen äußert sie sich schon in der Kindheit, und verläßt sie bei heranwachsenden Jahren wieder, entweder auf immer, oder blos auf längere oder kürzere Zeit. Bei Andern zeigt es sich blos in den männlichen Jahren, bei andern nur im hohen Alter. Bei vielen Familien ist es erblich, so daß deren Kinder solches von ihrer Kindheit án ohne Unterbrechung bis zu ihrem Tode an sich haben, welchen sie nicht allein bei Andern, sondern auch bei sich selbst auf das Bestimmteste vorhersehen und vorhersagen.

Sehr achtbare, aufgeklärte und glaubwürdige Männer haben über das zweite Gesicht, und wie es sich bei den Sehern äußert, welche es besitzen, folgende Bemerkungen als Augen- und Ohrenzeugen gemacht:

1) „In dem zweiten Gesichte macht die Erscheinung einen solchen lebhaften Eindruck bei dem Seher, daß er in dem Augenblick nichts anderes sieht, und an nichts anderes denkt, als an das Gesicht, so lange es währt.
2) Bei Erblickung des Gesichts sind die Augenlieder aufgehoben, und die Augen sehen starr und in einem weg, bis die Erscheinung nach und nach verschwindet.
3) Der Seher weiß weder den Gegenstand, noch die Zeit, noch den Ort des Gesichts, be-

vor es erscheint, und einer und derselbe Gegenstand wird öfters von verschiedenen Personen, welche in größerer oder geringerer Entfernung von einander wohnen, zu der nämlichen Zeit auf ähnliche oder völlig gleiche Weise sinnbildlich und symbolisch gesehen. Die rechte Weise, von der Zeit und den Umständen der erscheinenden Gegenstände zu urtheilen, gründet sich auf Erfahrung und Beobachtung. Deßhalb sind zuweilen dritte Personen mit Geist und Verstand, welche die Eigenschaft des zweiten Gesichts nicht besitzen, geschickter in Beurtheilung der Gesichte, als ein Seher, der erst ein Neuling ist, und die sinnbildlichen Beziehungen seiner unwillkührlichen Anschauungen noch nicht gehörig zu deuten versteht.

4) Wenn eine Sache des Morgens frühe, was jedoch selten der Fall ist, gesehen wird, so geht solche schon in wenigen Stunden nach dem Gesichte in Erfüllung; wenn zu Mittag, so wird die Erscheinung noch denselben Tag eintreffen; wenn des Abends, wahrscheinlich die Nacht. Oft aber trägt sich das Gesehene jedesmal um so viel Wochen, Monate und bisweilen Jahre später zu, als die Stunde in der Nacht gewesen, zu welcher das Gesicht ist gesehen worden.

5) Die Gesichte sind in der Regel, doch nicht

immer, symbolischer Art und Beschaffenheit. Zum Beispiel wenn ein Leichentuch um einen Menschen herumgeschlagen gesehen wird, so ist es ein sicheres Anzeichen seines Todes, und zwar nicht bloß des Todes im Allgemeinen, sondern das Sinnbildliche eines solchen Gesichtes hat noch nähere und recht spezielle Bestimmungen. Die Zeit nämlich wird nach der Höhe des Tuches um die Person beurtheilt. Wenn solches nicht über die Mitte des Leibes geht, steht der Tod nicht vor einem Jahre, auch vielleicht vor ein paar Jahren darüber zu erwarten. Bei den meisten Erscheinungen aber wird solches gegen das Haupt zu wahrgenommen, und dieß gilt dann für ein zuverlässiges Vorgesicht, daß der Tod in wenigen Tagen, wo nicht Stunden, vor der Thür sey. Anstatt eines Leichentuchs wird zuweilen auch wohl ein Sarg, oder eine Todtenbahre vor dem Hause oder innerhalb der Wohnung eines bald Sterbenden gesehen, oder der Seher sieht einen Leichenzug vorüber ziehen, oder einen Stuhl als leer, indem derjenige, welcher sterben wird, eben darauf sitzt u. s. w. Oft sieht ein solcher Seher die Leiche selbst, ehe sie in den Sarg kommt, auf einem Tisch — auf einer Bank liegen, und dahin werden dann auch solche Personen nach erfolgtem Tode gelegt, oft werden Personen, welche

sterben, ohne Kopf gesehen, und dieß am häufigsten, wenn eine zahlreiche Menge Menschen beisammen ist, z. B. in der Kirche und an andern Orten. Bei einem Leichenzug, der sich einem Seher als zweites Gesicht darstellt, erkennt derselbe auch genau die dabei vorkommenden Personen, wenn sie ihm nur sonst bekannt sind. Sind sie ihm aber unbekannt, so erkennt er sie sogleich, wenn er sie nur nachher in der Wirklichkeit sieht.

5) Jemand mit Blutflecken an der Stirne, oder im Gesicht, oder mit einem Dolch oder Messer in der Brust sehen, ist ein Vorzeichen eines baldigen gewaltsamen Todes. Wenn man Jemand im Gesicht mit einem Kinde auf dem Arme erblickt, auf dessen Arm, Brust oder Kopf Feuerflocken, oder auch nur einzelne Funken Feuer fallen, oder von dem Tropfen Blutes herabträufeln, so bedeutet dieß den baldigen Tod des Kindes.

6) Wenn Einer, der die Eigenschaft des zweiten Gesichts hat, seinen Mitgenossen, der ein Seher ist, mit Vorsatz anrührt, alsdann sieht es der Andere eben sowohl, als der Erste.

Erstes Beispiel.

Als die erste Frau des Gastwirths Karsten Sternsen zu Maasbüll im Kirchspiele Riesum gestorben war, hütete Hanna Brodersen die

Kühe ihres Vaters auf dem Felde, unweit des westlichen Dorfweges, am Abende vor dem Begräbnißtage der Verstorbenen. Es war sowohl ihr, als jedem andern in der Gemeine bekannt, daß die verstorbene Frau erst des folgenden Tages beerdigt werden sollte. Als aber Hanne zufällig nach dem Wege hinunter blickt, sieht sie zu ihrer großen Verwunderung den ihr wohlbekannten Wagen des Gastwirths mit der Leiche zusammt dem Gefolge. Während der Leichenzug weiter rückt, verfolgt sie ihn mit ihren Augen nach dem gegenüberliegenden Kirchhofe, bis zum Einsenken des Sarges in's Grab. Eine Weile darauf zieht sie mit ihren Kühen nach Hause, wundert sich aber nicht wenig, als sie den Küster und Schullehrer Petersen in seinen Alltagskleidern und Pantoffeln bei ihrem Vater antrifft. „Wie, sind Sie denn sobald zurückgekommen, Petersen?" — fragt Hanna. Dieser: „Woher denn?" Hanna: „Je nun, Sie waren ja doch eben mit im Gefolge der Leiche und sangen sie zu Grabe." Er: „Ich glaube Du redest irre; die soll ja erst morgen zur Erde bestattet werden." — Hanna: „Das meinte ich auch, aber sie ist ja schon diesen Abend bestattet worden." — Der Vater und Petersen lächelten, indem sie glaubten, es habe sich Jemand mit Hanna einen Spaß machen wollen, suchten sie nachher eines bessern zu belehren und fragten, wie sie zu dieser sonderbaren

Behauptung käme? Hierauf erzählte nun Hanna, daß sie den Leichenzug wirklich gesehen hätte; daß zwei Frauenzimmer, in Trauerkleider gehüllt, voraus auf dem Wagen gesessen und der Fuhrmann nebenher gegangen wäre; überdieß sey ja hier keine Irrung möglich gewesen, da sie sowohl den Wagen als auch die Pferde und einzelne Personen des Gefolges gekannt hätte. Als die Leiche vom Wagen genommen, aufgebahrt, durch die Pforten des Kirchhofs nach dem Grabe gebracht und in dasselbe gesenkt worden wäre, sey gerade der Knecht des Predigers, Mathias, den Fußsteig, hart am Kirchhofe, mit einem Korbe am Arme daher gekommen, und habe reckhalsend über den Wall nach dem versammelten Leichengefolge hinauf gesehen. Ferner sey ja nur die eine Leiche in der Gemeine, es sey noch hell am Tage, und das Wetter sehr heiter gewesen. (Es war nämlich mitten im Sommer zwischen 8 und 9 Uhr Abends.) Da Hanna sich dieß auf keine Weise ausreden lassen wollte, und noch weniger absichtlicher Betrug von ihrer Seite vorausgesetzt werden konnte: so beschloß der Küster Petersen, dem ähnliche Erscheinungen vielleicht nicht unbekannt seyn mochten, des folgenden Tages genau auf die angegebenen Umstände zu achten. Alles traf genau mit der Angabe des Gesichts zusammen, und als eben der Sarg ins Grab gesenkt worden war, kam des Predigers Mathias, der

bei dem Schwager seines Brodherrn, dem Pastor Klockmann, in einem benachbarten Dorfe einige Flaschen Abendmahlwein geholt hatte, welche er im Armkorbe trug, in demselben Augenblicke an der südlichen Seite des Kirchhofes daher, und reckte neugierig den Kopf über den Wall nach den Leichengästen hinauf.

Zweites Beispiel.

Abbe G..., ein Engländer von Geburt, ein rechtschaffener, aufgeklärter, und von jedem, der ihn kannte, geschätzter Mann, hielt sich in den siebenziger und achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts beständig zu Rom auf, wo seine Gefälligkeit und Dienstfertigkeit von allen, diese Stadt besuchenden, Engländern von Stande, in Anspruch genommen wurde. Ein noch junges Ehepaar aus England, von angesehener Familie, kam nach Rom, und Abbe G... war, wenn sie die römischen Kunstschätze besuchten, oftmals ihr Begleiter. Ungefähr 6 Wochen, nachdem er ihre Bekanntschaft gemacht hatte, wurde der Ehemann krank und starb. Seine Gemahlin, durch den unerwarteten Verlust aufs heftigste erschüttert, und von dem Gedanken, ohne theilnehmende Verwandte und Freunde in einem fremden Lande allein zu stehen, peinlich ergriffen, fiel auch in eine schwere Krankheit, von welcher sie erst nach mehreren Monaten allmählig genas. Während ihres leidenden

Zustandes besuchte Abbe S... sie fleißig, und trug durch seine Dienstleistungen und Tröstungen vieles zu ihrer Herstellung bei. Seitdem sie in der Besserung war, traf er zuweilen einen jungen Engländer bei ihr an, mit dem sie und ihr Gemahl schon zuvor in Rom bekannt worden waren, und der es sich nun ebenfalls angelegen seyn ließ, sie zu zerstreuen und aufzumuntern. Eines Tages, da ihre Gesundheit schon so weit zugenommen hatte, daß sie ausfuhr, und Toms Villen besuchte, trafen beide bei ihr zusammen, und auf ihre Einladung willigten sie ein, bei ihr zu speisen. Man aß, der Kühle und Bequemlichkeit halber, im Vorzimmer. Bei Tafel war von den Kunstwerken Roms, von den Spazierfahrten, die sie gemacht hatten, und von ähnlichen Dingen die Rede. Der Abbe freute sich insgeheim über die Theilnahme und Heiterkeit, welche er an der Wittwe bemerkte, als er plötzlich die finstere, melancholische Miene des Jünglings wahrnahm. In demselben Augenblicke wurde die Wittwe ins Nebenzimmer gerufen, und der Abbe benützte ihre Abwesenheit, um dem jungen Manne seiner schwermüthigen Stimmung wegen Vorwürfe zu machen. Dieser erwiederte: „Unfehlbar würden Sie nicht minder traurig und niedergeschlagen seyn als ich, wenn Sie wüßten, was dieser liebenswürdigen jungen Frau bevorsteht. In zehen Tagen giebt sie in jener Ecke dieses Zimmers, in unsern Armen den Geist auf.“ — Der Abbe konnte

kaum anders vermuthen, als daß sein Gesellschafter von einer Art Wahnsinn befallen worden sey, zumal da die Wittwe noch wenige Augenblicke vorher versichert hatte, daß sie mit ihrem Befinden zufrieden zu seyn Ursache habe, und da in dem Zimmer, in welchem gespeist wurde, kein Bett stand, und es auch zum Schlaf-Gemach nicht wohl geeignet war. Er begnügte sich daher, den jungen Mann zu ersuchen, seinen Kummer zu verheimlichen, weil selbiger auf die noch reizbare Kranke einen nachtheiligen Eindruck machen und sie zur Traurigkeit umstimmen könnte. Jener versprach's und hielt Wort. Gleich nach Tische aber entfernte er sich, und Abbe G... eilte, ihn zu begleiten, immer in der Meinung, daß er irre geworden sey, und ärztlicher Hülfe bedürfe. Unterwegs wurde er eines andern belehrt, indem der junge Mann ihn versicherte, daß er die wenig beneidenswerthe Gabe besitze, gewisse zukünftige, besonders unangenehme Vorfälle vorauszusehen, und daß das, was er in Betreff der Wittwe vorhergesagt habe, unfehlbar eintreffen werde. Seit der Zeit besuchte der Abbe selbige täglich. In den ersten Tagen fiel keine Veränderung vor, am vierten aber erfuhr er von ihr, daß sie sich unbehaglich gefühlt, und deßhalb auf ihre gewohnte Spazierfahrt habe verzichten müßen. Den fünften Tag traf er einen Arzt und am sechsten einen zweiten bei ihr an.

Beide erklärten, daß sie zwar einen Nachlaß der Kräfte an ihr bemerkten, daß die Krankheit aber noch keinen bestimmten Charakter angenommen habe, und sie darum, derselben zu begegnen, keine Anstalt treffen könnten. Am siebenten Tage erschrack der Abbe nicht wenig, als er in eben dem Vorzimmer, in welchem er mit der Kranken gespeist hatte, sie im Bette liegend antraf. Als er ihr seine Verwunderung darüber bezeugte, erwiederte sie, daß die Aerzte die Luft in ihrem Schlafzimmer zu dumpf und eingeschlossen gefunden, und ihr gerathen hätten, ihr Bett im Vorzimmer aufzuschlagen. Indessen bemerkte der Abbe eine noch bedenklichere Abnahme der Kräfte an ihr, und kaum mehr zweifelnd, daß jene Vorhersage eintreffen werde, hielt er es für Pflicht, sie an ihre Verhältnisse und Familien-Angelegenheiten zu erinnern, und ihr zu verstehen zu geben, daß bei der Ungewißheit des Zeitpunktes unserer Abforderung aus dieser Welt, es wohlgethan sey, Verfügungen zu machen, um allen Mißhelligkeiten vorzubeugen. Die Kranke versprach ihm, falls ihr Zustand sich verschlimmern sollte, darauf bedacht zu seyn. Am neunten Tage machte sie, unaufgefordert, den Abbe mit ihren Verhältnissen näher bekannt, und bat ihn, einiges, ihren letzten Willen betreffend, niederzuschreiben. Am zehenten, nachdem sie dem vorigen Aufsatze etwas zugefügt hatte, klagte sie ge-

gen Abend über Müdigkeit, und verschob das Uebrige auf den folgenden Tag. Der Abbe entfernte sich. Etliche Stunden später, als er zu Hause eben im Begriffe war sich zu entkleiden, brachte man ihm die Nachricht, daß die Kranke im Sterben sey. Er eilte zu ihr, nahte sich ihrem Bette, fand sie schwer und tief athmend, und indem er seinen Arm unter das Kissen streckte, um durch Erhebung ihres Kopfes ihr das Athmen zu erleichtern, gab sie den Geist auf. In demselben Augenblicke sieht er auf der andern Seite des Bettes den jungen Mann stehen, der wenige Minuten vor ihm bei der Kranken angelangt war, und ihr einen gleichen Dienst zu leisten versucht hatte. Auf diese Weise starb sie in Beider Armen und das Vorhergeschaute ging pünktlich in Erfüllung.

Drittes Beispiel.

Die Seherin des nachstehenden zweiten Gesichts befand sich auf den Gütern eines Edelmanns, wo sie 1772 gestorben ist. Sie war von blühendem Aussehen, weder sittlich gut noch böse, sehr belesen in der Bibel und hatte ein uneheliches Kind gehabt. Ihre Vorhersagungen trieb sie ohne den mindesten Eigennutz, und es ist nie eine Leiche, weder aus dem Gute, noch auf dem vor demselben vorbeigehenden Kirchwege zu Grabe gefahren worden, ohne daß sie es vorhergesehen und einigen Leuten

vorausgesagt hätte, was mehr als dreißig noch lebende Personen bezeugen können. Von andern künftigen Dingen wußte sie nichts; so sah sie auch keine andere Leichen, als solche, die entweder auf dem Gute selbst waren, oder auf dem erwähnten Kirchwege vorbeigefahren wurden. Gewöhnlich sah sie den ganzen Leichenzug. Oft hat sie Personen im Gefolge erkannt, und wenn ihr die Erscheinung sehr nahe gewesen ist, hat ihr der Schreck meistens eine Krankheit zugezogen. Der Gutsherr verbot es ihr endlich, etwas von ihren Gesichten zu äußern, nur jetzt dürfe sie es zum letztenmale thun. Hierauf sagte sie: ich habe neulich einen Leichenzug den Kirchweg hinauffahren sehen, bei dem ein großes Gefolge war, doch war der Leichenwagen nur von zwei Pferden gezogen, woraus ich schließe, daß die Leiche nicht aus dem Gute seyn kann, weil hier immer vier Pferde gebraucht werden. Einige Wochen darauf starb eines bemittelten Kossäten einziges Kind in der Nachbarschaft, welches pünktlich nach ihrer Beschreibung auf einem nur von zwei Pferden gezogenen Leichenwagen und von einem zahlreichen Gefolge begleitet, den Kirchweg hinauf gefahren wurde.

Viertes Beispiel.

Ein jütländischer Prediger, Namens Wiebe, ward von seiner Pfarre nach einer etwa zwanzig

Meilen entfernten Gemeinde versetzt und reiste im Spätjahr dahin ab, um sogleich sein neues Amt anzutreten. Der unwegsamen Gegend, des schlechten Wetters und der eintretenden Kälte wegen, ließ er seine Familie zurück und beschloß, sie im nächsten Frühjahre abzuholen. In der Nachbarschaft wohnte ein schon ältliches Mädchen, Namens Catharina, welches häufig das zweite Gesicht zu haben pflegte und eine zuverläßige Seherin war. Da nun die Predigerfrau des Nachts nicht allein liegen mochte, so ließ sie Catharina rufen und bat dieselbe, den Winter über bei ihr in einem Zimmer zu schlafen, wozu diese sich gleich bereitwillig finden ließ. Es ward zu dem Ende ein Feldbett, dem Nachtlager der Predigerfrau gegenüber, für sie aufgeschlagen. Als sie hierin die erste Nacht geschlafen hatte, fragte die Pastorin sie des folgenden Morgens, ob sie doch auch wohl geruht habe. Nein, erwiederte sie, ich habe eine äußerst unruhige Nacht gehabt und gar nicht schlafen können; zuletzt vermochte ich es nicht länger auszuhalten, mußte aufstehen und mich nach der Küche verfügen, wo ich bis zum Anbruch des Tages auf dem Heerde gesessen habe. Als hierauf die Predigerin sich näher nach der Ursache erkundigte, erzählt Catharina Folgendes: Es ward hier diese Nacht Versteigerung gehalten, wobei es große Unruhe gab und zuletzt wurden gar meine Bettlacken gewaltsam unter mir vorge-

zogen, weßhalb ich endlich aufstand. Die Versteigerung wird aber nicht von dem Hårdesprobst Lüzow (der es sonst von Amtswegen hätte thun müssen), sondern von Morballe dem Hauslehrer gehalten werden. Pastor Wiebe wird auch eine Weile selbst dabei gegenwärtig seyn, aber ich habe ihn nur eine sehr kurze Zeit unter der Menge und zwar in seinem alten braunen Schlafrocke gesehen. Die Lacken werden aber an dem Tage gewaltsam vom Bette weggezogen werden. Dieß war das Wesentliche ihrer Erzählung, da eine Menge kleiner Nebenumstände, die sich nur auf die Oertlichkeit bezogen, für den Leser kein Interesse haben können. Die Predigerfrau fand das Eintreffen der angegebenen Umstände so unwahrscheinlich, daß sie ihr sagte, obgleich sie schon mehrere überzeugende Beweise von ihrer Vorschauungsgabe habe, so bezweifle sie doch hier die Richtigkeit des Gesichts. Wenn auch der Hårdesprobst am Versteigerungstage nicht selber kommen könne, so würde er doch einem benachbarten Prediger den Auftrag dazu geben, und Falls auch da Hindernisse eintreten würden, so werde doch ihr eigener Mann immer die Versteigerung eher selbst unternehmen, als daß er den Hauslehrer dazu bereden sollte; auch werde er ganz gewiß an dem Tage nicht in seinem alten braunen Schlafrocke und in Pantoffeln unter der Menge einhergehen. Als aber gegen das Frühjahr die Versteigerung gehal-

ten werden sollte, schrieb der Hardesprobst, daß er wegen kränklichen Umständen nicht kommen könne, Pastor Wiebe selbst, der zu seiner Familie zurückgereist war, mußte aus derselben Ursache am Versteigerungstage das Bett hüten, und da nun einmal das Geschäft nicht länger aufgeschoben werden konnte, so übernahm es der Hauslehrer in Ermanglung eines Andern. Gegen 11 Uhr Vormittags wagte sich der Prediger einige Augenblicke aus dem Bette, warf (obgleich ihm und allen übrigen Hausgenossen das Gesicht der Catharina bekannt war und jeder es wo möglich zu vereiteln suchte) den alten bezeichneten Schlafrock in Gedanken über und ging bloß einmal durch das Versteigerungs-Zimmer. Die erwähnten Bettlacken aber wurden im Gedränge gestohlen, ohne daß man je dem Diebe auf die Spur kam. Der Sohn gedachten Predigers, Probst Wiebe zu Rise, auf der Insel Arroe verbürgt diese Geschichte.

Fünftes Beispiel.

Vor mehreren Jahren lebte in dem Pfarrdorfe Schwesing, unweit der Stadt Husum, eine Seherin, die unter vielen andern Dingen auch folgendes vorhersagte: In kurzer Zeit käme eine Leiche aus dem Schulhause, vor welcher nur von dem Küster und zweien Schülern das Sterbelied gesungen werde, und wobei sie noch zugleich die

Träger der Leiche alle namentlich bezeichnete. — Hiezu war nun nicht der mindeste Anschein vorhanden, denn wer in der Gemeinde auch immer sterben mochte, dessen Leiche war gewiß nicht ins Schulhaus gebracht, um desto weniger, da es von den Kindern des Dorfes im Winter täglich besucht wird. Ueberdieß ist es dort Sitte, selbst bei der ärmsten Leiche, doch wenigstens vier Schüler singen zu lassen. Dieß schienen Gründe genug, sich über die Seherin lustig zu machen und sie für eine Närrin zu halten. Dennoch ging das Ereigniß, trotz aller später dawider angewandten Vorkehrungen, um es entweder gänzlich zu vereiteln, oder es doch wenigstens anders zu gestalten, als es von der Seherin angegeben war, pünktlich in Erfüllung. Kurz vor Weihnachten (vier Wochen nach dem Gesichte) kam ein kranker Bettler in die Dorfschenke, wo er nach acht Tagen starb. Da man hier für die Leiche entweder keinen Platz hatte, oder sie vielleicht aus andern Gründen nicht im Hause haben wollte, so ward mit Zustimmung der Gemeindevorsteher beschlossen, sie nach der Schule zu bringen, wo sie jetzt, jedem unbehindert, am bequemsten stehen konnte. Als nun schon so viel von der Erscheinung in Erfüllung gegangen war, thaten der Prediger und Küster alles Mögliche, doch wenigstens das Uebrige derselben zu vereiteln. Im ganzen Dorfe wurden Träger bestellt, nur die vier, von der Frau ange-

gebenen, ersuchte man nicht darum; aber alle gaben eine abschlägige Antwort. Endlich mußte man seine Zuflucht zu den von der Seherin bezeichneten Männern nehmen, die sich sogleich dazu bereit finden ließen. Der Küster hatte allen Knaben des Dorfes zum Singen ansagen lassen; aber dennoch erschienen am Morgen des Begräbnißtages nicht mehr als zwei. Von den übrigen hatte der eine sich durch diese, der andere durch jene Entschuldigung davon frei gemacht und manche hatten, dem ausdrücklichen Verbote ihrer Eltern zufolge, nicht mitsingen dürfen. Kurz alle Umstände trafen aufs Genaueste ein, wie die Seherin sie vorhergesagt hatte. Diese Geschichte ist von mehreren glaubwürdigen Personen, unter andern von dem Hrn. M. Christiansen, einem vernünftigen und gebildeten Manne in Riesum, und von dem damaligen Prediger in Schwesing, Hrn. Pfarrer Buchwald, während dessen Amtsführung sich das Vorstehende zutrug, verbürgt.

Sechstes Beispiel.

In derselben Gegend lebte zu Anfang des vorigen Jahrhunderts ein ausgezeichneter Seher, Namens Wilmsen, von dem die Eltern in der Gemeine noch Mehreres zu erzählen wissen. Einst sagte er aus, er habe auf der Landstraße bei Nordriesum, einen bedeutenden Leichenzug gerade vor

sich gesehen, könne sich aber die Erscheinung gar nicht erklären, da es ihm geschienen habe, als ob der Sarg sich der Länge nach spalte und dennoch vier Träger zu jeder Seite des Wegs mit den Hälften des getrennten Sarges vorwärts gegangen wären, ohne daß dabei ein Halt gemacht worden sey. Nach Kurzem ereignete es sich, daß zwei Personen in dem Dorfe fast gleichzeitig starben und an einem Tage zu Grabe gebracht wurden. Beide Leichen wurden unmittelbar hintereinander getragen, mußten sich aber an der bezeichneten Stelle des Wegs nach beiden Seiten trennen, da sie des tiefen Kothes wegen nicht durchkommen konnten.

Siebentes Beispiel.

In dem Dorfe Lindholm lebte vor wenigen Jahren ein Flurhirte, Namens Volquart Bahesen, der auch mit dem Vermögen des zweiten Gesichts begabt war. Dieser sah unter anderem mehrere Morgen nach einander, in aller Frühe, einen Mann in den, an seinem Hause liegenden, Wassergraben stürzen, konnte aber die Person selbst nicht erkennen, da sie ihm immer den Rücken zukehrte. Dieß Gesicht theilte er seiner Frau und einigen Andern mit. Wenige Tage darnach, als er eines Morgens früh in's Feld gehen wollte, hatte er das Unglück, auf dem längs dem Rande

des Grabens laufenden Fußsteige, der vom Regen schlüpfrig geworden war, auszuglitschen, wobei er in den Graben stürzte und ertrank.

Achtes Beispiel.

An einem unweit Lindholm belegenen Flusse sah ein Seher einen Mann verschiedenemale nach einander jammernd und händeringend am Ufer auf- und abgehen, welches Gesicht er einigen Andern mittheilte, wobei er zugleich den Namen der gesehenen Person angab. Kurz nachher ertränkte sich dieser an dem bezeichneten Orte.

Neuntes Beispiel.

In dem Dorfe Klixbühl wohnte vor fünfzehn Jahren ein Seher, der allgemein unter dem Namen Peter bekannt war. Von diesem erzählt ein sehr glaubwürdiger Mann folgende Gesichte:

1) Als wir eines Tages während meines mehrjährigen Aufenthaltes in Klixbühl, wo ich damals Hauslehrer war, mehrere in einem Hause beisammen saßen und uns gütlich thaten, blieb ich länger da, als die übrigen der Gesellschaft. Als wir beide allein waren, sagte er zu mir: Wer sollte nun wohl glauben, daß ein so gesunder und blühender Mann, als mein gegenüberwohnender Nachbar (der sich eben entfernt hatte) sobald sterben

werde? Und doch kann es nicht anders kommen; er wird meine Schwelle nie wieder betreten, und in wenig Tagen wird man ihn schon begraben. Der Mann erkrankte des folgenden Tages, war am zweiten Abende schon todt, und ward des nächsten Sonntags darauf beerdigt.

2) Ein andersmal sagte er, es werde innerhalb vierzehn Tagen eine Leiche aus einem gewissen Hause kommen, obgleich zu der Zeit in demselben noch niemand krank war. Auch werde es an dem Begräbnißtage ungewöhnlich heftig aus Südwest stürmen, was er an dem starken Flattern und Wehen der Trauermäntel sehen könne, und beides traf innerhalb der angegebenen Zeit zu. Obgleich ich gegenwärtig war, als er dieß Gesicht hatte, so konnte ich doch nicht das Mindeste sehen.

3) In einer andern Zeit sagte er aus, es werde eine vornehme Leiche, wobei er auch zugleich die allergeringfügigsten Dinge bezeichnete, aus einer andern Gemeinde, Lek, nach dem Klixbühler Kirchhofe gefahren werden. Obgleich nun hiezu nicht der mindeste Anschein vorhanden war, so starb doch in denselbigen Tagen eine alte vornehme Frau von dem bei Klixbühl liegenden, und zu dieser Gemeinde gehörigen, adeligen Orte Wragnard. Diese Frau war gerade damals zum Besuch bei einigen ihrer, in dem benachbarten Kirchspiele Lek wohnenden, Verwandten und wurde von da nach Klixbühl zu Grabe gefahren.

4) Als er einst sagte, daß aus einem gewissen Hause des Dorfes bald eine Leiche kommen werde, versicherte er zugleich, daß weder der Küster des Orts, noch sein sonst gewöhnlicher Stellvertreter dabei singe. Wer aber der Sänger sey, könne er nicht angeben, obgleich ihm die Gestalt nicht ganz unbekannt scheine. Der Todesfall traf bald darauf ein; jene beide waren gerade verreist, und man bat mich, das Singen bei der Leiche zu übernehmen, was ich nicht gut abschlagen konnte, da gerade kein anderer zu haben war.

Die Wahrheit dieser Fälle ist, wie schon gesagt, durch eine sehr glaubwürdige Person verbürgt, die das genaue Eintreffen derselben selbst erfahren hat.

Zehntes Beispiel.

Die Zeitschrift, „das Ausland," enthält folgenden höchst interessanten Artikel: „Beinahe sollte man glauben, die geheimnißvolle Gabe des zweiten Gesichts sey auch unter dem Himmel Indiens heimisch. Die in Calcutta herauskommende Zeitung „the India Gazette" vom 3 März 1830 enthält wörtlich folgende Stelle: Sehr bedeutende Gerüchte sind in der Stadt im Umlauf, die von einem Seher des zweiten Gesichts herrühren sollen. Es heißt nämlich: Der König von England sey todt gesehen worden und in Frankreich finde eine Revolution statt.

Mit Unruhe sehen wir nähern Nachrichten entgegen." Nun muß man wohl bemerken, daß die Krankheit Georg IV. in London erst am 15. April bekannt gemacht wurde und zur Zeit, wo das am 3. März in Indien angekommene Packetboot England verließ, noch nicht das leiseste Gerücht von Unwohlseyn des Monarchen statt fand. Die Kunde von den Vorfällen von Paris aber konnten frühestens im November oder December 1830, also viele Monate später nach Calcutta gelangen. Es läßt sich daher auch denken, daß die Bewohner dieser Stadt die Bestätigung jener Sagen mit großer Verwunderung aufgenommen haben.

Der Pastor mit zwei Kindern.

Vor einiger Zeit starb in Straßburg Herr Hofrath Lindner aus Königsberg, der sich lange in Riga aufgehalten hatte. Er zählte unter seine vertrauten Freunde den, durch seine große Unbefangenheit und Wahrheitsliebe eben so sehr, als durch seine ausgebreiteten philosophischen Kenntnisse ausgezeichneten Herrn Herrenschneider, öffentlichen Lehrer der königlichen Akademie und des protestantischen Seminars in Straßburg, welcher Herrn Lindner bis an seinen, noch nicht sehr lange erfolgten Tod besuchte und dessen Wahrheitsliebe verbürgt. Der Vater des Letztern war Pastor in

einem kleinen Orte in Pommern und später in Königsberg. Er hielt ein Tagbuch, worinn er alles aufzeichnete, was ihm Merkwürdiges begegnete. Dieses Buch, welches auch Amts Geschäfte enthielt, soll noch in jenem Orte oder in Königsberg in den Händen seiner Familie sich befinden. In dasselbe hat, nach Aussage des Herrn Hofraths, sein Vater, der Pastor Lindner, folgende Geschichte eingetragen, die jener kurz vor seinem Ende dem Herrn Professor Herrenschneider umständlich erzählt hat, aus dessen Munde ich dieselbe erhalten habe.

Herr Professor Lindner schlief in einem Zimmer, durch dessen Kummunicationsthüre mit seinem Kabinette oder Studierzimmer er in dieses gerade an den Ort sehen konnte, wo sein Schreibpult stand, auf welchem eine große Bibel aufgeschlagen lag. Mitten in der, durch Mondschein erhellten, Nacht erwachte Herr Pastor Lindner, und glaubte an seinem Pulte, vor seiner Bibel einen Pastor in Amtskleidung stehen und in der Bibel blättern zu sehen. Er trug ein Kind auf dem Arme, ein anderes etwas größeres Kind stand ihm zur Seite, diese Person kehrte ihm aber den Rücken zu. Herr Pastor Lindner traute seinen Sinnen nicht, rieb sich die Augen, sezte sich aufrecht und besann sich, ob er wirklich wache oder träume. Er versicherte sich endlich, daß er wirklich wachend wäre, und heftete seine Augen auf die Pultscene, die er deutlich

sehen konnte. Als er nun dieselbe wieder gewahr wurde, rief er aus: „Alle guten Geister loben Gott den Herrn!“ worauf der erschienene Pastor auf ihn zuging und ihm die Hand bot, die er aber nicht den Muth hatte anzugreifen. Der Erschienene wiederholte dreimal diese Einladung, ihm die Hand zu geben, aber immer griff Herr Lindner nicht darnach, worauf die Erscheinung verschwand. Die Gesichtszüge derselben hatten sich aber tief in das Einbildungsvermögen des erstaunten Sehers eingeprägt, und schwebten lebhaft vor seiner Seele, ob er gleich in der Folge nach und nach wenig mehr an diesen Vorfall dachte, und dieselben fast ganz aus dem Gedächtnisse fallen ließ.

Einst aber, als er eine gottesdienstliche Handlung in der Kirche zu verrichten hatte und etwas zu frühe darin ankam, begab er sich in das Chor derselben, und betrachtete die darin aufgehängten Gemälde.

Indem er so eines nach dem andern musterte, wurde er von einem Bilde überrascht, das ihm eine vollkommene Abbildung des ihm erschienenen Pastors, in seiner an ihm beobachteten Amtskleidung darbot. — Er erfuhr bald, daß dieses Gemälde das Ebenbild eines seiner Vorfahren wäre, der vor ungefähr 40 bis 50 Jahren vor ihm in dem von ihm jetzt bewohnten Pfarrhause gelebt hatte. Niemand in der ganzen Pfarrei wußte mehr etwas von dem Urbilde dieses Gemäldes zu sagen,

als ein achtzigjähriger Greis, den Hr. Lindner befragte, was man zu seiner Zeit von diesem Manne gehalten hätte, als er noch am Leben war. Dieses alte Mitglied der Gemeinde, der den verstorbenen Pastor, den jenes Ebenbild vorstellt, wohl gekannt hatte, bezeugte, daß derselbe zwar ein geschickter Prediger war, jedoch in dem Rufe stand, mit seiner Magd gelebt und etliche uneheliche Kinder mit ihr erzeugt zu haben, von deren Schicksal man aber nichts erfahren hätte.

Nach einiger Zeit mußte man in einer auf dem Erdgeschosse des Pfarrhauses sich befindlichen und vom Herrn Pastor bewohnten Stube einen Ofen abbrechen. Die Arbeiter entdeckten unter dem Ofen eine Vertiefung, in welchen sich Gebeine von zwei Kindern vorfanden. Gedachte Arbeiter erschraken nicht wenig über diesen Fund, und riefen den Herrn Pastor herbei, der mit Erstaunen diese stummen Zeugen des Missethäters erblickte und sie wegräumen ließ.

Seit der oben beschriebenen Erscheinung hat sich der verstorbene Vater weder mit noch ohne seine Kinder wieder sehen lassen.

Erscheinung im Pfeffel'schen Garten zu Colmar im Elsaß.

Der den 1sten Mai 1809 verstorbene Herr Pfeffel erzählte oft nachfolgende Geschichte, deren Wahrheit er verbürgte:

Nachdem mein Schwiegervater, Herr Gottlieb Conrad Pfeffel, schon seit mehreren Jahren das Gesicht verloren hatte, entschloß er sich, einen Secretair anzunehmen, der ihm in seinen litterarischen Arbeiten die Feder führen, und ihm zu gleicher Zeit in seinen Geschäften sowohl, als auf seinen Besuchen und Spaziergängen zum Begleiter dienen könnte. Der dritte in der Reihe der von ihm gewählten Secretaire war Herr Siegmund Billing, ein junger Gelehrter von Collmar, der im Frühjahr 1760 seine Verrichtungen übernahm.

Von diesem ließ Herr Pfeffel sich einige Tage hernach in seinen nahe bei Collmar gelegenen Garten führen, um in demselben herumzuspaziren. An einer gewissen Stelle, ungefähr zehn Schritte weit von einem türkischen Kirschbaume, bemerkte Herr Pfeffel, daß der Arm seines Begleiters eine schnellzitternde Bewegung machte, als ob ein elektrischer Schlag denselben getroffen hätte. „Was ist Ihnen?" fragte Herr Pfeffel den Secretair. „Nichts," war die ganze Antwort, und man gieng weiter. Als diese beiden Personen

nach umgangenem Garten zum zweitenmal an dieselbe Stelle kamen, verspürte Herr Pfeffel abermals jene zitternde Bewegung. „Nun," sagte er zu Herrn Billing, „es muß Ihnen etwas seyn; ist Ihnen nicht wohl?" — „Nein," erwiederte dieser, „ich kann Ihnen die Ursache meines Zitterns nicht entdecken, Sie würden mich auslachen." — P. „Das dürfen Sie nicht befürchten, reden Sie nur frei heraus!" — B. „Ich bekomme jedesmal eine solche Erschütterung, wenn in der Gegend, die ich betrete, Menschengebeine liegen. Ich kann Ihnen noch zur Zeit nicht mehr sagen; wenn Sie aber bei eintretender Nacht mit mir hierherkommen wollen, so kann ich Ihnen bestimmt von der Sache sprechen." Herr Pfeffel war es zufrieden, und gieng wirklich denselben Abend, bei eintretender Nacht, wieder mit Billing in den Garten. Kaum waren sie mit einander eine kleine Strecke in demselben vorwärts gegen die beschriebene Stelle gegangen, als Billing anzeigte: er habe sich nicht betrogen; er sehe etwas, müsse sich aber dem Gegenstande mehr nähern, um ihn deutlicher zu erkennen. Er that es in Gesellschaft Herrn Pfeffels, und versicherte ihn bald darauf: er sehe an obenbemeldeter Stelle eine weibliche, ungefähr 4 Fuß 8 Zoll hohe Gestalt über der Erde schweben, ohne dieselbe jedoch mit ihren Füßen ganz zu berühren. Ihr Angesicht sey gegen das Städtchen Heiligenkreuz gerich-

tet, das eine französische Meile von Colmar gegen Osten liegt; ihre rechte Hand habe sie auf das Herz gelegt; die linke ließe sie hängen. Die angezeigte Stelle war etwa zwei starke Schritte weit von dem Punkte entfernt, auf dem Billing zum erstenmal die Erschütterung spürte. Herr Pfeffel dachte einen Augenblick dieser Erscheinung nach und faßte den Enschluß, auf die angezeigte Stelle loszugehen; da aber Herr Billing seine Begleitung verweigerte, so verließ er ihn, und trat allein darauf zu. Er machte auf derselben verschiedene Bewegungen, deren Erfolg ihm Billing auf folgende Art bemerkte: Bald sagte er: „Jetzt sieht ihnen die Erscheinung zur Rechten, jetzt zur Linken,.... jetzt vor... jetzt hinter Ihnen,... jetzt sieht sie über Ihre Schulter.“ Als Herr Pfeffel seinen Stab quer durch die Figur schlug, verglich Billing diese Handlung dem Durchstreichen eines Stabes durch eine Flamme, die sich nach scheinbarer Trennung wieder vereinigt, sobald der Stab sie verläßt. Mit diesen Versuchen ließ es Herr Pfeffel für dießmal bewenden. Er schrieb anfangs die ganze Erscheinung einer erhitzten Einbildungskraft und einem optischen Betruge zu, bei dem der Obstbaum eine Hauptrolle spielte. Er ließ demnach den andern Tag sogleich diesen Baum an der Wurzel abhauen; allein Billing behauptete, seine Erscheinung sey immer dieselbe, so oft er bei nächtlicher Weile in den

Garten kam; auch verspürte er keine Veränderung in der Ursache, die sein Zittern hervorbrachte.

Nach einiger Zeit machte Herr Pfeffel noch einige Versuche, mehr in der Absicht, um seinen Secretair zu überzeugen, daß die ganze Sache ein Sinnenbetrug sey, als um der Wahrheit derselben nachzuforschen, da er selbst nichts sehen konnte und auch keinen Beweis für dieselbe hatte. Er machte Fragen an die Erscheinung, erhielt aber keine Antwort und dergl. — Im November desselben Jahres erhielt Herr Pfeffel einen Besuch von seinem ältern Herrn Bruder aus Versailles, dem französischen Kabinetsrath und Ober-Aufseher der Kanzlei der auswärtigen Angelegenheiten. Dieser durch seine diplomatischen und historischen Verdienste bekannte Staatsmann war ein beherzter, kaltblütiger Beobachter, der viele practische Menschenkenntniß erworben hatte, und äußerst ungläubig in Ansehung aller Erscheinungs-Geschichten war. Man schlug ihm eine nächtliche Wallfahrt zu jenem Wunderbilde vor, die er mit spottender Miene annahm. Man verabredete den Geisterbesuch mit ihm sowohl, als seiner ersten Gattin, und noch zwei anderen Damen. Bei eintretender Nacht zog der ganze Cirkel in den berüchtigten Garten, voller Erwartung der künftigen Begebenheiten. Herr Billing gieng Arm in Arm zwischen den Gebrüdern Pfeffel, ohne den Anschlag zu vermuthen, denn seine Begleiter

auf ihn hatten, ihn zu bewegen, sich auf den Erscheinungs-Punkt zu begeben, und ihn, im Weigerungsfalle, mit Gewalt hinzuführen. Sogleich als Billing versicherte, die weiße Frau stehe unverwandt auf ihrer Stelle, gieng Herr Pfeffel der ältere mit geöffnetem ausgebreitetem Mantel auf jene zu, wie wenn er sie mit demselben gleichsam umgeben und umfassen wollte. Sogleich bemerkte Billing, daß sie mit dem Kopfe zwischen seinen Armen aus dem Mantel emporschaute. Er wiederholte die schon von seinem Bruder angestellten Versuche, durch verschiedene Bewegungen, die er vorwärts, rückwärts und auf die Seiten machte. Das Bild wich, nach Billings Vorgeben, immer aus, wie eine Lichtflamme, durch die man den Finger quer durchstreift, immer wieder die vorige Stellung annimmt, oder vielmehr, wie die Luft, die den Raum wieder annimmt, den ein Mensch besetzt und wieder verlassen hat. Dieses Bild und seine Vertheilungen sah jedoch niemand von der ganzen Gesellschaft, als Billing der sie allemal genau beschrieb. Endlich sprach man ihm zu, selbst sich dem Spuck zu nähern, und als er durchaus nicht wollte; so zog man ihn, auf ein gegebenes Zeichen, mit Gewalt auf die verdächtige Stätte. Er schrie und war so heftig erschüttert, daß man gezwungen war, ihn wieder los zu lassen. Der Eindruck, den diese Scene

auf ihn gemacht hatte, war so tief, daß er des andern Tags so blaß, wie sein Gespenst aussah, und beide Brüder Pfeffel für die Gesundheit des jungen Menschen besorgt waren, und ob sie gleich den Zufall immer noch der erhitzten Einbildungskraft des jungen Geisterschers zuschrieben, so getrauten sie sich doch nicht mehr, diesen so übel abgelaufenen Spaß zu wiederholen. Bald darauf verreisete der ältere Herr Pfeffel und man dachte wenig mehr an diese Geschichte. Nach Verlauf mehrerer Monate entstand jedoch bei Herrn Pfeffel dem jüngern zu Colmar der Gedanke, sich durch Ausgrabung des Bodens im Garten zu versichern, ob denn wirklich Menschenknochen daselbst verborgen wären? Er bestellte daher insgeheim seinen Gärtner Andreas Hild, den Vater und seinen Sohn, gleiches Namens, um durch ihre Hülfe diesen Vorsatz in's Werk zu setzen. Und, um diesen Arbeitern den Argwohn einer Schatzgräberei oder einer ähnlichen Thorheit zu benehmen, und sie allenfalls auf den möglichen Fund vorzubereiten, beredete er sie, er habe Grund zu vermuthen, daß man in der Gegend des Gartens römische Alterthümer, Mauern, Urnen und dergleichen finden würde, wenn man auf eine gewisse Tiefe graben wollte. Im nächst folgenden Mai-Monate wurde demnach früh morgens der Anfang dieser Arbeit in Gegenwart des Herrn Pfeffel, seiner Gattin,

ihres jüngern Bruders und einiger andern gemacht, Herr Billing aber, welcher nichts erfuhr, wurde unter einem Vorwande entfernt, und jemand hatte immer ein wachsames Auge auf ihn. Man grub den ganzen Tag hindurch eine ziemliche Strecke des Erdreichs auf. Gegen Abend fühlten die Gräber, vermittelst eines Setzeisens, das ihnen als Sonde diente, einen Widerstand, wie von einem Gemäuer, das sich ziemlich weit erstreckte. Man gerieth endlich auf eine dichte, ungefähr fünf Schuh lange und drei Schuh breite Kalkschichte. Man öffnete dieselbe so gut wie möglich, allein sie zerstückelte sich, so daß man dieselbe nicht sowohl für eine Mauer, als vielmehr für aufgeschütteten Kalk halten mußte, der sich durch die Feuchtigkeit der Erde, oder aufgegossenes Wasser und aus der Erde angegangene Kohlensäure nach und nach verdichtet hatte. Dieses Kalklager zog sich der Länge nach gegen das genannte Städtchen Heiligenkreuz. Unter dieser Schichte entdeckte man ein Menschengerippe, an dessen Kopf man noch etliche Zähne bemerkte. Die Theile der Knochen lagen in einer solchen Ordnung, daß, wenn man das ganze Gerippe zusammenhängend an dem Kopfe gefaßt hätte, um es wie einen erstarrten Leichnam aufzurichten und auf die Beine zu stellen, das Angesicht gegen jenes Städtchen gekehrt gewesen wäre. Es wurden alle Stücke soviel möglich gesammelt und in einem

Zwerchsack nach Hause getragen, nachdem Herr Pfeffel die Arbeiter unter einem scheinbaren Vorwande die Grube wieder ausfüllen und den Boden hatte ebnen lassen. Herr Pfeffel zeigte den Knochenschatz seiner Mutter, um sie von der Wahrheit der Aussage des Herrn Billings zu überführen. Bei dieser Gelegenheit erinnerte sie sich, daß vor ungefähr dreißig Jahren vor diesem Vorfall einer ihrer Gartenleute sie versichert habe, eine weiße Figur in ihrem Garten gesehen zu haben, und da dieser in früherer Zeit einer gewissen Frau Stüttmeisterin Schneider eigenthümlich zugehört hatte, so hielt der Gärtner diese Gestalt für die abgeschiedene Seele der vormaligen Besitzerin des Gartens. Herrn Pfeffels Mutter verordnete aber sogleich, aus Gründen, die mich mein Schwiegervater ausstreichen hieß, die ich folglich nicht sagen darf, ob er sie mir gleich genau angab, die gefundenen Gebeine wieder zu verscharren. Man übergab sie dem Arbeiter Hild, der diesen Auftrag vollzog. Drei Tage hernach führte man Herrn Billing wieder auf die Geisterstelle. Er ging ohne Scheu und ohne Zittern auf derselben herum, setzte sich sogar auf dieselbe nieder und betheuerte heilig, nicht die allermindeste Ungemächlichkeit davon zu empfinden. Als er erfuhr, was vorgegangen war, versicherte er: es sey nicht das Erstemal, daß er solche Entdeckungen gemacht hätte: er sey einst mit Herrn Pfarrer Bär in der Wein-

lese, in dem sogenannten Dürrlogel gewesen, eine Gegend, wo Turenne im Jahr 1765 die kaiserliche Armee schlug. Allda habe er sich zufällig auf einen Steinhaufen gesetzt und ebenfalls plötzlich eine Erschütterung in allen Gliedern verspürt; er behauptete sogleich, hier müßten Menschengebeine begraben seyn, welches sich auch nach angestellter Untersuchung so befand. Herr Pfeffel konnte nicht genau die Umstände angeben, unter welchen Billing zuerst solche Erfahrungen gemacht hat. Nur so viel erinnerte er sich, daß Billing ihn versichert habe, schon in früher Jugend dieß Zittern der Glieder auf der von ihm gekannten Grabstätte eines ermordeten Fleischerknechts gehabt zu haben, auch habe er in älteren Jahren, sogar am hellen Tage, noch Erscheinungen gehabt. Unter Anderm sah er einst am hellen Tage den verstorbenen Spitalverwalter (Waisenvater) Hirschelmann in dessen Garten, der an den seinigen stieß, gehen, welches auch seine Magd zu einer andern Zeit bemerkt hatte. Anfangs habe er sich nichts aus dergleichen Erscheinungen gemacht, in der Folge seyen sie ihm aber lästig geworden. Endlich behauptete Herr Billing, er könne des Nachts nicht über den Stadtwall, an welchen damals der Colmar'sche Gottesacker gränzte, weil er einen ihm widrigen Anblick bekäme, der darin bestände, daß feurige Striemen, fast wie von Raketen, aus den Gräbern aufstiegen.

Man hat versucht diese Erscheinung des Herrn Billing durch phosphorische Ausdünstungen der Knochen zu erklären, obgleich er, wie aus Vorstehendem hervorgeht, auch noch andere Erscheinungen, sowohl bei Tag als bei Nacht gehabt hat, und zwar so deutlich, daß er in ihnen verstorbene Personen erkennen konnte, wie z. B. den obengenannten Spitalverwalter, den er in seinem Garten, nicht stets auf einer Stelle stehen, sondern herumwandeln sah. Wir wollen diese Behauptung auf ihrem Werthe oder Unwerthe beruhen lassen; zweierlei aber bleibt immer höchst bemerkenswerth: erstens, daß von der ganzen Gesellschaft er allein die Gabe hatte, etwas zu sehen und zwar ganz deutlich zu sehen, von welchem alle Andern keine Ahnung hatten und auch nicht das Geringste bemerkten, und zweitens, daß ein solch begabtes Auge Gestalten sehen kann, die im gewöhnlichen Sinne des Wortes als körperlos betrachtet werden, und für Andere weniger als die Luft, oder vielmehr gar nicht da sind. Aus der Einleitung haben wir ersehen, daß der Haupteinwurf, welcher gegen Geister-Erscheinungen gemacht wird, darin besteht, daß es unmöglich sey, einen Geist, also etwas Körperloses zu sehen und unter andern Widerlegungen, die wir gegen diesen Satz vorgebracht haben, befindet sich auch die: daß es denkbar sey, daß die Seele, wenn sie sich vom Körper löse, sich einen neuen Körper bilde, dessen Feinheit uns

verhindere ihn zu erblicken, so lange nicht besondere Umstände sich hiezu vereinigen.

So gut nun Hr. Billing im Stande war, Erscheinungen zu sehen, die für Andere unsichtbar sind, sey es nun, daß sie phosphorischer Art, oder wirkliche Geister-Erscheinungen waren, eben so können wir die Gabe manchem Menschen nicht absprechen, Erscheinungen zu sehen, die unzweifelhaft Geister Verstorbener sind, wovon wir ja so viele Beweise haben.

Interessante Beispiele über die Wirkungen des Magnetismus.

Wenn irgend etwas für die Fortdauer der Seele spricht, so sind es die Wirkungen des Magnetismus. Es gibt vielleicht gegenwärtig keinen Arzt mehr, der diese abläugnet. Die Erscheinungen desselben beweisen ein sehr erhöhtes Seelenvermögen und sind von so vielen gelehrten und glaubwürdigen Zeugen bekräftigt, es existirt eine solche Menge Thatsachen, daß es ungeräumt wäre, sie ableugnen zu wollen. Zudem bieten viele derselben ihre eigene Controlle dar, indem sich z. B. Vorausgesagtes oder Fernerkanntes durch Prüfung als wahr bewies, und sich bei Somnambülen, welche hellsehend waren, Kräfte offenbarten, die uns das höchste Erstaunen abnöthigen. Es gibt z. B.

viele Fälle, daß Hellsehende verschlossene Briefe gelesen haben, die man ihnen auf den Magen oder auf die Stirne legte, daß sie das Innere ihres Körpers aufs Deutlichste erblickten, und gegen Krankheiten sich selbst die passendsten Arzneien vorschrieben, daß sie ihre Genesung oder den Tag ihres Todes genau vorausſagten, daß sie ihnen ganz fremden Personen, welche Hülfe für körperliche Leiden bei ihnen suchen, ihre Krankheit beschreiben und ihnen das Geeignete verordnen, daß sie Personen schon aus der Ferne erkennen, die durch Mauern von ihnen getrennt sind und Aehnliches, wovon wir einige Fälle anführen wollen:

Eine Somnambüle, die ein gewisses Heilmittel, welches sie im Augenblick nicht nennen konnte, sich verordnet hatte, versetzte sich in Gedanken in die Apotheke, worauf sie dann nach einigem Nachdenken die Büchse, in welcher dasselbe enthalten war, den Ort, wo diese Büchse stand und die Buchstaben, welche auf derselben angebracht waren, kurz jeden kleinen Umstand aufs Genaueste bezeichnete, obgleich sie in ihrem ganzen Leben nie in dieser Apotheke gewesen war.

Eine andere Hellseherin verordnete sich unter mehreren andern Arzneimitteln auch Kräuter, welche gar nicht im Arzneigebrauche standen und ganz unbekannt waren, die sie aber dennoch nicht nur auf das Bestimmteste beschrieb, sondern auch zugleich die von ihr nicht besuchte Stelle (sie war

Monate lang nicht aus dem Zimmer gekommen) außer der Stadt angab, wo sie zu finden waren und auch nur allein gefunden wurden, indem es gerade während einer Jahreszeit geschah, in welcher man verzweifeln mußte, außer Gras noch andere Pflanzen anzutreffen.

Zu einer dritten Somnambüle ließ sich ein Reisender führen, um über seine Krankheit sich Raths zu erholen. Sie sagte ihm bestimmt, wo er leide und wie er vor fünfzehn Jahren einen Fall mit dem Pferde gethan, welcher die erste Ursache seiner Beschwerden gewesen sey. Er erinnerte sich dessen mit Erstaunen uud sagte: er habe damals lange unter dem Pferde gelegen. Die Hellseherin versicherte hierauf, sein Uebel rühre nicht von diesem Falle her, sondern von einem andern, wo er gleich wieder aufgestanden sey und sein Pferd einige Zeit geführt habe. Es fand sich hierauf, daß er sich in der Zeitrechnung geirrt, die Hellseherin aber Recht hatte.

In den Jahrbüchern der Medicin erzählt Schelling folgenden von ihm selbst beobachteten Vorfall: Im Momente des Hellsehens fing Fräulein M..., nachdem sie vorher ganz munter gewesen war, auf einmal an, eine sehr traurige, angstvolle Miene anzunehmen und zuletzt brach sie gar in ein Weinen aus. Auf meine Frage: was dieß zu bedeuten habe? sagte sie mir: in ihrer Familie, von der sie über 150 Meilen entfernt war,

sey vor Kurzem ein Todesfall geschehen, dieß sey sie so eben inne geworden. Ich suchte ihr dieß auszureden, allein es half nichts, sie behauptete dessen ganz gewiß zu seyn und fuhr fort zu weinen. Da ich wissen wollte, wie sie denn zu dieser Botschaft gekommen sey, sagte sie: sie wisse es selbst nicht recht, auf einmal wäre sie dessen gewiß geworden. Ich fragte sie, ob sie mir denn die Person nennen könnte, welche gestorben seyn solle, sie verneinte es, sagte aber doch, sie würde es in einer andern Krise sagen können. Der Brief, setzte sie hinzu, der mir die Nachricht bringt, ist schon unterwegs. Sie beschwor mich, ihr doch ja nach der Krise nichts von dieser ihrer Ahnung merken zu lassen, weil sie sich sonst zu Tode ängstigen würde. (Bekanntlich haben die Somnambülen, wenn sie vom magnetischen Schlafe erwachen, nicht die geringste Erinnerung an das, was in letzterem vorgefallen ist.) Als sie von ihrem Schlafe erwachte, war sie so guten Muthes wie jemals, auch nicht von ferne schien sie zu ahnen, was für eine Vision sie gehabt habe. Mich hatte der Ausdruck von Schmerz während der Krise, die sich auf ihrem Gesichte zeigte und der so ganz aus einer innern Ueberzeugung über das Faktum hervorzugehen schien und die Hartnäckigkeit, womit sie ihre Aussage von dem Todesfall bekräftigte, auch wirklich dazu gebracht, daß ich der Sache Glauben beimaß. — Ich erzählte den Vor-

fall sogleich dem Herrn Professor Schmidt, damit dieser Zeuge von dem Faktum seyn könnte. Mit großer Begierde erwartete ich die Stunde, wo ich meine Somnambüle wieder in Schlaf bringen könnte, um zu sehen, ob sie auch wohl dießmal wieder jene Vision haben würde. Eine geraume Zeit hindurch während der Krise schien dieß nicht geschehen zu wollen. Sie war wie gewöhnlich ganz jovialisch, sprach viel, bis sich auf einmal Spuren von Jammer auf ihrem Gesichte blicken ließen. Sie wendete ihr Gesicht weg und verbarg es auf ihrem Arm, den sie auf die Lehne ihres Stuhls gelegt hatte und weinte ganz stille. Endlich konnte ich sie fragen, was ihr sey? — Was mir gestern war, antwortete sie; in meiner Familie ist ein Todesfall geschehen, ich weiß es gewiß; sie pries sich glücklich, daß sie außer der Krise keine Ahnung hievon habe, weil sie sich so sehr bekümmern würde. Ich fragte sie aufs Neue, ob sie denn nicht auch die Person wüßte, die gestorben wäre? und sie wiederholte, daß sie es mir in einer spätern Krise sagen würde, im Fall ich sie darum befrage. In der auf diese folgenden Krise fing sie sogleich, sobald sie in Schlaf versetzt war, das Jammern wiederum an. Sie bat mich, sie auf alle mögliche Art von den Gedanken an diesen Fall während der Krise abzubringen zu suchen und ich versuchte es auch, durch Gespräche über ganz andere Gegenstände ihre Aufmerksamkeit hievon

abzulenken, jedoch kam sie öfters wieder darauf zurück. Hätte ich die Umstände vorausgesehen, die es mir späterhin unmöglich machten, sie noch öfters in Krise zu versetzen, so würde ich in jener letztern, statt sie von dem genannten Gegenstande mit ihren Gedanken zu entfernen zu suchen, vielmehr nachgeforscht haben, ob sie mir nicht noch nähere Umstände von dem Todesfall hätte angeben können; so aber versäumte ich die Gelegenheit, indem ich meine Fragen auf künftige Krisen, die nicht mehr Statt haben konnten, aufsparte. Vier oder fünf Tage nach dieser letzten Sitzung fand ich Fräulein M..., da ich zu ihr ins Zimmer trat, sehr niedergeschlagen und Spuren in ihrem Gesichte, daß sie geweint hatte. Als ich nach der Ursache hievon fragte, deutete sie auf einen Brief, der auf dem Tische lag und sagte, es sey ihr in demselben die Nachricht von dem Todesfall eines nahen Anverwandten und sehr guten Bekannten gemeldet worden. Ich fragte sie, ob sie früher Nachricht von einer Krankheit desselben gehabt habe, sie sagte aber: nein, durchaus keine, die Nachricht kam mir ganz unerwartet. Auch von einer Ahnung, die sie davon gehabt hätte, wußte sie durchaus nichts.

Arndt erzählt folgendes von einer Somnambüle, die er behandelte: Als er eines Tags bei ihrem Bette saß, wurde sie auf einmal unruhig, seufzte und rief aus: Ach Gott, ach Gott, mein

Vater — er stirbt! Ihr Schmerz war gränzenlos, bis sie freundlich und ohne Erinnerung ihrer eben geäußerten Unruhe erwachte. Sie fiel aber noch zweimal in den magnetischen Schlaf und hatte jedesmal diese Vision vor sich. Auf die Frage, was denn ihrem Vater fehle, antwortete sie: er schwimmt ja in seinem Blute! Er stirbt! Bald darauf traf die Nachricht ein, daß der Vater gedachter Somnambüle das Unglück gehabt hätte, bei der Kellertreppe auszugleiten, und daß ihm dabei die Kellerthüre auf die Brust gefallen sey, worauf ein heftiger Blutsturz und der Tod erfolgte. Arndt, der die frühere Scene notirt hatte, fand Tag und Stunde übereinstimmend.

Klein erzählt von einer Somnambüle Folgendes:

Fräulein W... hatte schon mehrere Beweise des Fernsehens abgelegt, was Herrn St... veranlaßte, sich nach dem Befinden seines Sohnes, der als Offizier bei der Armee in Rußland war, zu erkundigen. Sie erklärte nun demselben in einem Momente des Hellsehens, daß sie seinen Sohn im Spital erblicke, mit einem weißen Tuch um das Kinn gebunden, er sey im Gesicht verwundet und könne nichts von Speisen genießen; doch scheine es nicht gefährlich. Später sagte sie, nun könne er wieder etwas genießen und es gehe überhaupt besser. Nach mehreren Wochen kam ein Armee-Kurier. Der Vater eilte sogleich in das

geheime Kabinet, um sich zu erkundigen. Dort erhielt er die tröstliche Nachricht, daß sein Sohn nicht auf der Liste der Verwundeten stehe. Der Vater ging zurück und sagte der im magnetischen Schlafe befindlichen W..., sie habe sich dießmal getäuscht, der Sohn sey nicht im Spital und nicht unter den Verwundeten. Auf dieses wurde W... einen Augenblick betreten, versicherte jedoch sogleich den Vater aufs Nachdrücklichste, daß sie seinen Sohn noch mit verbundenem Kopfe sehe; sie wisse bestimmt, daß sie sich nicht betrüge. — Bald darauf kam ein Billet aus dem geheimen Kabinet mit der Nachricht, daß sich noch eine zweite Liste vorgefunden hätte, worauf sein Sohn mit einer Schußwunde in der Kinnlade angegeben sey.

Ziemliche Zeit hierauf sagte sie zu ihrer Freundin N..., sie sehe die ganze Familie St... in einem Kreise um sich versammelt, aber es sey ein Schatten darunter. Die Nachricht traf auch bald darauf ein, daß der oben angegebene Sohn von St... nach der geheilten Schußwunde am Nervenfieber gestorben sey.

Zwei andere Somnambülen sagten den Tod des Königs Friedrich von Würtemberg voraus. Die Vorherverkündigung der ersten, einer Fräulein W..., blieb lange verschwiegen, weil dieß die äußern Umstände geboten und sie selbst mit ihrer Vorhersagung, die im Jahr 1812 schon statt fand, ausdrückliche Warnungen verknüpfte, doch

war sie lange vor der Erfüllung dem Professor Eschenmayer, dem Oberfinanzrath St..., dessen Frau und Tochter und dem Hofmedicus Klein bekannt. Zu letzterem sagte noch die Somnambüle: „man wird vor dem Tode noch zu Dir schicken." Und dieß geschah auch wirklich. Klein, der am 28. Oktober von Augsburg zurückkam (der König starb am 30. Okt.), war kaum zu Hause, als ein königlicher Laufer auf Geheiß der Aerzte ein Instrument bei ihm abholte.

Die zweite Vorhersagung geschah am 17. April 1816 durch Fräulein K... in Gegenwart des Professor Lebret, des Hofmedicus Klein und des Doctor Nick. Die Somnambüle ließ sich also vernehmen:

„Der König stirbt in diesem Jahr, im Monat Oktober."

Frage: Ist es der Anfang, die Mitte oder das Ende Oktobers? Antwort: Das Ende des Oktobers. Frage: Du kannst wohl den Tag bestimmen, ist es etwa der 26ste? — „Nein!" — Oder der 28ste Oktober? Antwort: „Da trifft ihn ein Brustschlag. — Am 31. sehe ich ihn nicht mehr unter den Lebenden." — Und so war es. Am 28. traf ihn ein Brustschlag und am 30. starb er. Diejenigen Zeugen, welche vor der Erfüllung Nachricht davon bekamen, waren:

a) Dr. Christian R...ß.
b) Minister v. W....

c) Geheimerrath v. St...
d) Graf Gr.
e) Baron v. G.
f) Legationsrath K.
g) Legationsrath v. B.
h) Frau v. W...
i) Fräulein Sch...

Todes-Botschaft.

Im Bergischen begegnete dem Banquier E... folgendes:

Derselbe kam mit einer sehr bedeutenden Geldsumme von Frankfurt in ein Gasthaus zu N..., wo er deßhalb von zwei Lohnbedienten, die zusammen in einem Bette waren, Wache halten ließ. Er selbst ließ sich noch ein zweites Bett in dem nämlichen Zimmer zurecht machen.

Um Mitternacht wird es helle und er erwacht. Plötzlich richtet er sich auf — und nun sieht er vor dem Bette, im Lichtglanze, seinen 30 Stunden von ihm wohnenden Vater, welcher sich umwendet und an der entgegengesetzten Seite des Zimmers sich langsam auf eine Kanapee niederlegt und allmählig verschwindet. E... ruft seine schon eingeschlafenen Lohndiener, der Wirth kommt ebenfalls mit einem Nachtlichte, man sucht und findet nichts.

Zwischen Koblenz und Bonn begegnet ihm ein Expresser mit der Nachricht, daß sein Vater in E... um die nämliche Stunde gestorben sey.

Der Doppelgänger.

Der Lieutenant von B... kehrte eines Abends spät aus einer Gesellschaft lustiger Kameraden zurück; sein Quartier lag weit ab von dem Orte, wo gezecht worden war und er mußte noch bei zwei Wachen die Runde machen; er nahm einen Richteweg und verließ die helleren Straßen; als er eben in eine dunkle Gasse bog, war ihm, als sehe er jemand vor sich hergehen; kaum würde er den späten und doch hier nicht ungewöhnlichen Wanderer bemerkt haben, wenn nicht der lautlose Schritt desselben ihm aufgefallen wäre; als er näher kam, glaubte er jedoch, daß nur der Schatten eines Laternenpfahls, durch das wehende Licht einer Straßenlaterne bewegt, vor seinen Augen gezittert habe. Er ging weiter, die Stille dieser abgelegenen Gassen stimmte ihn ernst, nur sein eigener Schritt unterbrach sie; als er unweit der zweiten Wache war, kam es ihm wieder vor, als sähe er eine Gestalt gerade vor sich hergleiten; er fuhr auf aus seinen Träumereien, mit dieser Bewegung schien auch die Gestalt zusammen zu fahren und verschwand.

Nachdem er die Wache visitirt hatte, befand

er sich auf einer breiten Straße, die nur von einer andern Seite zu dem Hause, welches er dermalen bewohnte, führte; er schritt wohlgemuth, im Vorgefühl einer längst ersehnten Nachtruhe, hinab, als er zu seiner Verwunderung Licht in seinen Zimmern, die gerade hier hinausgiengen, erblickte. Sein Diener schlief auf der andern Seite des kleinen Hauses, neben dem Vorzimmer, welches zu seiner Wohnung führte. „Was ist denn das? der Bursche pflegt ja sonst nicht so lange aufzubleiben! rief er aus; da sah er deutlich zwei Schatten sich zwischen Licht und Fenster hin und her bewegen. Er wollte hinaufstürmen, besann sich aber eines Bessern und sprang an die entgegengesetzte Seite der Straße, von der er sein Zimmer bequemer übersehen konnte. Aber hier blieb er entsetzt stehen; sein Auge starrte hinauf, seine Arme hiengen schlaff herab, seine Zunge klebte am Gaumen, er war unfähig sich zu regen, einen Laut von sich zu geben, einen Blick abzuwenden von dem, was ihn schaudern machte. Er sah — sich selbst, wie er vor den Spiegel trat, sich von dem Bedienten leuchten ließ, seine Abendtoilette wie gewöhnlich machte und alle seine kleinen gewohnten Geschäfte der Reihe nach vornahm, ohne eines auszulassen, ohne ihre gewöhnliche Reihenfolge zu überspringen. Mit der heißesten, angstvollsten Begierde folgte er den Bewegungen des entsetzlichen Doppelgängers, er hätte so gerne etwas von sei-

ner Art nnd Weise Abweichendes darin entdeckt, was ihm gesagt hätte, Du bist es nicht, sondern ein Anderer! Aber er sah nur die vollkommenste Gleichheit.

So stand er noch immer wie angewurzelt seinen Zimmern gegenüber und verwandte keinen Blick davon. Jetzt sah er aus der matten Beleuchtung, welche die zwei letzten Fenster der Hausfronte überflog, daß die Thüre seiner Schlafkammer geöffnet worden war, er sah den Bedienten mit den Lichtern hinein gehen, dem Herrn folgen, bald darauf das Licht auslöschen und Alles dunkel worden. Noch starrte er hinauf, das Licht erschien nicht wieder. Ihm war, als höre er die Thüre schließen, durch die der Bediente wegzugehen pflegte. Es ward Nacht vor seinen Sinnen, er hielt die Hand vor die Augen und blieb lange so stehen. Umsonst! Die Versenkung in sein innerstes Gemüth gab ihm kein Licht. Gedanke über Gedanke stürmte dort auf und ab, und keine Welle legte sich zur Rast.

Lange stand er so, endlich war ihm als ergriffe die Ruhe des Todes seine Seele; er wußte nicht, ob er noch lebe. Er sah auf, das Licht der Sterne blinkte matter, die Schatten wurden blässer und der Sommermorgen schien langsam und leise hervorbrechen zu wollen.

Plötzlich erschütterte ein dumpfes Krachen die tiefe Stille. Der Lieutenant fuhr auf, es war

nur ein Laut, dem wieder Stille folgte. Er sah sich nach allen Seiten um und entdeckte nichts, was vorgefallen seyn konnte. Unbeweglich stand er noch immer vor seiner Wohnung, willenlos, wie ein Werkzeug höherer Geister, wie ein Wesen, welches unbekannten Umständen und unbekannten Gesetzen hingegeben ist und den leitenden Faden nicht finden kann, der ihm Einsicht, Ueberzeugung und Möglichkeit zu handeln gewähren könnte. Endlich näherte er sich dem Hause und klingelte. Niemand öffnete. Er stand lange und zog und riß an dem hallenden Drahte, endlich öffnete ihm die Hausmagd und er stieg die Treppe hinauf.

An seinem eigenen Vorzimmer läutete er wieder ziemlich lange, ehe sein Soldat gähnend die Thüre aufmachte und überrascht zurücktrat, als er den eigenen Herrn sah. Verwundert rief jener aus: „Sind Sie denn schon aufgestanden, Herr Lieutenant?" — „Einfältiger Kerl!" erwiederte der Lieutenant, „ich komme ja erst nach Hause." — „Erst?" sagte verwundert der Soldat, schwieg aber sogleich wieder in gewohnter Subordination. „Nun ja, Du weißt, daß ich die Runde hatte." — „O, von der sind der Herr Lieutenant ja schon lange wieder zurückgekommen!" rief der Mensch aus. Ein kalter Schauer zog dem Lieutenant durch die Glieder, aber er faßte sich und sagte mit erkünsteltem Zorn: „ich glaube der Narr hat ge-

träumt." „Mein Gott, Herr Lieutenant, ich habe Sie ja selbst ausgekleidet! Sie waren ja so still, daß ich mich darüber wunderte." — Fast fürchtete der Lieutenant wahnsinnig zu werden, er griff an seine Stirne — sie war heiß; er dachte an seinen Tod und wagte kaum die Thüre seines Zimmers zu öffnen, der Soldat hatte es jedoch schon gethan. In der Stube war alles unverändert. Der Offizier faßte sich noch einmal und wollte der Sache auf den Grund kommen, um die Ungewißheit zu enden, es koste, was es wolle, und heftig ging er auf die Kammerthüre zu, sie zu öffnen. Auf dem Griff zitterte jedoch seine Hand, er vermochte es einen Augenblick nicht, sie niederzudrücken; endlich aber wich er seiner Begierde oder seiner Angst, die Thüre ging indessen nicht auf. — Sie war von innen verschlossen, der Offizier rannte so heftig dagegen, daß sie seinem Stoße wich und aufsprang, versteinert blieb er vor ihr stehen, — „Himmel, was ist da passirt!" rief der Soldat. Die Decke des Zimmers war in der Nacht zum Theil eingefallen; das Bett des Offiziers lag zertrümmert und hin und wieder zu kleinen Splittern zerschlagen vor seinen Füßen. — Aus den Augen des Offiziers fielen Thränen freudiger, dankbarer Rührung und er betete die geheimnißvollen Wege einer ewig wachenden Vorsehung an, welche auch die Haare auf unserem

Haupte gezählt hat, und ohne deren Willen kein Sperling fällt.

Ein Mord wird durch einen Traum entdeckt.

Adam Rogers, Gastwirth zu Portlaw in Irland (10 englische Meilen von Waterford) einem glaubwürdigen, achtbaren, vernünftigem Manne, träumte einst, er sähe zwei Männer auf dem Rasen eines Hügels, unweit des Dorfes. Einer derselben war klein von Person und hatte ein schwächliches Ansehen, der andere sehr groß und stark. Als er sah, daß der Kleine den Großen ermordete, erwachte er in großer Angst. Der Traum blieb ihm so lebhaft gegenwärtig, daß er ihm beständig vor der Seele schwebte. Er theilte ihn seiner Frau und einigen Nachbarn mit. Einige Zeit darnach ritt er mit dem Prediger des Orts, Herrn Browne, auf die Jagd, hielt plötzlich, als er den Rasenfleck am Hügel erblickte und erzählte seinem Gefährten das ängstigende Traumgesicht. Am folgenden Tag ward er nicht wenig bestürzt, als er gegen 10 Uhr zwei Fremde in's Haus treten sah, welche genau den im Traume gesehenen Personen glichen, was er sogleich seiner Frau sagte. Sie überlegten hierauf die Sache mit einander und fürchteten, obgleich dem Ge-

sichte gerade zuwider, am meisten für das Leben des kleineren Mannes. Nachdem die Fremden einige Erfrischungen zu sich genommen hatten und nun ihre Reise weiter fortsetzen wollten, rieth Rogers den Kleinen ernstlich davon ab und versprach ihm, falls er bis zum folgenden Tag bleiben wolle, ihn bis Carrik, dem nächsten Dorfe, zu begleiten; doch enthielt er sich, ihm die Ursache seiner angelegentlichen Bitte zu entdecken. Da er aber bemerkte, daß der kleine Hikey Geld bei sich führte und sinnig und freundlich war, so vermehrte das wilde, bösartige Ansehen des großen Caulfield seine Furcht nur um desto mehr und er that nun zu wiederholtenmalen sein Möglichstes, beide von einander zu trennen, aber alle Vorstellungen blieben fruchtlos. Caulfield überredete seinen Gefährten, die Reise mit ihm fortzusetzen, indem er sagte, er wünsche ihn gern gesund und wohl bei seiner Familie anlangen zu sehen. Rogers Frau ward sehr niedergeschlagen und machte nachher ihrem Manne bittere Vorwürfe darüber, daß er beide Reisegefährten nicht mit Gewalt von einander getrennt habe.

Eine Stunde nachdem sie Portlaw verlassen hatten, ermordete Caulfield seinen Gefährten, dicht an dem Bergrasen, welchen Rogers im Traume gesehen hatte. Man erfuhr aus seinem spätern Bekenntnisse dieser abscheulichen That Folgendes: Er hatte den armen Hikey mit ei-

nem Steine in den Nacken geschlagen, als dieser eben vor ihm über einen Stegel gestiegen war. Hievon war letzterer betäubt in den Graben gestürzt, wo Caulfield ihm noch eine Menge Messerstiche und einen so tiefen Schnitt in den Hals beibrachte, daß der Kopf sich fast vom Rumpfe trennte; hierauf hatte er ihm alles geraubt, was er bei sich hatte und dann seine Reise nach Carrik fortgesetzt. Der noch warme Leichnam des Ermordeten ward kurz darauf von einigen Taglöhnern gefunden, die von ihrer Feldarbeit zum Mittagessen nach Hause gingen. Bald erfuhr man auch den Mord in Portlaw. Rogers und seine Frau gingen nach dem Orte, wo die That verübt war, erkannten sogleich den Leichnam und äußerten beide ihre Muthmaßung über den Thäter, worauf dieser schon des folgenden Tags in Waterford ergriffen ward. Im Verhöre sagte er unter Anderm aus, daß er sich gleich nach seiner Ankunft zu Carrik ein Reitpferd gemiethet und einen Knaben zum Wegweiser genommen habe, von dem er sich einen Umweg, welcher an der nördlichen Seite des Flusses Suir nach Waterford geht, habe führen lassen, um nicht auf der Landstraße verfolgt und ergriffen zu werden. Von Waterford habe er mit der ersten Schiffsgelegenheit nach Neufoundland gehen wollen. Als der Knabe Blut auf seinem Hemde bemerkt hatte, so habe er diesem

eine halbe Krone gegeben, damit er ihn nicht verrathen möge.

Rogers bewies nicht allein, daß Hikey mit Caulfield in Gesellschaft und dessen Reisegefährte gewesen sey, sondern erkannte auch die neuen Schuhe, welche der Mörder trug und dem Erschlagenen genommen hatte. Noch gewisser war die Sache dadurch, daß man das alte Paar Schuhe, welches Caulfield in Rogers Hause getragen hatte, an den Füßen des Ermordeten fand. Ferner beschrieb Rogers, mit der größten Genauigkeit, die Kleidungsstücke des Mörders, der ihm unter dem Verhöre sehr spitzfindig mit der Querfrage kam, ob es nicht ganz besonders sey, daß er als Wirth sich die Kleidertracht der zufällig bei ihm einkehrenden Gäste so genau merke? Rogers antwortete, er habe dazu seine gültige Ursache, die er jedoch nicht anzugeben für rathsam finde. Als aber das Gericht und der Gefangene selbst auf eine nähere Erklärung drangen, so erzählte Rogers seinen Traum, ließ den Pastor Browne als Bestätiger seiner Aussage rufen und fügte hinzu: seine Frau habe ihm die ernstlichsten Vorwürfe gemacht, daß er den Hikey habe mit dem Andern ziehen lassen, da sie auf dem kurzen Wege nach Carrik an dem im Traume gesehenen Bergrasenfleck vorbei müßten. Es kamen nun noch mehrere Zeugen und die Beweise wurden endlich so

stark, daß das Gericht den Caulfield endlich des Verbrechens schuldig erkennen mußte.

Als das Urtheil gefällt war, gestand Caulfield die That, auch gestand er, daß er mehreremale Willens gewesen sey, zwischen Waterford und Portlaw den Mord auszuführen; aber obgleich dieser Weg nicht sonderlich besucht zu werden pflege, so wären ihm doch immer Leute begegnet, wodurch die That verhindert worden sey.

Einige Beispiele solcher Personen, die ihre Todesstunde voraus gesagt haben.

In Georgii M. Dial. I. IV. C. 56. kommt ein Mann Namens Cassio vor, der vorher sagte, daß er nach sieben Jahren am Tage Petri Pauli sterben werde, was auch pünktlich eintraf. — Ludebertus wußte seine Todesstunde ein Jahr voraus und starb zu der angegebenen Zeit. Beda sagte 30 Tage vorher, daß er am Himmelfahrtstage sterbe werde, wie es auch wirklich geschah. — Doctor Scheuring, Domprediger zu Magdeburg verkündigte seinen Tod vier Wochen voraus. Kaiser Ferdinand der Erste starb an dem von ihm lange vorher voraus bestimmten Tage. — Professor Taubmann sah einen Sarg vor seinem Bette stehen, in welchem ein Leichnam lag,

der ihm selbst vollkommen glich. Anfangs glaubte er sich zu täuschen, sah aber noch einmal genauer zu und überzeugte sich von der Richtigkeit der Erscheinung. Er starb einige Tage darauf, im achtundvierzigsten Jahre seines Alters. — Dem Grafen von Nassau träumte kurz vor seinem Tode, drei Nächte hinter einander, daß ein Leichnam bei ihm im Bette läge. Lavater erzählte mehreremale bestimmt, daß er eines gewaltsamen Todes sterben, und daß auf ihn geschossen werden würde. Den 26. Sept. 1799 gieng er über die Straße, ein Franzose schoß auf ihn, er wurde hart verwundet und starb in Folge dieser Wunde. Heinrich der Vierte hatte gleichfalls eine Ahnung von seinem Tode, er fühlte lange vorher das Messer in der Brust, mit welchem ihn ein Meuchelmörder erstochen hat. Herr Brown, von Iwerach, sagte seinen Tod auf den Tag hin voraus, bestellte sich selbst in der besten Gesundheit seinen Sarg und starb zu der von ihm voraus bestimmten Zeit. — Lord Littleton, der ein wüstes Leben führte, sah einst im Traume die verstorbene Madame Armfield, deren beide Töchter er verführt hatte und die ihm sagte, er werde an einem bestimmten Tage um 12 Uhr sterben. — Diesen Traum träumte er mehrmals, allein als ein leichtsinniger und ausschweifender Mensch spottete er über alle ernsthaften Dinge und er würde es sich zur Schande gerechnet haben, einen Traum zum

Nachdenken und zur Besserung seines Lebens zu benützen. Indessen merkte er sich doch den Tag, an welchem sein Traum in Erfüllung gehen sollte. Er lud eine Gesellschaft lustiger Freunde zum Frühstück ein und befand sich um 11 Uhr noch so gesund und wohl, daß er ausrief: „Das Gespenst hat die Rechnung ohne den Wirth gemacht, nur noch eine Stunde und ich habe es betrogen.“ Innerhalb einer Viertelstunde erhielt er einen Schlaganfall, verschlimmerte sich zusehens und um 12 Uhr starb er. — Wir übergehen eine Menge ähnlicher Vorausbestimmungen, die durch viele Zeugen bekräftigt sind, um die Geduld des Lesers nicht zu ermüden.

Die Königin Catharina von Medicis und der Cardinal von Lothringen.

Als Heinrich der Vierte sich im Jahr 1574 nebst der Königin Catharina von Medicis zu Avignon befand, begab sich die Königin am Abend des 23. Dezembers etwas früher, als es sonst deren Gewohnheit war, zur Ruhe. Unmittelbar vor ihrem Weggang befanden sich in ihrer Umgebung der König, der Erzbischof von Lyon ꝛc. und die Hofdamen de Rets, de Lignerales und de Sauves, welche die Königin nach ihrem

Schlafgemach begleiteten. Aber kaum hatte sie sich niedergelegt, als sie mit einem heftigen Geschrei die Hand vor das Gesicht hielt, und den Umstehenden überlaut zurief: sie möchten ihr zu Hülfe kommen, „denn der Cardinal von Lothringen stände zu den Füßen ihres Bettes, wolle näher kommen und strecke die Hände nach ihr aus." Sie schrie öfters in der größten Angst: Monsieur le Cardinal! je n'ai que faire de vous. (Herr Kardinal! ich habe nichts mit Ihnen zu schaffen.)

Der König wurde auf der Stelle von diesem seltsamen Vorfall unterrichtet und schickte zur Stunde einen der Edelleute aus seiner Umgebung nach der Wohnung des Cardinals ab, welcher mit der Nachricht zurückkam, der Cardinal wäre eben damals, als die Königin die Erscheinung gehabt, gestorben.

Die Wahrheit dieser Erscheinung beglaubigt unter mehreren Andern Herr von Aubigné; Histoire universelle du Sieur d'Aubigné, der sie aus dem Munde der ebengenannten drei Damen hatte, welche als Ohren- und Augenzeugen dabei zugegen gewesen seyen und deren Aussagen die vollkommenste Glaubwürdigkeit verdiene.

Todes-Botschaft

Zweites Beispiel.

Sir John Sherbroke und General Wynyard dienten als junge Männer in demselben Regimente, welches zu jener Zeit außer Landes stand. Beide waren dem Studium ergeben und brachten einen großen Theil der müßigen Stunden in litterarischen Beschäftigungen zu. Eines Nachmittags saßen sie in Wynyards Zimmer beisammen. Es war aber erst vier Uhr und vollkommen helle; sie hatten zu Mittag gegessen, aber keiner hatte Wein getrunken, und sie hatten sich von dem Offizierstische entfernt, um in ihrer Morgenbeschäftigung fortzufahren. Das Zimmer, worin sie sich befanden, hatte zwei Thüren, wovon sich die eine nach der Flur öffnete, und die andere in Wynyards Schlafzimmer führte. Nur durch jene Flur konnte man in das Wohnzimmer gelangen, und man konnte das Schlafzimmer nicht anders verlassen als durch dasselbe Zimmer: so daß, wenn irgend jemand in das Schlafzimmer gegangen war, er entweder da bleiben mußte, oder er kehrte auf demselben Wege zurück. Dieser Punkt ist in der Erzählung von Wichtigkeit. Die beiden Offiziere verfolgten ihre Studien, als Sherbroke, dessen Augen sich zufällig vom Buche gegen die äußere Thüre wandten, einen

hohen Jüngling von ungefähr zwanzig Jahren, und äußerst ausgemergeltem Ansehen erblickte, der neben derselben stand. Erstaunt über die Gegenwart eines ihm gänzlich fremden Menschen wandte er sich sogleich an seinen Freund, der neben ihm saß, und machte ihn auf den Gast aufmerksam, der so unvermuthet ihr Lesen unterbrochen hatte. Sobald Wynyards Augen den geheimnißvollen Gast erblickten, veränderte sich sein Gesicht auf eine auffallende Art. „Ich habe oft gehört," erzählte Sherbroke, „ein Mensch sey todtenblaß geworden, nie aber sah ich das Gesicht eines Lebenden eine Todten-Gestalt annehmen, wie des Wynyards in diesem Augenblick." — Während sie die Gestalt stillschweigend anblickten, — denn Wynyard, welcher den Grund der Erscheinung sogleich ahnete, war sprachlos geworden, und Sherbrocke, der seines Freundes Bewegung sah, fühlte keine Lust, dieselbe anzureden, — als sie die Gestalt also stillschweigend anblickten, bewegte sie sich langsam in's anstoßende Zimmer, und warf im Vorübergehen die Augen mit einem Ausdruck von trauriger Liebe auf den jungen Wynyards. Kaum war der Druck dieser außerordentlichen Gegenwart entfernt, als Wynyard seinen Freund beim Arm ergriff und tief Athem hohlend, mit kaum hörbarer Stimme murmelte: „großer Gott! mein Bruder!" — „Dein Bruder! wiederholte Sher-

broke, was meinst du damit, Wynyard? Es muß irgend ein Betrug dahinter stecken. Folge mir." Hierauf ergriff er seinen Freund beim Arme und zog ihn in's Schlafzimmer, welches, wie vorhergesagt, mit dem Wohnzimmer in Verbindung stand, und wohin die Erscheinung sich begeben hatte. Es gab, wie wir wissen, keinen andern Ausweg aus dem Zimmer und sie waren gewiß, daß die Gestalt nicht durch das Wohnzimmer zurückgekommen war. Man denke sich also das Erstaunen der jungen Offiziere, als sie niemand in dem Zimmer fanden. Wynyard war es gleich beim ersten Erscheinen der Gestalt eine ausgemachte Sache gewesen, daß sie der Geist seines Bruders wäre. Sherbroke aber beharrte noch immer bei der Meinung, daß irgend ein Betrug bei der Sache herrsche. Indessen schrieben sie sich den Tag und die Stunde nieder, wo sich die Begebenheit ereignet; aber sie beschlossen, die Sache nicht unter's Regiment kommen zu lassen, und nach und nach überredeten sie sich einander, daß ihnen von irgend einem Kameraden ein Streich gespielt worden sey, obgleich sie sich weder die Ursache dazu, noch auch den Urheber denken, oder die Mittel begreifen konnten, wie er ausgeführt worden. Obgleich sie aber sich diesen Selbstbetrug gespielt, so konnte doch Wynyard seine Besorgnisse um seinen Bruder nicht unterdrücken, dessen Geist er entweder gesehen hatte,

oder doch gesehen zu haben glaubte; und das Verlangen, das er nach Briefen von England bezeugte, und die öftere Aeußerungen seiner Besorgnisse um seines Bruders Gesundheit, erregten endlich die Neugierde der übrigen Offiziere und verleiteten ihn zuletzt zur Entdeckung der Begebenheit, die er sich umsonst zu verschweigen vorgenommen hatte. Die Geschichte von dem stillen ungeladenen Gaste war kaum kund geworden, als das Schicksal von Wynyards Bruder das allgemeinste und ängstlichste Interresse bei den Offizieren des Regiments erregte; es gab wenige darunter, die nicht nach Wynyards Briefen gefragt hätten, ehe sie nach den eigenen fragten, und sie sahen den von England kommenden Paketböten mit größerem Verlangen entgegen, da sie ihnen nicht allein Nachrichten von ihren Freunden in der Heimath mitbrachten, sondern auch die Auflösung des Geheimnisses mitzubringen versprachen, das sich unter ihnen ereignet hatte.

Endlich kam das längst erwartete Fahrzeug; alle Offiziere fanden Briefe außer Wynyard. Noch immer also war man im Dunkeln. Sie durchsahen die verschiedenen Zeitungen; sie enthielten aber keinen Todesfall oder irgend etwas anders, das auf die Familie Bezug hätte, und die außerordentliche Erscheinung hätte erklären können. Ein einziger Brief an Sherbrok blieb noch uneröffnet. Die Offiziere hatten ihre Briefe

im Speisezimmer bei'm Abendessen erhalten. Nachdem er das Siegel von seinem letzten Paket erbrochen und einen Blick hinein geworfen hatte, winkte er seinem Freund und verließ mit ihm die Gesellschaft. Alles war stille. Die Erwartung war nun auf's höchste gesteigert. Sie zweifelten nicht, daß jener Brief die langerwartete Nachricht gebracht habe. Nach ungefähr einer Stunde stellte sich Sherbroke wieder ein. Schmerzhafte Gedanken schienen offenbar seine Seele zu ängstigen und zu beklemmen. Endlich sagte er mit unterdrückter Stimme zu dem zunächst Stehenden: „Wynyards Bruder ist nicht mehr!" Die erste Zeile in Sherbroks Brief war: „Lieber John, suche Deinem Freund Wynyard den Tod seines Lieblingsbruders beizubringen." — Er war an dem Tage und in derselben Stunde verschieden, wo die Freunde hatten seinen Geist so geheimnißvoll durch's Zimmer schreiten sehen.

Man hätte denken sollen, daß diese Begebenheiten für Sherbroke würden überzeugend gewesen seyn; aber so groß war sein Vorurtheil gegen das Daseyn eines übernatürlichen Umgangs mit den Seelen der Todten, daß er noch immer das Zeugniß seiner Sinne, so sehr auch der Erfolg dasselbe bekräftigte, bezweifelte. Als er einige Jahre nachher, nach seiner Rückkehr nach England mit zwei Herren durch Picadelli gieng, erblickte er auf der entgegengesetzten Seite einen Menschen, wel-

cher der Gestalt, die ihn und Wynyard erschienen war, ungemein ähnlich sah. Seine Begleiter waren mit der Geschichte bekannt; und er erklärte ihnen augenblicklich, dieß sey der Mann, welcher auf eine ihnen unbegreifliche Weise in Wynyards Zimmer gekommen war und dasselbe verlassen hatte. Von diesem Gedanken eingenommen, gieng er sogleich hinüber und redete den Fremden an: er hoffte nun gewiß einen vollen Aufschluß über das Geheimniß zu erhalten. Er bat wegen seiner Zudringlichkeit um Vergebung und brachte seine Geschichte als Entschuldigung vor. Der Fremde empfing ihn als einen Freund. Er war nie außer Landes gewesen; war aber der Zwillingsbruder des Jünglings, dessen Geist er gesehen hatte.

Sir John Sherbroke und General Wynyard, beide Männer von Ehre, waren bei der geistigen Erscheinung von des Generals Bruder zugegen, die Erscheinung fand im Augenblick des Verscheidens statt, und das Gesicht und die Gestalt des Geistes hatten einen so deutlichen Eindruck in Sir John's Gedächtniß zurückgelassen, dem der Lebendige unbekannt gewesen war, daß, als er zufällig einer ihm ähnlichen Person begegnete, er sogleich die Aehnlichkeit erkannte.

Die Erscheinung der verstorbenen Königin von Schweden und der Gräfin Steenbok.

Die Erscheinung, welche wir hier kurz mittheilen, ist durch ihre Umstände um so merkwürdiger, da sie sich bei hellem Tage begeben hat und durch Aussage vieler aufgeklärter Zeugen bestätigt wurde, deren Inhalt in dem Stockholmer Reichs-Archiv aufbewahrt ist. Als nämlich die Königin Ulrike von Schweden bei ihrem Aufenthalte in dieser Stadt verstorben war, wurde, wie bei königlichen Leichen gebräuchlich, der Körper der Entseelten in einem offenen Sarge, in einem schwarz ausgeschlagenen und mit vielen Wachslichtern erleuchteten Zimmer, auf einem erhabenen Katafalk aufgestellt und ein Detachement der königlichen Leibwache hielt in dem Vorzimmer die Trauerwache. An einem Nachmittage erschien die erste Pallastdame und Favoritin der Königin, Gräfin Steenbok aus Stockholm vor dem Vorzimmer, und der Befehlshaber der Wache ging ihr entgegen und führte sie in das Trauergemach, wo er sie allein ließ. Das tiefe Schweigen der Gräfin wurde der Lebhaftigkeit ihres Schmerzes zugeschrieben und die Offiziere der Wache ließen sie eine geraume Zeit in dem Leichenzimmer allein, um nicht durch ihre Gegenwart die Aeußerungen desselben zu stören. Als aber ihre Rückkehr aus

demselben sich immer mehr und mehr verzögerte, befürchteten sie, daß ihr ein Unfall zugestoßen sey und der Kapitän der Garde eröffnete die Thüre, stürzte aber bald darauf äußerst bestürzt zurück. Nun eilten alle anwesenden Offiziere herbei und bemerkten deutlich durch die geöffnete Thüre die Königin aufrecht in ihrem Sarge stehend, und die Gräfin Steenbok innig umarmend.

Die Erscheinung schien zu schweben, und löste sich bald darauf in einen dichten Rauch oder Nebel auf. Als dieser sich verzogen hatte, lag der Leichnam der Königin ruhig in der vorigen Stellung auf dem Paradebette; allein die Gräfin Steenbok war nirgends zu finden. Vergebens durchsuchte man das Gemach und die anstoßenden Zimmer; nirgends eine Spur von ihr. Nun sendete man schleunig einen Kourier mit der Nachricht dieser außerordentlichen Begebenheit nach Stockholm und erfuhr daselbst, daß die Gräfin Steenbok nicht die Hauptstadt verlassen habe und in dem Augenblicke gestorben sey, in welchem man sie in den Armen der verstorbenen Königin erblickte. Ueber diese Thatsache ist sofort ein aufserordentliches Protokoll aufgenommen und von allen Gegenwärtigen unterschrieben worden.

Der Verurtheilte.

Ein Zeuge der folgenden Begebenheit erzählt dieselbe folgendermaßen:

Ich befand mich nebst einem einzigen Frauenzimmer, Fräulein B... von Port-Glasgow, als Passagier am Bord der Susanah, auf einer Reise nach Barbados begriffen. Sie war ein munteres Mädchen, dessen gute Laune oft unterhaltend war. Capitän Gliksan (Befehlshaber des Schiffes) war ein stiller, zurückhaltender Mann, mit einem, für einen Seemann ganz ungewöhnlichen, Ausdruck der Trauer auf seinem Gesichte. Er schien viel gereist zu seyn, und besaß mehr Kenntnisse und Erfahrung als ich noch irgend bei einem Kauffartheifahrer angetroffen.

Wir waren ungefähr achtzehn Tage gesegelt, als eines Nachmittags der Wind mit einiger Heftigkeit zu blasen anfing. Um Mitternacht weckte mich ein lautes Gelärm auf dem Verdeck, und die Stimme des Lotsen, welcher die ganze Mannschaft eilig herauf rief. Ich warf mich schnell in die Kleider und eilte gleichfalls hinauf. Der Wind wehte gewaltig, und Alles umher war so finster und trübe, daß man nur bei dem Feuer des Blitzes die schäumenden Wellen erkennen konnte.

Der Capitän stand in der Nähe des Kompasses, und gab seine Befehle durch ein Sprachrohr. Ich machte mich zu ihm hin, und erblickte eine

große Unruhe auf seinem Gesichte. Da ich wohl wußte, wie unangenehm es Seeleuten ist, zu einer gefährlichen Zeit durch die Fragen der Reisenden gestört zu werden, so zog ich mich stillschweigend zu den Hühnerkörben zurück. Ueber eine halbe Stunde blieb er an derselben Stelle, ging dann und wann ein paar Schritte hin und her, sah nach dem Kompaß, gab dem Steuermann Befehle, und blickte oft auf's Meer hinaus. Alles indessen verkündigte die Annäherung eines neuen Windstoßes. — Der Kapitän gieng schnell zum Lichte und sah nach der Uhr; auch ich blickte hin und sah die Zeiger auf Ein's stehen. Ein leichtes Zucken seiner Lippen verrieth die Unruhe in seinem Innern, und ich hörte ihn, indem er die Uhr wieder einschloß, murmeln: „Die Stunde ist endlich da!" Diese Worte fielen mir wie ein Donnerschlag auf's Herz — ich dachte, unsere letzte Stunde sey gekommen, und daß der Kapitän, überzeugt, daß das Schiff den Sturm nicht würde aushalten können, uns aufgegeben habe. Der Schreck hielt mich unbeweglich an der Stelle gefesselt, die Zunge klebte mir am Gaumen. Der Sturm hatte jetzt die höchste Stufe erreicht, und trieb uns mit unbeschreiblicher Gewalt vorwärts, als ein Blitz, oder vielmehr eine Reihe von Blitzen, wie ein Feuerstrom, die ganze Wasserwüste um uns her beleuchtete. Der Kapitän stand eben ein paar Schritte von mir bei dem Schiffsgeländer, und

blickte ängstlich auf's Meer hinaus, bis er auf einmal die Hände zusammen schlug und mit unterdrückter, verzweiflungsvoller Stimme rief: „Ach Gott, da ist er wieder für's Leztemal!" Einige Secunden lang stand er und schien auf etwas hinzublicken, das ihn mit Entsetzen erfüllte. Dann schlug er eine Hand über die Augen und rannte wild über die Schiffsleiter hinab. Umsonst war ich der Richtung seiner Blicke gefolgt, meine Augen sahen nichts, als lange Streifen weißer Wogen, die uns mit betäubendem Gebrülle verfolgten und jeden Augenblick uns zu verschlingen drohten. Nachdem ich mich allmählig von meiner eigenen Furcht erholt hatte, wartete ich geraume Zeit auf die Wiederkehr des Kapitäns, und da ich ihn nicht kommen sah, so zündete ich eine Laterne an und gieng ihm nach, um wo möglich eine Aufklärung über ein so sonderbares Betragen zu erhalten. Ich fand ihn am Ende des Schiffes, mit den Händen über das Gesicht geschlagen, sitzen. Bei meinem Eintritte richtete er sich empor; sein Ansehen war blaß und er schien zu zittern. „Um Gotteswillen, Kapitän, rief ich, was fehlt Ihnen? Sind Sie krank?" — „Ich danke Ihnen recht sehr, antwortete er, ich befinde mich vollkommen wohl; aber ich habe ein Gefühl hier (er deutete mit der Hand auf's Herz), wovon Sie keinen Begriff haben können, und über dessen Grund Sie lachen würden, wenn ich ihn Ihnen sagte." — „Ich sollte nicht mei-

nen, erwiederte ich; dieß ist keine Zeit zum Lachen, denn wenn das Schiff in Gefahr ist, so droht uns Beiden Verderben, worin ich doch gar nichts Scherzhaftes sehen kann." — „Nein, versetzte er, Sie mißverstehen mich, die Gefahr droht mir allein. Der Sturm ist im Abnehmen, und unser Schiff würde noch mehr aushalten können. Nein, mein Herr, das ist es nicht, was mir Unruhe macht. Aber ich fühle, daß ich verurtheilt bin, meine Zeit ist aus — und es ist dieser Gedanke, welcher mir mit dem Gewichte eines Ankers das Herz zusammen drückt, und mir das Leben zum Fluche macht. Ich sehe, Sie denken ich lasse mich von einer kranken Einbildungskraft beherrschen. Es gab eine Zeit, wo ich so ungläubig war als Sie, traurige Erfahrung aber hat mich eines Andern belehrt; und damit Sie sehen, daß es nicht die Vorurtheile eines Seemannes sind, die mich quälen, so will ich Ihnen einige meiner Lebensumstände erzählen.

„Man schickte mich in früher Jugend zur See, und ich diente anfangs als Kajütenjunge in einer nach S— in Argyle gehörigen Barke. Zu gleicher Zeit mit mir befand sich ein anderer Junge als Lehrling auf dem Schiffe, er hieß Georg Luthberson und er war mein bester Freund durch's ganze Leben. Unsere Eltern waren Nachbarn, wir waren mit einander in die Schule gegangen, und freuten uns, daß wir jetzt auch unsere Lehrjahre mit

einander zubringen sollten. Als unsere Dienstzeit zu Ende war, machten wir verschiedene Reisen mit einander nach England und Westindien. Ich ward Unteroffizier des Schiffes, und wir waren eben auf einer Reise nach Smyrna begriffen, als uns ein französischer Kaper wegnahm, und nach Port Louis führte. Unglücklicherweise ereignete sich dieß gerade zu einer Zeit, wo Bonaparte keinen Gefangenen-Wechsel eingehen wollte; wir wurden daher weit in's Innere geführt, und in der Festung Breal eingesperrt. Ich will Sie nicht mit der Geschichte der Grausamkeiten hinhalten, die wir während unserer fünfjährigen harten Gefangenschaft zu erdulden hatten; genug, ich und Lutbert ergriffen mit einander die Flucht, und nach den unsäglichsten Anstrengungen und öfterer Lebensgefahr erreichten wir St. Malo. Wir giengen sogleich in den Hafen, wo wir uns eines Schifferbotes bemächtigten und in's weite Meer hinausfuhren. Den andern Tag empfing uns ein Westindienfahrer, welcher nach Savanah-la-Mer bestimmt war. Der Kapitän kaufte uns unser Boot ab, und nahm uns freudig an Bord.

Bei unserer Ankunft im Hafen fanden wir, daß die Ruhr in einem solchen Grade wüthete, daß wir in Kurzem den Unteroffizier mit zwei Drittel der Mannschaft begruben. Der Kapitän bot mir dessen Stelle an, welche ich freudig annahm, und ich erhielt Befehl, das Schiff nach Mandego-

Bay zu steuern, um dort unsere Ladung zu empfangen. Luthbert hatte gleichfalls die Führung eines Schooners nach Schottland erhalten. Eines Tags, als der größte Theil unserer Mannschaft am Ufer war, besuchte er mich.

Wir sprachen von Mancherlei, und auch von unserer Trennung. „Ich wollte ich könnte dich bereden, Hanns, sagte Luthbert, deine Stelle hier aufzugeben, und mit mir heimzufahren. Einer von euren vorigen Matrosen hat mir gesagt, das Schiff würde nie Alt-England wiedersehen, denn alle Ratten hätten es verlassen, und du weißt so gut wie Einer, daß das Ende eines Schiffes nicht weit entfernt ist, wenn diese sich davon machen." Nun so laß sie gehen, erwiederte ich, es soll mir lieb seyn, wenn ich keine mehr zu sehen bekomme. Ich weiß, es ist ein gemeiner Glaube bei den Seeleuten, aber hältst Du mich für einen solchen Narren, daß ich glauben sollte, ein solches Ungeziefer könne das Schicksal eines Schiffes voraus wissen? Nein, ich habe mein Wort gegeben und will es halten. — Aber höre mehr, fiel er mir in's Wort. Vor vielen Jahren verließ dieses Schiff Panama mit einer Ladung Gold für die Londoner Kaufleute. Die Mannschaft brachte den Kapitän um, bemächtigte sich des Goldes und des Schiffes, und sie wurden Seeräuber. Lange trieben sie dieses Handwerk, bis sie von einer Kriegsschaluppe gekapert und die Meisten aufge-

knüpft wurden. Seit dieser Zeit spuckt des Kapitäns Geist auf diesem Schiffe, läßt sich aber nie sehen, als wenn der Mannschaft ein Unglück bevorsteht. Der Matrose, mit dem ich gesprochen, sah ihn die Nacht, ehe wir nach Savannah kamen und der Tod unserer Matrosen folgte darauf. Ich konnte mich über den Ernst, womit er diese Geschichte erzählte, nicht des Lachens enthalten, welches ihn etwas verdroß. Endlich ward ich der Unterhaltung müde und wir gingen zu Bette. Ich weiß nicht wie lange ich geschlafen, als mich Luthberth mit heftigem Schütteln weckte und rief: „Steh auf, Hanns, ums Himmelswillen, steh auf! Ich hab' ihn gesehen! — Was hast Du gesehen? fragte ich. Aber der arme Schelm vermochte nicht zu antworten, er war ohnmächtig niedergesunken. Ich hob ihn auf und brachte ihn aufs Verdeck, wo er sich bald erholte. — Nachdem ich zu Bette gegangen, hob er an, fühlte ich mich so unheimlich, es wurde mir so enge und so heiß, daß ich mich endlich entschließen mußte, aufzustehen und auf's Verdeck gehen. Der Mond schien trüb durch die zerrissenen Wolken und es herrschte eine tiefe Stille. Nachdem ich eine Zeitlang auf- und abgegangen, stand ich still und lehnte mich über die Brustwehr hinaus. Zufällig wandte ich den Kopf und es dünkte mir, als sähe ich etwas Weisses hinter mir stehen. Ich fuhr zurück und rieb mir die Augen, — jetzt konnte ich deutlich ein todten-

blasses Menschengesicht unterscheiden — die Augen waren gebrochen und starr, wie bei einem Todten und über der Stirne war es wie eine blutige Wunde. Mit der Anstrengung der Verzweiflung raffte ich mich auf und suchte es zu fassen, — aber meine Hände ergriffen Luft. Ich fühlte mich eine Ohnmacht anwandeln, das Schiff drehte sich mit mir um und wie ich hinabgekommen, weiß ich nicht." Ich suchte ihm den Gedanken auszureden, daß er eine wirkliche Erscheinung gehabt habe. Endlich sprach er: Nun, Hanns, wir wollen nicht mehr darüber streiten. Ich kann nicht sagen, was den Geist hieher gebracht, das weiß ich aber, daß kein Mensch auf der Erde mich bereden soll, daß es eine Täuschung gewesen. Wir müssen uns jetzt trennen, vielleicht auf immer, und ist dem so, und ist es mir gestattet, so verspreche ich, Dir dreimal vor Deinem Tode zu erscheinen, wenn Du mich überleben solltest. Ich lachte und schwur, es würde mich freuen ihn zu sehen, und daß ich mich bis zum letzten Besuche für sicher halten würde. Unsere Leute kamen, wir halfen seinem Schoner aus der Bucht, wünschten ihm Lebewohl und kehrten zu unserem Schiffe zurück.

Ein paar Wochen später verließen auch wir den Hafen. Aber das war eine unglückliche Reise. Wir fielen einem amerikanischen Seeräuber in die Hände, ich wurde durch einen Schuß verwundet und blieb als todt liegen. Als ich wieder zu mir

selbst kam, fand ich das Schiff von aller Mannschaft verlassen und bemerkte, daß sich die Kajüte mit Rauch zu füllen anfing. Ohne zu bedenken, daß ich nur einer andern Todesart entgegen eilte, sprang ich nach einem Seile, band es um einen Korb und ließ denselben ins Wasser hinab, schlüpfte ihm dann nach, band ihn los und stieß ihn mit den Füßen vom Schiff ab, während ich mich mit dem obern Theile des Körpers darauf lehnte. Auf diese halbschwimmende Weise trieb ich mich eine geraume Zeit vorwärts, bis ich das Schiff in die Luft fliegen hörte. So ruderte ich fort, bis sich meine Natur erschöpft fühlte, ich vermochte endlich nicht mehr zu widerstehen, das Wasser floß mir um den Mund, gurgelte mir im Halse, schlug über dem Kopf zusammen; ich fühlte, daß ich allmählig hinabsank, als mich plötzlich etwas beim Schopfe faßte und auf die Oberfläche emporriß. Als ich wieder zu mir selbst kam, fand ich mich auf der königlichen Brigg Snarkei von mehreren Personen umringt, die mich erblickt und aufgefischt hatten. Unter den Händen des Wundarztes ward ich bald geheilt und als wir Hallifax erreichten, war ich wieder so gesund wie früher. Bei meiner Heimkehr war Luthberson schon abgesegelt und obgleich wir Beide Clyde Schiffe hatten, so trafen wir doch nie zusammen in dem Hafen und sahen uns auf diese Weise nie wieder.

„Es wird nun acht Jahre seyn, erzählte der

Kapitän weiter, seitdem ich das Kommando des Schiffes Seveen erhielt. Ich segelte in Gesellschaft einer großen Flotte nach Amerika. In der Nähe des Cap Beeten befiel uns ein fürchterlicher Sturm. Die Flotte wurde auseinander geschlagen und jedes Schiff sich selbst überlassen. Nie hatte ich einen solchen Sturm erlebt und solch lange und heftige Blitze gesehen. Auf einmal bemerkten wir ein Schiff, gerade vor uns, durch das Licht, welches er zeigte. Wir suchten es zu vermeiden, als es plötzlich auf die Seite fiel und verschwand. Kaum hatten wir uns zur Seite gewendet, um nicht auf das Wrack zu laufen, als uns ein breiter Feuerstrom dicht bei uns ein gescheitertes Schiff zeigte. Alles war vom Verdeck weggewaschen, außer einem einzigen Mann, der sich an dem Sturmgeländer festhielt. Er blickte an unserer Vorderlaterne hinauf, als wir beinahe bis zum Berühren an ihm vorbeirauschten. Das Licht fiel hell auf sein aufgehobenes Gesicht und ich erkannte meinen Freund Luthberson. Instinktmäßig warf ich mich mit dem halben Leibe über das Geländer hinaus, um ihn aus seiner gefahrvollen Lage zu reißen und rief ihn laut beim Namen. Ich zweifle nicht, daß er die Stimme seines alten Freundes vernahm und erkannte, denn er gab eine schwache Antwort, deren Worte ich nicht zu unterscheiden vermochte; aber ich sah deutlich, wie er die Arme gegen mich öffnete, als wolle

er mich an sich drücken und nach der Heimat hindeutete. Eine Minute später zeigte mir ein anderer Blitz, wie die Spitze seines großen Mastes mitten unter dem Schaum einer ungeheuren Welle verschwand. Die ganze Flotte kam nach dem Sturme glücklich in den Hafen, aber von dem alten Löwen wurde nichts mehr gehört.

„Ein Jahr gieng vorüber, als ich in einem ähnlichen Sturme und zu derselben Stunde den alten Löwen wieder scheitern sah. Auf jener Reise verlor ich mein Schiff. Es bekam einen Leck und wir hatten kaum die Boote erreicht, als es vor unsern Augen unterging. Nach drei Jahren sah ich die Erscheinung wieder und scheiterte auf der Küste von Holland. Diese Nacht habe ich sie zum Letztenmal gesehen. Mein Daseyn geht zu Ende, denn ich darf nicht länger mehr an der Warnung zweifeln. Und es ist besser auf einmal zu sterben, als so in beständiger Todesfurcht zu leben. O, mein Herr! bitten Sie Gott, daß Sie nie den Fluch eines Verurtheilten — das Buch des Schicksals gleichsam aufgeschlagen zu sehen, empfinden. Welch eine Veränderung hat dieß in mir, dem ehemals so leichtherzigen muntern Seemann hervorgebracht!

Hier unterbrach uns des Lootsen Pfeife. Der Kapitän eilte hinweg und ich gieng zu Bette. Als ich am folgenden Morgen aufs Verdeck kam, war eine völlige Windstille eingetreten und jede Spur

vom gestrigen Sturme verschwunden. In einiger Entfernung von uns lag ein anderes Schiff, ebenfalls durch die Windstille festgehalten und wir sahen ein Boot von demselben abstoßen, welches in Kurzem neben uns anlegte. Es waren Bekannte vom Kapitän und dem Fräulein B. auf der Heimreise begriffen und luden uns ein, sie zu ihrem Schiffe zu begleiten und mit ihren Passagieren zu speisen und des Abends zurück zu kehren. Ich schlug die Einladung aus und ging hinab, um Briefe zu schreiben. Aber der Kapitän versuchte vergebens, dem muntern Mädchen die Lust auszureden, auf offenem Meere einen Besuch abzustatten, indem sie nicht begreifen konnte, daß bei so heiterm Wetter Gefahr drohen könne, und da er sie, welche seiner besondern Obhut anvertraut war, nicht allein gehen lassen konnte, so willigte er endlich ein, sie hinüber zu rudern. Ein Boot wird also hinabgelassen, sie stiegen ein und stießen ab. Im Laufe des Tags waren die Schiffe ziemlich weit auseinander getrieben, und gegen Abend erhob sich ein starker Wind; indessen sahen wir, wie unser Boot jenes Schiff verließ, von welchem man ihm eine Abschiedssalve nachfeuerte. Wir fuhren dem Bote entgegen. Aber Stunde auf Stunde verstrich, und wir sahen kein Boot mehr. Die Nacht kam heran, wir kreuzten in allen Richtungen, steckten Lichter auf, feuerten Signale, aber Alles vergebens. Der Tag kam, und wir sahen

keine Spur von ihm, und nie wieder hörten wir etwas von dem Boote und den Passagieren in demselben.

Die Doppelgängerin.

Der verstorbene Geheimerath und Professor Formey zu Berlin, welcher sich als reger Feind alles Aberglaubens und thätiger Beförderer der Aufklärung ausgezeichnet hat, verbürgte die folgende Begebenheit. Eines Tags fuhr die Gräfin L..., welche jung und bei vollkommener Gesundheit war, aus, um an einem andern Orte des Abends zu speisen. Gegen Mitternacht kommt sie ganz heiter nach Hause, und unterhielt sich während des Auskleidens mit der Gouvernantin ihrer Kinder. Als die Gouvernantin entlassen war, geht sie die Treppe hinauf, um sich in ihr Zimmer zu begeben, welches im zweiten Stockwerke lag. Im Hinaufgehen erblickt sie ihre Gebieterin, nicht wie sie dieselbe eben verlassen hatte, schon ausgekleidet, sondern in ihrem völligen Anzuge, so wie sie zu Hause gekommen war. Diese Gestalt geht neben ihr vorbei, und nun bemeistert sich die Furcht der Gouvernantin dergestalt, daß sie kaum vermögend war, ihr Zimmer zu erreichen, wo sie sich gleich niedersetzte und fast ohnmächtig wurde. Gleich nachher kommt die Kammerjungfer, welche

die Dame ausgekleidet hatte, in dasselbe Zimmer hinein, und als sie die Gouvernantin blaß und zitternd findet, so fragt sie: Was ihr sey? — Allein kaum hatte die Gouvernantin gesagt: Ich sah — — — als die Kammerjungfer anfing: Und ich sah auch — — —. Es war ihr nämlich dieselbe Erscheinung begegnet, und hatte sie in keine geringe Bestürzung gesetzt. Nach einiger Ueberlegung über diese auffallende Begebenheit, beschlossen beide, den Herrn vom Hause auf ein paar Worte zu sich bitten zu lassen. Er kommt alsbald. Sie erzählen ihm, was sie gesehen, und in welchen Schrecken sie dadurch gesetzt worden seien. Ohne über die Wirklichkeit der Ursache desselben einen Ausspruch zu thun, ermahnt er sie, als ein vernünftiger Mann, sich zu beruhigen, und ja nichts davon zu sagen, weil seine Gemahlin eine solche Erzählung sich zu Gemüthe führen könnte. Sie versprechen es ihm. Er geht weg. Indessen hatte die Gräfin sich niedergelegt und stand nie wieder auf. In ebenderselben Nacht noch wurde sie krank, und nach acht Tagen starb sie, ohne von der Erscheinung jemals etwas erfahren zu haben.

Diese Begebenheit, setzt Formey hinzu, ist mir von der Gouvernantin mehr als einmal selbst erzählt und betheuert worden. Auch hat der Gemahl der Verstorbenen und die Kammerjungfer

mir deren Aussage bestätigt. Ich finde alle Umstände darin so vollkommen übereinstimmend, als man nur verlangen kann. Wenn allein die Französin die Erscheinung gesehen hätte, so könnte man sie allenfalls ihrer Einbildungskraft zuschreiben, wiewohl man, da sie von gesetztem Charakter war, und sie auch nicht die geringste Veranlassung hatte, nicht einsieht, was sie auf eine solche Vorstellung hätte bringen können. Da aber eben der Fall auch einer andern Person begegnete, die von dem Vorgefallenen nichts wußte, und keineswegs zur Furcht geneigt war, so würde es ungeräumt seyn, hier auf zufällige Ursachen zu verfallen.

Ein merkwürdiger Doppeltraum.

Wohl öfter haben verwandte Gemüther ähnliche Träume gehabt; daß aber zwei Personen denselben Traum, in derselben Nacht, drei Tage vor seiner Erfüllung geträumt haben, dürfte gewiß zu den seltenen Fällen gehören, und ein solcher Traum der Aufzeichnung nicht unwerth seyn. Doch hören wir Herrn Superintendenten, Regierungs- und Consistorialrath Dr. Justi selbst, der den Traum, welchen er und seine Gattin kurz vor dem Verluste eines geliebten Kindes gemeinschaftlich und fast in derselben Stunde träumten, folgendermaßen erzählt:

„Als im Junius des Jahres 1812 mein zweiter Sohn Carl, ein Knabe von früh entwickeltem Talent und hoher Herzensgüte, in seinem neunten Jahre so gefährlich krank darnieder lag, daß der Gedanke an seinen möglichen nahen Verlust bisweilen düster durch meine und meiner Gattin Seele fuhr, wagten wir es aus gegenseitiger Schonung dennoch nicht, das wahrscheinlich baldige Hinscheiden des Kindes laut auszusprechen. Wir beweinten, oft von dem lieben Kranken getröstet, unser Loos im Stillen. In der Nacht vom 17. — 18. Junius hatte ich folgenden unvergeßlichen Traum: Ich führte meinen Carl auf einer blühenden Aue an der Hand; er schritt freudig rasch einher, und sah mich lächelnd an. Wie? rief ich froh, du kannst wieder gehen, lieber Carl? (Schon seit mehreren Monaten war ihm dieß unmöglich gewesen.) Kaum hatte ich ausgeredet, so erblickte ich einen großen prächtigen Pallast vor mir, der Knabe reißt sich von mir los und eilt in jenen Pallast. Ach! sprach ich, du wirst mich doch nicht verlassen? Ich versuchte es, ihm nachzueilen, und kam nicht von der Stelle. In dem schmerzhaftesten Gefühle erwache ich. Schlaf und Ruhe waren entschwunden."

„Um meine Gattin nicht zu betrüben, verschwieg ich ihr diesen leichtzudeutenden Traum. Indessen sitzen wir am Abende desselben Tages noch spät in einer wehmüthigen Stimmung bei-

sammen; wir sprechen von unserm kranken Lieblinge, mein Herz war zu voll, und zum erstenmale spreche ich meine bange Besorgniß um sein Leben aus. Endlich erzähle ich auch mit pochender Brust den in der letzten Nacht gehabten Traum. Aber kaum habe ich die Erzählung geendigt, so thut meine Gattin einen lauten Schrei, und ruft unter heißen Thränen aus: „Mein Gott, denselben Traum hab' ich ja auch in der letzten Nacht geträumt!" Sie ruft sogleich unser Dienstmädchen in das Zimmer, und läßt es ihren eigenen Traum erzählen, den sie ihm gleich am Morgen mitgetheilt, aber auch verboten hatte, ihn mir zu erzählen. Ich fühlte mich tief ergriffen, aber auch das Mädchen wußte sich kaum zu fassen, als es nachher den meinigen erfuhr. Nur im Ausgange des Traumes fand eine kleine Verschiedenheit statt."

Meine Gattin träumte: sie und ihr Mädchen führten unsern Knaben auf einer blühenden Aue an der Hand. Er ging hurtig-rasch; blickte seine Führerin lächelnd an; beide verwundern sich seines raschen Ganges; auf einmal erblickten sie einen großen, prächtigen Palast vor sich. Der Knabe reißt sich von ihnen los, und eilt hinein. Beide eilen ihm nach, finden in dem Palaste eine außerordentlich große Menschenmenge, durchsuchen unter Thränen mehrere Säle, und finden den Knaben nicht. „O! Gott, was wird mein

Mann sagen, daß wir unsern Carl verloren haben!" ruft meine Gattin trostlos aus, und — erwacht. — Drei Tage nach diesem merkwürdigen Doppeltraum, entschlief unser Liebling sanft unter Küssen und Zähren.

Dieser merkwürdige Doppeltraum erinnert unwillkührlich an einen Mann, von welchem der gelehrte und geistvolle Arzt Unger erzählt, daß er ihn selbst gekannt, und welcher bei vier Kindern, so er durch den Tod verloren, jedesmal lange vorher, und da sie noch völlig gesund waren, zum Voraus sagte, daß er sie unfeitig verlieren würde. Von der Prophezeiung des Todes der beiden letzten war Dr. Unger selbst Zeuge. Er stand des Morgens auf, weinte bitterlich, und sagte zu seiner Frau: „Wir werden unser liebes Kind N. nun auch bald verlieren;" welches denn auch beidemale binnen vier Wochen geschah. Seine Anzeige war jedesmal ein Gesicht im Traum, worin er sie entweder bei der Hand spazieren führte, oder auf dem Arme trug, und wo er solche dann plötzlich hinweg fallen sah, so daß sie ganz aus seinen Augen verschwanden, und er sie vergeblich suchte."

Lord Londondery als Geisterseher.

Ein literarisches Werk, welches in London unter dem Namen Album heftweise herauskommt, enthält folgende Geschichte, welche Lord Londondery begegnete, und ein allgemeines Interesse erregte:

„Vor ungefähr dreißig Jahren besuchte derselbe zum erstenmal einen Freund im nördlichen Irland. Das Schloß war eines von der Art, die man als die Wohnung von Geistern beschreibt. Es stand mit vielen historischen Erinnerungen in Verbindung, und der düstere Charakter seiner Bauart, und die Wildheit seiner Umgebung waren dazu geeignet, den Glauben an solche zu bestärken. Auch das Zimmer, das dem Lord angewiesen ward, war von der Art, um jene Gefühle zu nähren. Lord Londondery aber kannte keine Furcht; er begab sich mit der größten Seelenruhe zu Bette. Seine Lichter waren noch nicht lange ausgelöscht, als er ein Licht durch die Vorhänge des hohen Betthimmels über sich glimmen sah. Ueberzeugt, daß kein Feuer im Kamin war, daß die Vorhänge zugezogen, und das Gemach den Augenblick vorhin in völliger Dunkelheit gewesen war, schloß er, daß irgend jemand zufällig in sein Zimmer gekommen seyn müsse; und da er sich schnell nach der Seite hinwendete, von welcher das Licht herkam, sah er — zu seinem

ungemeinen Erstaunen — nicht die Gestalt eines Menschen, sondern die Gestalt eines schönen Knaben, der von den Strahlen einer milden, gemäßigten Glorie umgeben zu seyn schien, die wie das schwache Licht des abnehmenden Mondes blaß von seiner schlanken Gestalt ausgingen, und die Gegenstände, die ihm zunächst waren, schwach aber deutlich unterscheiden ließen. Der Geist stand in geringer Entfernung vom Bette. Gewiß, daß seine eigenen Sinne ihn nicht täuschten, aber vermuthend, daß irgend einer von den vielen Gästen, die sich eben mit ihm im Schlosse befanden, seinen Scherz mit ihm treibe, ging der Lord auf die Gestalt los. Diese zog sich vor ihm zurück, und so wie er sich langsam näherte, entfernte sie sich auch mit gleichen Schritten von ihm, trat in das Kamin und versank in die Erde. Der Lord begab sich wieder zu Bette, aber nicht zur Ruhe. Die außerordentliche Begebenheit, die ihm eben widerfahren, beschäftigte ihn die ganze Nacht — war es Wirklichkeit? war es Täuschung? war es Betrug? Dieß waren die Fragen, die der Reihe nach seinen Geist beschäftigten. Indessen beschloß er am Morgen nichts zu erwähnen, bis er die Gesichter seiner Hausgenossen gemustert hätte, um zu sehen, ob er nicht den lächelnden Triumph eines gelungenen Scherzes darin bemerkte. Beim Frühstück aber ging alles seinen gewöhnlichen Gang; die Unterhaltung floß rasch von den Lippen, und

nirgends zeigte sich der Zwang, welcher das Bewußtseyn irgend eines Geheimnisses voraussetzen ließ. Zuletzt also, nach gehöriger Einleitung, erzählte der Lord seine Geschichte. Die fremden Zuhörer waren mit ihm überzeugt, daß ihm irgend ein Betrug gespielt worden sey. Endlich unterbrach der Hausherr, der mit seiner Familie bisher stille zugehört hatte, ihre Muthmaßungen, indem er sagte: „Der Vorfall, den Sie eben erzählt, muß natürlicherweise alle diejenigen befremden, die nicht lange in meinem Schlosse gewesen, und denen die, mit unserer Familie verknüpften Sagen unbekannt sind; für die, welche sie kennen, muß diese Begebenheit ein neuer Beleg zu der Sage werden, die schon lange von jenem Zimmer umgeht. Sie haben den strahlenden Knaben gesehen, und es ist eine Vorbedeutung vom besonderen Glücke; — ich wünschte aber sehr, daß der Sache nicht weiter erwähnt würde."

Die verabredete Erscheinung.

Es war in Königsberg seiner Zeit eine überall bekannte und ruchbare Sache, daß der jüngere Dr. Dreyer seinen Vater auf dessen Todbette ausdrücklich ersucht hatte, daß er ihm drei Tage vor seinem Tode erscheinen möchte, welches ihm denn der Vater auch heilig versprochen hatte.

Zwei Jahre hierauf ward gedachter Dr. Dreyer krank, doch so, daß Niemand seine Krankheit für gefährlich hielt, indem er noch ein starker junger Mann und erst etliche dreißig Jahre alt war. Während dieses seines Krankenlagers nun besuchten ihn eines Tages verschiedene seiner guten Freunde. Beim Abschiede wurden solche von seinen Hausgenossen und Bedienten bis zur Hausthüre begleitet, so daß sich für diesen Augenblick der Patient ganz allein im Zimmer befindet. Wie aber die Domestiken wieder zurückkommen, treffen sie ihn sehr alterirt, ganz blaß, entstellt und in einem merklich veränderten Zustande an, von demjenigen, worin sie ihn kaum vorher verlassen hatten. Auf Befragen erzählte er mit zitternder Stimme: Sein seliger Vater sey ihm während der Zeit erschienen, und nun werde er der getroffenen Verabredung gemäß unfehlbar über drei Tage sterben müssen, wobei er, (der Kranke) die Warnung hinzufügt, daß doch ja Niemand dergleichen von Sterbenden verlangen möchte, weil er bei Erscheinung seines Vaters selbst in Schrecken und Entsetzen gerathen, und auch der Geist oder die Gestalt seines Vaters ihm wehmüthig vorgekommen, woraus er schließe, daß derselbe nur höchst ungerne seinem Versprechen nachgekommen, und noch einmal auf dieser Welt erschienen seye.

Drei Tage nach dieser Erscheinung starb der junge Dr. Dreyer.

Die Mutter und ihr Sohn.

Folgende Geschichte entlehnen wir aus Hogg's Winter Evening Tales eallected amang the Cothages in the sauth of Scottland, wie sie ein reisender Engländer daselbst erzählt:

„Ich hörte von einer alten Frau, die eine einsame Hütte am Ende eines Seearmes, den man Loch Kios nennt, bewohnte, und jede Nacht von einem Geiste besucht wurde. Ich beschloß die Stelle zu sehen, um, wo möglich, eine Nacht in der Hütte des Weibes zuzubringen. Demnach ging ich über eine rauhe pfadlose Strecke, bis ich beim Einbruch der Nacht diese Hütte erreichte. Hier setzte ich mich nieder, und stellte mich so müde, als wenn ich gar nicht mehr weiter zu gehen vermöchte. Keines von uns verstand ein Wort von der Sprache des andern, folglich konnten wir uns nur durch Zeichen gegen einander verständlich machen.

Noch ehe ich eintrat, hörte ich einen Coronach oder Klaggesang singen, und als ich hineinkam, fand ich eine elende alte Frau, doch gut gekleidet, mit dem Flicken eines Mantels beschäftigt, wobei sie in traurigen Tönen fortsang, und beides hielt ihre Aufmerksamkeit so sehr gefesselt, daß sie kaum die Augen von ihrer Arbeit aufhob, als ich zu ihr trat. Das Schicksal dieser unglücklichen Frau war dieses: „Sie war mit

einem einzigen Sohne, damals noch ein Säugling, als Wittwe hinterlassen worden; er wurde unter ihrer Pflege ein Mann, und die, zwischen Beiden bestehende, Liebe, wie es sich erwarten läßt, war von keiner gemeinen Natur. Er war ein liebenswürdiger und unternehmender Jüngling; als er aber einst mit einigen unternehmenden Gefährten auf den Fischfang gefahren war, kehrte er nicht mehr zurück, und es herrschte der Verdacht, er sey ermordet worden. Denn das Wetter war so milde gewesen, daß ihm schwerlich ein Unglück auf dem Meere hatte begegnen können. Als aber die Mutter hörte, daß sie ihren Liebling und einzige Stütze auf Erden verloren, kannte ihr Schmerz keine Grenzen, und sie raſete, betete und rief ihn eins ums andere beim Namen, und beschwor ihn bei allen Heiligen, er möchte ihr erscheinen und sagen, ob er glücklich sey, und was ihm widerfahren. Diese wiederholten Beschwörungen bewogen den Todten zur Rückkehr. Der Geist ihres Sohnes erschien ihr jede Mitternacht, und sprach mit ihr von der Welt jenseits des Grabes. In diesen Unterhaltungen fand sie ihr Glück; für alles Andere hatte sie keinen Sinn."

Dieß war die grause Geschichte, die man hier von diesem bedauernswerthen alten Mütterchen erzählte, und die mich zu dem Besuche bei ihr verleitete. Sobald ich den Gegenstand meiner Neugierde gesehen, erwachte der Verdacht in mir,

sie möchte wahnsinnig, und die ganze Erzählung von ihr eine Geburt ihres Wahnsinns seyn. Ich bemerkte auch, daß bei all dem Eifer, mit dem sie den Mantel flickte, sie doch nicht weiter kam, indem sie Stücke Tuch zerschnitt, um sie einem Riß anzupassen, den sie nun immer größer machte. Man sah ganz deutlich, daß es ihr entweder gänzlich an Gedanken fehlte, oder daß sie auf einen ganz anderen Gegenstand gerichtet waren, als der, welchen sie vor sich hatte.

Die Nacht kam heran, und sie nahm noch immer keine Kenntniß von mir. Sie machte mir weder ein Zeichen, mich auf das einzige Bett, das die Hütte enthielt, niederzulegen, noch dazubleiben, oder wegzugehen.

Das Mütterchen, welches beim Feuer saß, faltete jetzt ihre Arme auf den Knien, legte den Kopf darauf, und verfiel in einen tiefen Schlaf. Ich wickelte mich in meinen Offiziersmantel, und warf mich auf das Strohlager, aber in einer solchen Stellung, daß ich jede Bewegung von ihr, und jeden ihrer Blicke beobachten konnte. Gegen 11 Uhr wachte sie auf und stöhnte, als wäre sie am Verscheiden; alsdann kniete sie auf den Ofensitz nieder, und schien zu beten.

„Als sie sich wieder gesetzt hatte, beobachtete ich ihre Gesichtszüge und Blicke, und gewiß hatte ich nie vorher so etwas Gespenstisches gesehen. Das verzogene wilde Antlitz, die ängstliche und furcht-

bare Art, mit welcher sie nach allen Seiten die Blicke umherwarf, als suche sie Jemand, den sie vermisse, machten einen solchen Eindruck auf mich, daß sich mir das Haar in die Höhe sträubte, ein nie vorher gehabtes Gefühl, denn abergläubische Furcht hatte sich nie meiner zu bemächtigen vermocht. Aber hier konnte ich ihrer nicht Meister werden, und wünschte mich weit weg.

Aus den Blicken der Alten ließ sich deutlich wahrnehmen, daß sie einem Besuch entgegen sah, und ich wurde völlig überzeugt, daß ich einen Geist würde zu sehen bekommen. Vor einem menschlichen Wesen war mir nicht bange, denn ich hatte ein paar geladene Pistolen und einen Säbel bei mir, und da Niemand herein kommen konnte, ohne dicht vor meinem Lager vorbei zu gehen, so traute ich mir zu, ich würde sehen können, wer und was es sey.

„Ich hatte meine Augen von dem Weibe abgezogen und auf die Thüre gerichtet, von woher ich Stimmen zu vernehmen glaubte. Plötzlich hörte ich aber, daß die Stimmen von der andern Seite herkamen, und als ich meinen Kopf umdrehte, sah ich eine Leiche ihr gerade gegenüber sitzen, die, wie ich vermuthen mußte, die Erscheinung ihres Sohnes war. Die Gestalt war in ein grobes, weißes Betttuch eingehüllt, und hatte ein Tuch von derselben Farbe um den Kopf gewickelt; dieses war, als wäre es so eben geschehen

hen, über die Stirn in die Höhe geschoben, und zeigte die blassen, versteinerten Züge, in welchen sich weder Augenlied noch Lippe bewegten, obgleich die Gestalt zu wiederholten Malen mit vernehmlicher Stimme sprach. Das Gesicht war nicht nur blaß, sondern eine helle, gelbliche Weiße lag darüber verbreitet, welche, von den Strahlen der Lampe erleuchtet, Entsetzen in das Herz des Anschauers goss. Auch war das Grabtuch von dem Knie herabgefallen, und ich sah die nackten Beine und Füße mit derselben Todtenfarbe bedeckt. Das Weib hatte die Arme nach der Gestalt ausgestreckt, und das Gesicht aufwärts gewendet, dessen Züge von einem wüthenden Schmerz zerrissen zu seyn schienen. Meine Sinne wurden nun so verwirrt, daß ich in eine Art von Betäubung fiel, worin ich weder Hand noch Fuß zu rühren vermochte. Ich weiß nicht, wie lange die Erscheinung dablieb, denn das Erste, dessen ich mich wieder erinnerte, war, daß ich durch einen schwachen Schrei, den ich mehreremale in meiner Betäubung gehört hatte, fast wider Willen zu mir kam, und als ich umblickte, das alte elende Geschöpf mit dem Gesichte auf dem Boden liegen sah, wo sie mit schwachen, gichterischen Bewegungen den Sitz umfaßte, auf dem ihr Sohn gesessen hatte. Mein Mitleiden siegte jetzt über meine Furcht; denn das Weib schien sich am Rande des Lebens zu befinden. Ich hob sie auf, und fand,

daß alle ihre Leiden ihr Ende erreicht hatten — die Gelenke hatten die Festigkeit verloren, und der kalte Todesschweiß stand auf Händen und Stirn. Ich brachte sie auf das Lager, von dem ich aufgestanden war, und konnte kaum glauben, daß ich einen menschlichen Körper trug — denn er war nicht viel schwerer, als ihre leeren Kleider würden gewesen seyn. Nachdem ich sie niedergelegt, holte ich das Licht, um zu sehen, ob noch irgend eine Hoffnung zum Aufleben da sey — sie lebte noch, das war alles, was man von ihr sagen konnte, und mit einem resignirten, aber schrecklichen Lächeln, und einem Kopfschütteln gab sie den Geist auf."

„Ich wußte nicht, was ich thun sollte, denn stockfinster war die Nacht; und wohin sollte ich mich wenden, da ich gesehen hatte, daß die Hütte ringsum von steilen Ufern und geschlängelten Meeresbuchten umgeben war? — ich beschloß daher dazubleiben, in der Hoffnung, es werde bald tagen."

Ich mochte wohl eine Stunde, ohne meine Stellung zu verändern, mit, von der Leiche abgewandtem Gesichte dagesessen haben, als mich ein Rasseln in dem Bette, worauf diese lag, aufmerksam machte. Als ich mich umsah, erblickte ich mit Entsetzen, daß sie aufrecht im Bette saß, und, wie sie im Todeskampfe gethan, mit dem Kopfe schüttelte, während sie die Hände nach dem Feuer-

heerde ausstreckte. Jetzt dachte ich, das Weib sey ins Leben zurückgekehrt, und sah ihr deßwegen scharf ins Gesicht, aber es war noch immer das Gesicht einer Leiche, denn von den starren aufwärts gedrehten Augen sah man nur das Weiße, der Mund stand offen, und alle die andern Züge waren für immer versteinert. Da ich bemerkte, daß die Leiche mit den Kopfbewegungen fortfuhr, hob ich die Lampe auf und sah schaudernd umher, und erblickte die vorhergesehene Gestalt auf demselben Sitze und in derselben Stellung hingelehnt, nur daß sie das Gesicht gegen das Bett gekehrt hatte."

Diesen Anblick vermochte ich nicht länger mehr auszuhalten; ich stürzte zur Thüre hinaus, und lief, ohne zu sehen, wohin.

Nach langem und gefahrvollem Umherirren kam ich zu einem zerstreut liegenden Weiler. Hier fand ich einen Mann, der Soldat gewesen war, und etwas gebrochen englisch sprach, durch dessen Hülfe ich die Bewohner des Orts zusammenbrachte. Sie kehrten zur Hütte zurück. Hier fanden wir die Leiche des Weibes kalt und steif, gerade auf derselben Stelle, und in derselben Lage, wie ich sie zuerst aufs Bett gelegt hatte."

Todes Ankündigung.

Der Baron von K... hatte die Gewohnheit, sowohl sich selbst, als Andern von Zeit zu Zeit die Haare vom Nacken kopfaufwärts zu streichen. Sein Freund, der noch lebende Graf von M. mochte dieß nicht leiden, und verbat sich solches mehrmals allen Ernstes, aber stets ohne Erfolg. Da erklärte er demselben endlich mit bestimmten Worten, er werde sich diese Sitte, welche ihm äußerst unangenehm sey, nicht mehr gefallen lassen. Gut, sagte Baron von K... etwas empfindlich, so werde ich dir das Haar noch einmal in die Höhe streichen, du magst es leiden wollen oder nicht und — sollte es in der Stunde meines Todes seyn.

Beide lachten und Graf M. äußerte scherzend, wenn er ihm bis dahin Ruhe lasse, dann möge er, wenn er könne, seine Drohung immerhin erfüllen, und somit war die Sache lachend abgethan. Ein paar Jahre darauf ward Baron K... plötzlich krank, ohne daß Graf M. etwas davon erfuhr.

Früh Morgens, eben im Begriffe aufzustehen, thut Graf M. auf einmal einen lauten durchdringenden Schrei. Was ist's! ruft dessen Gemahlin, und eilt zum Bette. „Und hast du es denn nicht gehört?" sagte er, eben hat mir eine eiskalte Hand mit den Worten: „So stirbt

man!" meine Haare von dem Nacken in die Höhe gestrichen. Er erinnerte sich jenes Scherzes augenblicklich, und setzte, gegen seine Gemahlin gewandt, betroffen, und nicht ohne sichtbare Gemüthsbewegung hinzu: „Unser Freund hat Wort gehalten — jetzt ist sein Scherz, seine Drohung erfüllt — ja, ja, er ist gewiß in diesem Augenblicke gestorben." — Man stelle sich Beider Erstaunen vor. Tag und Stunde des bewunderungswürdigen Auftritts werden auf der Stelle aufs Genaueste aufgezeichnet. Nach ungefähr acht bis zehn Tagen kommt die Nachricht von seinem Tode. Er war in derselben Stunde gestorben.

Obige Geschichte ist durch glaubwürdige Personen über allen Zweifel gesetzt. Freiherr von Venningen und seine Gemahlin, so wie Herr Hofrath Heker bestätigen sie aufs feierlichste.

Die Erscheinung auf der Landstraße.

Daß Thiere, besonders auch Pferde, bisweilen Dinge sehen, welche der Mensch selbst oft nicht sieht, dieß ist durch mancherlei merkwürdige Vorfälle bestätigt, und wir selbst haben schon in der Erzählung vom schwarzen Ritter ein Beispiel hievon gegeben: Folgender Vorfall ist ein neuer Beweis hievon:

Eine Dame in der Gegend von Lindheim ritt vor nicht gar langer Zeit bei hellem lichtem Tage auf einem wohlgelernten, oder schulgerechten Pferde auf offener Straße über eine Stelle, die das Pferd wohl schon hundertmal ruhig und ohne Anstoß gegangen war. Auf einmal stutzt das Thier und ist nicht von der Stelle zu bringen, schnaubt und beginnt sich in die Höhe zu bäumen. Die Dame macht wiederholte Versuche es zu nöthigen, auf dem gewöhnlichen Wege fortzugehen. Aber aller Anstrengungen ungeachtet umsonst! Auf einmal thut es schnaubend einen Sprung zur Seite, offenbar nur, um nicht auf dem gewöhnlichen Wege fortgehen zu müssen, und ist dann alsobald, wie sonst immer, wieder ruhig und folgsam. Jetzt sieht sich die Dame nach der Straße noch einmal um und — sieht mitten darauf starr und bewegungslos einen langen hageren Mann in einem weißen Gewande stehen. Die Dame, welche diese Zeilen vielleicht selbst lesen wird, ist aufgeklärt und muthvoll, und glaubte an keine Erscheinungen, aber jetzt wurde sie von einem unwillkührlichen Schauer überrascht. Sie blickt einen Augenblick darauf noch einmal zurück, und — nun ist nichts mehr von der wunderbaren Gestalt zu sehen. Und doch war der Schauplatz dieser Erscheinung eine vollkommene Ebene, ohne Hohlwege, ohne Wald, ja ohne Bäume sogar, wo es unmöglich ist, daß

ein lebendes Wesen so plötzlich den Blicken hätte entschwinden können.

Das zweite Gesicht.

Eilftes Beispiel.

Bei dem Krämer und Gastwirth Ludwig Susemihl im Kleiseerkoge diente vor einigen Jahren ein Mädchen aus Jütland, Namens Hanna, welche sehr häufig das zweite Gesicht zu haben pflegte. — Eines Abends, als in der Nachbarschaft zu beiden Seiten schon Alle ruhig schlummern, bittet sie ihre Wirthin, bei dem schönen Wetter noch ein wenig mit ihr auszugehen, wozu diese sich gleich bereit finden läßt. Beide sind aber kaum fünfzig Schritte vom Hause entfernt, als sie sich schweigend auf den Teich niedersetzt und auf Befragen ihrer Herrin, warum sie sich sobald niedersetze, zur Antwort giebt: sie möchte nur schweigen, denn es gäbe da Etwas zu sehen. Nachdem sie sich eine gute Weile in ihren Anschauungen verloren gehabt hatte, spricht sie: Gott bewahre die Menschen daneben vor einem Unglück! Eben ward eine Leiche auf den Wagen gesetzt, worauf man mit derselben ohne alles Gefolge davon fuhr. Es kann keine Person aus dem Hause seyn, da ich sonst die Begleitung hätte

sehen müssen. Um jedoch die Richtigkeit meiner Aussage beurtheilen zu können, brauchen Sie nur auf folgenden Umstand zu achten. Unsere Nachbarin Antonie Möllers kommt wieder aus dem Hause und legt ein weißes Tuch auf den Sarg. — Nicht lange darnach ereignete es sich, daß der Schwiegervater des Mannes, an dessen Hause sie die Erscheinung wahrgenommen hatte, in der Nähe mit dem Wagen umwarf und dabei den Hals brach. Dieser ward nun in des Schwiegersohnes Haus gebracht und am dritten Tage darauf als Leiche nach seinem drei Meilen entlegenen Gute Feesmark gefahren, um in seiner eigenen Gemeinde beerdigt zu werden. Der Hauslehrer des Verunglückten, Martin Petersen, welcher beim Umwerfen mit auf dem Wagen gewesen war, erfuhr nun von der Madame Susemihl das Gesicht der Hanna. „So will ich, erwiderte er, es doch wenigstens zu verhüten suchen, daß Antonie Möllers ein weißes Laken über den Sarg breiten soll, erinnert sich auch am Morgen der Abfahrt treulich seines Vorsatzes und versteckt das dazu in Bereitschaft gelegte Laken, wie es eben gebraucht werden soll. Als Antonie Möllers es an dem frühern Orte vermißt, eilt sie nach dem Leichenwagen und glaubt, jemand anders werde es vielleicht schon aufgelegt haben; wie sie es aber auch hier nicht findet, geht sie geschwind wieder ins Haus, und erhebt ein so ängstlich durchdrin-

gendes Geschrei, daß der Lehrer erschrickt, das Lakken schleunigst wieder herbeiholt, und es ihr selbst darreicht.

Zwölftes Beispiel.

Paul Brederſen in dem Dorfe Bramſtedt, Amts Tandeen, der Gemeinde Ludelund, hatte einst auf dem, eine halbe Meile langen Kirchwege das Gesicht eines Leichenzuges, in welchem er nicht nur sich selbst nebst den übrigen Personen des Gefolges, sondern auch den Wagen seines Nachbars, Chriſtian, so wie die weißen, einem andern im Dorfe wohnenden Manne gehörigen Pferde genau erkannte. Als er dieß Gesicht (er hatte es am hellen Nachmittage gesehen) zu Hause erzählte, theilte sein Sohn es einigen Andern mit, wodurch es im Orte bald ruchbar wurde. Aus Allem zu schließen, sagte der Seher, sey es die Leiche der alten Mutter seines obenerwähnten Nachbars. Ueberdieß gab er noch einen Umstand an, den man der nachherigen Beachtung besonders werth fand. Dieser bestand nämlich darin, daß sein Nachbar, auf der nördlichen Seite des Kirchweges neben einem Andern gehend, sich an einer bezeichneten Stelle quer über den Weg nach der entgegengesetzten Seite verfügen werde. Nach drei Wochen starb die alte Mutter des Nachbars. Am Beerdigungstage wurden die braunen Pferde

des Sohnes vorgespannt, die Leiche auf den Wagen gesetzt, und man fuhr schon mit derselben ab, als plötzlich das eine der Pferde erkrankte, sich niederwarf und nicht von der Stelle zu bringen war. Eiligst schickte man in das, nur aus 12 Häusern bestehende Dorf, um andere Pferde zu bekommen, wo nun außer dem weißen Paar keine zu haben waren, da die andern sämmtlich zur Feldarbeit gebraucht wurden. Ebenso gieng nachher der Sohn der Verstorbenen an der angegebenen Stelle quer über den Weg nach der andern Seite, und alle vorausgesagten, auch die kleinsten Umstände, giengen in Erfüllung.

Einige Beispiele des zweiten Gesichts aus Hochschottland und den westlichen Inseln.

Erstes Beispiel.

Daniel Bow, ein Einwohner zu Bornskittag, der einer von den zuverläßigsten Sehern der Insel ist, sagte den Tod einer jungen Weibsperson binnen weniger als vier und zwanzig Stunden mit der bestimmtesten Gewißheit voraus. Sie befand sich, als er die Erscheinung hatte, noch bei vollkommener Gesundheit, starb aber einige Stunden nach der Erscheinung mitten unter ihren ländlichen Arbeiten plötzlich auf dem Felde. Die Ue-

berzeugung dieses Sehers gründete sich darauf, daß er das Leichentuch unmittelbar um ihren Kopf gewickelt gesehen hatte.

Zweites Beispiel.

Daniel Nicholsen, Prediger zu St. Mary auf der Insel Skye, dem Kirchspiel, in welchem Herr Archibald Mac-Donald, einer der berühmtesten Seher, wohnte, erzählt, daß er eines Sonntags nach der Predigt in der Capelle Uge eigends Veranlassung genommen, diesen Seher zu fragen: ob er das unglückliche Vermögen des zweiten Gesichts noch habe? wobei er den Wunsch ausgedrückt hätte, daß er ihn davon befreit zu sehen wünsche, da es nicht immer ein Kennzeichen eines wahren Christenthums wäre. Herr Archibald habe aber seine Frage übel aufgenommen, und ihm geantwortet: Er hoffe, daß er weder unglücklicher, noch unfrommer seyn werde, als jeder andere seiner Mitbürger und Nachbarn, weil er sehe und wahrnehme, was jene nicht sehen und nicht wahrnehmen. Ich hatte, setzte er in bestimmtem, seiner Sache gewißem Tone hinzu, heute so ernsthafte und fromme Gedanken als meine Nachbarn, als ich die Predigt hörte, und doch sah ich eben damals ganz nahe an Eurem Pulte einen todten Körper liegen, und ich versichere Euch, es wird gar bald erfüllt werden, denn ich hatte das

Gesicht bei Tage, und, wie gesagt, während der heutigen Predigt. Es war, fuhr Herr Nicholsen fort, damals kein Mensch im ganzen Kirchspiele krank, und Wenige, ja bisweilen in einem ganzen Jahre Niemand, pflegen überhaupt in die kleine Capelle begraben zu werden. Nichts destoweniger, als Herr Nicholsen vierzehn Tage, oder drei Wochen längstens nachher wieder in dieselbe Capelle kam, fand er mit Verwunderung, daß indeß Jemand oben auf dem von Archibald bezeichneten Fleck begraben worden war.

Drittes Beispiel.

Der Hauptmann Leathes, Befehlshaber zu Bellfast, verlor auf einer Reise durch einen heftigen Sturm dreizehn Mann. Bei seiner Landung auf der Insel Man kam ihm sofort ein alter Priester entgegen, der sein erlittenes Ungemach, und daß er dabei dreizehn Mann eingebüßt hätte, bedauerte. Der Hauptmann fragte ihn mit größter Verwunderung: Woher ihm dann solches bekannt wäre? — Der alte Priester antwortete: Durch dreizehn Lichter, welche er im zweiten Gesicht auf den Kirchhof habe kommen sehen.

Viertes Beispiel.

Einige von den Einwohnern von Harries, welche die Insel Skye umsegelten, um nach dem gegenüber gelegenen festen Land von Schottland

zu reisen, wurden durch die Erscheinung zweier Menschen, so sie an dem Mastbaume aufgehenkt erblickten, ungemein erschreckt. Es war ihnen unmöglich zu errathen, was dieß eben so seltsame, als furchtbare Gesicht wohl zu bedeuten haben möchte. Sie setzten inzwischen ihre Reise fort, weil ihnen aber der Wind zuwider war, sahen sie sich genöthigt, zu Brandfort auf der Insel Skye zu landen, wo sie den Herrn Donald Mac-Donald antrafen, der daselbst einen Gerichtstag hielt, an welchem gerade zwei Verbrecher waren zum Strang verurtheilt worden. Und da wurden denn nun eben die Seile und derselbe Mastbaum des Schiffes zur Aufhenkung jener Missethäter gebraucht. — Diese Erzählung ist von mehreren Personen verbürgt, welche sich selbst auf dem Schiffe befanden.

Beispiele des zweiten Gesichts aus verschiedenen andern Ländern.

Erstes Beispiel.

Zwei Tage nach seiner Ankunft zu Paris blieb Dr. Donne in dem Zimmer allein zurück, in welchem er mit Robert Deury und einigen Andern das Mittagsmahl eingenommen hatte. Letzterer kam nach etwa einer Stunde wieder in das Zimmer. Hier fand er seinen Freund in

großer Aufregung, und dessen Gesichtszüge so verändert, daß er ganz erstaunt war. Der Doctor war eine Zeit lang völlig außer Stande, auf die Frage zu antworten: Was ihm dann begegnet wäre? Geraume Zeit nachher antwortete er endlich ganz bestürzt und verstört:

„Ich habe eine furchtbare Erscheinung gehabt, seitdem Sie weg waren. Ich habe meine Frau zweimal mit herabhängenden Haaren und mit einem todten Kind in ihren Armen im Zimmer an mir vorübergehen sehen. Robert antwortete hierauf: „Fürwahr, Sie haben in meiner Abwesenheit geschlafen und einen schweren Traum gehabt, an den ich Sie nicht mehr zu denken bitte, weil sie jetzt wachend sind."

Donne erwiderte: „Ich weiß es so gewiß als ich mein Leben habe, daß ich während Ihrer Abwesenheit nicht schlief, und eben so gewiß weiß ich, daß sie, als sie mir zum zweitenmale erschien, stille stand, mir in's Gesicht sahe, und dann verschwand."

Man schickte sofort einen Diener nach Deury Sause ab, um sich zu erkundigen, ob Madame Donne noch am Leben seye, und wie sie sich befinde. Der Bote kehrte mit der Nachricht zurück, daß er sie krank und bettlägerig angetroffen habe, und daß sie nach langen und heftigen Schmerzen endlich von einem todten Kinde entbunden worden sey.

Es ergab sich auch, daß ihre Niederkunft an demselben Tage und zu eben der Stunde erfolgt war, als dieses Gesicht zu Paris stattfand.

Zweites Beispiel.

Folgendes Gesicht, welches mitten in Deutschland stattfand, von mehreren Geschichtschreibern berichtet wird, und wovon sich eine, von der Schwester des verstorbenen Fürstbischofs selbst beglaubigte, genaue Erzählung in den Archiven des Klosters Unterzell befundet hat, verdient gleichfalls hier Erwähnung.

Als der Fürstbischof von Würzburg, Conrad Wilhelm, im Jahr 1684 den 14. Julius bei noch guter Gesundheit eine Wasserspazierfahrt nach seinen Garten-Anlagen zu Veits Hochheim anstellte, und bei dem Kloster Unterzell vorbei kam, sah dessen Schwester, welche Priorin des Klosters war, aus den Fenstern desselben eine mit einem schwarzen Leichentuch bedeckte Todtenbahre im Vordertheile des Schiffes, dicht vor ihrem Bruder stehen, der, um die freie und schöne Aussicht zu genießen, diesen Platz auf dem Schiffe gewählt hatte. Sie erblaßte, fuhr bebend zurück und war einer Ohnmacht nahe. Als man sie fragte, was ihr so plötzlich zugestoßen, erzählte sie, was sie gesehen hatte. Die Andern, welche in ihrer Umgebung gewesen waren, hatten nichts davon wahrgenommen. Man suchte sie zu überreden, daß

das Gesicht etwa auf einer Sinnentäuschung beruht haben möchte, und sie ließ es geschehen und schwieg stille.

Aber bereits den 8. September desselben Jahres starb ihr Bruder, der Fürstbischof, nach kurzem Krankenlager.

Drittes Beispiel.

Taubmanns Namen ist bis zu den niedern Volksclassen herab in Deutschland bekannt genug. Dieser witzige, immer muntere Mann erwachte kurz vor seinem letzten Krankenlager einmal, und sah einen Sarg mit einem todten Körper darin vor seinem Bette stehen. Ohne seine Fassung zu verlieren, setzte er sich, vollkommen wachend und seiner sich bewußt, im Bette auf, und beobachtete das unfreundliche Gesicht, da er in dem im Sarge liegenden Todten denn sich selbst erkannte. Mit unverwandtem Blicke schaute er die grausenerregende Erscheinung eine Zeit lang an, bis solche allmählig vor seinen Augen verschwand. Er erzählte sofort mehreren seiner Freunde, namentlich seinem Collegen, dem Professor Erasmus Schmidt, was er gesehen hatte, und daß er, wie er mit der größten Gemüthsruhe hinzu setzte, nunmehr mit seinen Freunden nicht lange mehr scherzen, sondern ohne Zweifel bald sterben werde. — Wirklich starb, betrauert von dem ganzen Curfürstlichen Hofe, an dem er sehr beliebt war, und

seinen vielen Freunden, der jovialische Mann, dessen Scherze und witzige Einfälle so viele erfreut hatten, sehr kurze Zeit nach diesem Gesichte in seinem achtundvierzigsten Lebensjahre, den 24. März 1613. Professor Erasmus Schmidt hielt ihm in der Universitätskirche die Leichenpredigt, woraus vorstehendes genommen ist, und erzählte in dieser die merkwürdige Erscheinung, die er aus seines verstorbenen Freundes eigenem Munde hatte, öffentlich vor mehreren hundert Zuhörern.

Viertes Beispiel.

Zu Helmstadt sah der Famulus des dortigen Professors L. E. im Gesichte einen Sarg, in welchen man einen jungen, ihm unbekannten Herrn legte. Derselbe zeigte es dem Professor und andern im Hause sofort an, welche ihn aber auslachten, und die Erscheinung für einen bloßen Traum ausgaben. Der Famulus aber ließ sich dadurch nicht irre machen, und beharrte auf seinem Vorgeben mit ruhiger Ueberzeugung von der Wirklichkeit des Gesehenen.

Acht Tage hernach bezieht ein junger Graf von Reuß-Plauen die Universität, und nimmt bei demselben Professor Tisch und Logis. Sobald der Famulus dieses jungen Herrn ansichtig wird, bemerkt er mit Verwunderung die vollkommene Aehnlichkeit zwischen demselben und demjenigen, den er im Gesichte hatte in einen Sarg legen sehen. Er

sagt dieses dem Professor, der die Sache nun nicht mehr gerade verlacht, und dem Famulus auf das Ernstlichste einschärft, er solle weiter keinem Menschen etwas davon sagen. Allein der junge Graf verfällt nach wenigen Tagen in eine schwere Krankheit, woran er stirbt, und wird nun ebenso, wie es der Famulus gesehen hatte, in den Sarg gelegt.

Fünftes Beispiel.

In der Familie des Consistorialraths Lysius war die Gabe des zweiten Gesichts erblich, und er selbst, ein freidenkender und höchst aufgeklärter Mann, berichtet hierüber Folgendes:

Das erste Beispiel in diesem merkwürdigen Familienkreise gibt dessen Aeltermutter, Anna Lang, eine sehr gottselige Frau, welche ein Alter, von mehr als neunzig Jahren erreichte. „Diese Matrone," sagt Lysius, hat sehr viele bedeutende Gesichte gehabt, da sie wachend das sowohl bei Tage als im Finstern gesehen, was einige Tage, oder auch längere Zeit hernach wirklich erfüllt worden.

Einst steht sie gegen Abend vor der Thüre ihres Hauses, und schaut die lange Gasse hinauf. Da sieht sie aus dem Posthause eine Leichen-Prozession herauskommen, welche vor ihrem Hause, nach der, nicht sehr weit davon gelegenen Kirche, nahe vorbei geht. Sie kannte zum Theil die vorangehenden Schulknaben, besonders die Schüler der ersten Classe, welche brennende Wachskerzen mit schwar-

zen Flören und auf Blech gemalte Wappen trugen. Sie kannte ihren eigenen Sohn, der als Pastor, und meinen Vater, der als damaliger Diaconus nach der gewöhnlichen Ordnung unmittelbar hinter der Schule hergiengen, auf welche die Leiche, und sodann ein starkes Gefolge von Trauerleuten kam. Weil nun in demselben Posthause Niemand wohnte, der nach den dasigen Rechten mit Flören, Wachslichtern und Wappenbildern konnte begraben werden, so war nicht abzusehen, wie dieses Gesicht in Erfüllung gehen könnte. Indessen erzählte sie dasselbe alsbald ihrer Familie ganz zuversichtlich und ausführlich, welche aber so wenig als sie selbst eine mögliche Deutung herauszubringen im Stande war.

Allein wenige Tage hernach duellirten sich nahe vor der Stadt Flensburg zwei Holsteinische Edelleute auf Pistolen. Der Eine derselben wurde tödtlich verwundet in das Posthaus getragen, woselbst er kurz nachher an der empfangenen Wunde starb, und ganz auf die nämliche Art, wie meine sel. Aeltermutter es im Gesichte gesehen hatte, mit Flören, Wachslichtern und Wappenbildern bestattet wurde.

„Einst will ich," erzählt Lysius weiter, des Abends nach der Mahlzeit aus der Wohnstube heraus und auf mein Studierzimmer gehen, da sahe ich eine, in Parade stehende Leiche, auf eben

die Art, wie dort zu Lande die Leichen mit weiſsen und ſchwarzen Tüchern bekleidet zu werden pflegen, ganz dicht vor der Stubenthüre ſtehen, ſo daß die Leichlacken (Grabtücher) vor dem Fuße des Sarges ſo weit bis vor die Stubenthür hinreichten, daß die Thüre mit genauer Noth geöffnet, und ich kaum hinaus treten konnte. Das Haupt vom Sarge erſtreckte ſich bis an die Treppe, die ich hinauf zu ſteigen hatte, und die Leichlacken noch weiter.

Ich alterirte mich indeſſen gar nicht, ſondern rief nur meiner älteſten Schweſter, und ſah unterdeſſen den Sarg mit ſtarren und unverwandten Augen an.

Als die Schweſter herbeikam, fragte ich dieſelbe: ob ſie auch die Leiche da ſehe? Sie ſah hin, erſchrack, und ging eiligſt zurück, indem ſie mir bejahend zunickte. Ich aber blieb in der halb offenen Stubenthüre ſo lange ſtehen, bis das Geſicht allmählig verſchwand und dunkler und immer dunkler wurde.

Einige Tage ſpäter ſtarb die Großmutter von Lyſius und wurde deren Leiche ohne Vorwiſſen deſſelben und in ſeiner Abweſenheit genau auf ebendenſelben Platz, den unbequemſten in der ganzen Hausflur, geſtellt, und genau auf eben ſolche Art bekleidet, wie ihm einige Tage vorher im Geſicht gezeigt worden, ſo daß nach ſeiner Behauptung im ganzen Vorhauſe kein unbequemerer Platz

hätte gefunden werden, indem derselbe den Eingang zu zwei unentbehrlichen Zimmern beschwerlich machte.

Sechstes Beispiel.

In Frankfurt am Main lebte vor ungefähr zwanzig Jahren die Frau eines wohlhabenden Handwerkers, welche von ihrem fünfzehnten Jahre an von jedem Todesfall, der sich unter ihren Bekannten und Verwandten ereignete, eine Erscheinung hatte. In ihrem fünfzehnten Jahre sah sie ihre Großmutter in einem Zimmer, an einem Nachmittage, wie sie zu Hause zu gehen pflegte; sie glaubte auch es sey die Großmutter, redete sie an, und das Bild verschwand vor ihren Augen; ohne damals noch zu wissen, was es bedeute, glaubte sie, sie hätte sich geirrt, in einigen Wochen darauf war aber die Großmutter, welche bei der Erscheinung noch frisch und gesund war, todt.

Von diesem Zeitpunkte an habe sie öftere Erscheinungen gehabt, und die Erfahrung hat sie gelehrt, daß solche zuverläßig den nahen Tod der erschienenen Person bedeuten. Die Erscheinungen waren aber nicht immer gleich, bald erschien die Person ganz, wie sie im Leben ist, bald nur ein weißes Bild von ihr, welches aber jederzeit die Gestalt einer ihr bekannten Person hatte, deren Tod sie auch immer vorhersagte.

Ein einzigesmal erschien ihr die Leiche von einer lebenden Bekannten völlig angekleidet im Sarge, die übrigen Gesichte, wo sie die ganz angekleideten Gestalten der Personen sah, sind ihr immer rückwärts erschienen, und die weißen Bilder, die sich ihr darstellten, und die Gestalt einer ihr bekannten Person ganz kennbar abbildeten, hatten niemals ein ordentliches Gesicht, sondern das Gesicht war wie ein dunkler Schatten. Ihr erster Mann erschien ihr an einem Nachmittage, vor dem Tisch sitzend, sie redet ihn an, und das Gesicht verschwindet; sie geht, um ihn im Hause aufzusuchen, und man sagt ihr: er sey seit einer Stunde ausgegangen und er komme auch erst nach einer Stunde wieder nach Hause. Auf Befragen bestätigt sich es, daß er nicht zurückgekommen war, und in drei Monaten nach dieser Erscheinung war er todt, bei der Erscheinung aber noch frisch und gesund.

Ein andermal gehet die Frau in die Küche und siehet eines ihrer Kinder unter ihren Füßen liegen, so daß sie der Magd zuruft: thut das Kind hinweg, ich trete darauf. Das Kind verschwand und in vier Wochen war es todt.

Siebentes Beispiel.

Folgendes Gesicht ist aus neuerer Zeit und ist das Faktische desselben ausser allem Zweifel:

Als der Erbprinz von Baden und seine Gemahlin nebst ihrem ältesten Sohne und einer ihrer Prinzessinnen einen Besuch bei der Kaiserin von Rußland abgestattet hatten, brachten sie einige Zeit bei ihren königlichen Kindern in Stockholm zu, wo sie mit rührender Herzlichkeit behandelt wurden. König und Königin hätten sie, wie gerne! auf längere Zeit bei sich behalten, aber die Jahreszeit rückte vor, und die badenschen Herrschaften waren beeilt, noch vor dem Ausbruch des Winters in ihre Staaten zurückzukehren. Dennoch gaben sie den Bitten ihrer Kinder, nur noch vierzehn Tage mit ihnen in Gripsholm zuzubringen, von wo aus alsdann die Rückreise angetreten werden sollte, nach, und man begab sich Anfangs December 1801 dahin.

Die vierzehn Tage waren eine Folge von lauter Ergötzlichkeiten. Es schien gleichsam, als wenn sich beide erhabene Familien über den Schmerz der bevorstehenden Trennung in jenen betäuben wollten.

Eines Abends — es war der vorletzte vor der unglücklichen Abreise, und man saß noch an der Mittagstafel, die sich unter den Ergüssen der Freude und der gemüthlichsten Vertraulichkeit ungewöhnlich verlängerte. Umstände, die beweisen mögen, daß nichts da war, das zu traurigen Ahnungen hätte stimmen können. — An diesem Abend also unterhält sich der Hofcavalier Graf v. F....,

ein Mann von der fröhlichsten Laune, mit seiner liebenswürdigen Tischnachbarin, der Gräfin v. G.... Ihnen fast gegenüber sitzt, mit dem heitersten Gesicht, der Erbprinz von Baden. Plötzlich stockt Graf F.... in seinem Gespräch und erbleicht. „Was ist Ihnen?" sagte die Gräfin, der das auffällt. „Nichts — gar nichts" entgegnete der Graf ausweichend." — Um Gotteswillen reden Sie! Die schnelle Veränderung Ihrer Farbe, Ihr Stocken — das alles ist nicht natürlich." Auf weiteres Drängen der Gräfin gibt endlich der Graf nach, und sagt: Sie sehen doch hier den Erbprinzen von Baden in seiner Uniform, blau mit roth? Nun, eben wie ich den Blick da hinunter, nach seiner Thüre, wende, sehe ich den Prinzen zu derselben Thüre hereintreten, in seiner andern Uniform, grün und gelb. Er sah bleich und matt aus, fiel hin und verschwand. Täuschung war das nicht. — Die Gräfin erschrack; daß der Graf nicht scherzte, war nur zu sichtbar. Beide blieben, so lange die Tafel noch dauerte, meist in Schweigen versunken, und gaben sich beim Aufstehen gegenseitig das Versprechen, vor der Hand mit Niemanden, wer er auch sey, von der ganzen Sache zu sprechen.

Leider blieben sie nur kurze Zeit an dieses Versprechen gebunden! Nach zwei Tagen reiste der Erbprinz von Gripsholm ab. Der geschickteste Kutscher des Hofes fuhr ihn. Unterwegs ist Glatteis;

die Pferde gleiten aus; der Kutscher will ihnen mit Peitschenhieben wieder aufhelfen; sie werfen sich auf die Seite, und der Wagen stürzt in den Graben. Dieser Sturz zog dem unglücklichen Prinzen einen Schlagfluß zu, den, Corpulenz und lebhafte Gesichtsfarbe etwa ausgenommen, früher kein Simptom wahrscheinlich machte.

Sobald die Nachricht von diesem Vorfalle nach Gripsholm gelangte, wollten beide Majestäten sofort nach Arboga zu ihm eilen. Graf F.... dafür haltend, daß nun wohl der Augenblick gekommen sey, wo er jene Uebereinkunft mit der Gräfin G.... brechen dürfe, geht zum König und sagt: „Ersparen sich Ew. Majestät den Schmerz und den Kummer dieser Reise; die letzte Stunde des Prinzen hat geschlagen.“ Nun erzählt er dem König, was ihm zwei Tage zuvor geschehen ist. Dennoch bleibt es bei der Abreise. König und Königin fliegen, so zu sagen, nach Arboga, kommen aber demungeachtet zu spät; der Prinz hatte seinen letzten Seufzer schon ausgehaucht! —

Lord Thomas Lyttleton.

Der Tod des berühmten Lord Lyttleton wird vermuthlich wegen der sonderbaren damit verbundenen Umstände, den meisten Personen in England, welche sie gehört haben, noch im Ge-

dächtnisse seyn. Er versicherte, sein Tod und die Zeit, wenn er sich ereignen würde, sei ihm vorausgesagt worden. Ungefähr eine Woche, ehe er starb, legte er sich völlig gesund zu Bette, konnte aber nicht gleich einschlafen. Nicht lange, nachdem sein Bedienter aus der Stube war, hörte er Jemand am Fuße des Bettes gehen. Er richtete sich auf, um zu sehen, wer es wäre? Er erblickte eine weibliche Gestalt von einer Schönheit, die über allen Ausdruck war. Mit Würde und Ernst gebot sie ihm, srin Haus zu bestellen, denn nach Verlauf von einigen Tagen (welche sie genau bestimmte) würde er gerade um Mitternacht sterben. Er wollte die Gestalt anreden, aber der Schrecken hatte ihm die Kraft dazu benommen. Sie verschwand und ließ ihn in einem Zustande, den man sich leichter vorstellen als beschreiben kann. Sein Kammerdiener fand ihn früh mehr todt als lebendig, und erst nach mehreren Stunden konnte der Lord genugsam zu sich kommen, um seine Freunde holen zu lassen, und ihnen den sonderbaren Vorgang zu erzählen. Einer von diesen war Herr Miles Peter Andrews, mit dem er damals auf einem sehr vertrauten Fuße umgieng. Alle, die die Sache hörten, lächelten natürlich dazu, um ihm glauben zu machen, das Ganze sey ein Traum gewesen, für was es auch einige hielten, und erklärten das Ganze für das Hirngespinnst einer kranken Einbildungskraft. Lord Lyttleton

schien selbst geneigt, sich diesem Glauben hinzugeben, und lud, um sich zu zerstreuen, täglich eine Menge Leute zu sich. Herr M. P. Andrews mußte aber in Geschäften nach Datfort reisen, und beurlaubte sich deßwegen bald von seinem Freunde, den er so sehr gefaßt hielt, daß er ganz und gar nicht an die Zeit dachte, wo dem Lord sein Abschied von der Welt vorausgesagt war. Etliche Tage nachher, als Andrews sich eines Abends zu Bette begeben, und etwa eine halbe Stunde, ohne zu schlafen, gelegen hatte, wurden auf einmal seine Bettvorhänge geöffnet, und Lord Lyttleton stand vor ihm in Schlafpelz und Nachtmüze. Andrews sah ihn eine Zeit lang an, und hielt den Spaß seines Freundes für so sonderbar, daß er anfieng, ihm darüber das Kapitel zu lesen, warum er denn, ohne ihm vorher zu schreiben, nach Datfort gekommen, da nun kein Bett für ihn in Bereitschaft sey; aber sagte er, ich will gleich aufstehen und Anstalt machen. Er wendete sich auf die andere Seite des Bettes, um zu schellen; — doch Lord Lyttleton war verschwunden. Der Bediente kam. Wo ist der Lord? fragte ihn sein Herr. Der Bediente war erstaunt, und antwortete, daß er Lord Lyttleton nicht gesehen, seitdem sie von Pitt Plaie (wo derselbe wohnte) weg wären. Narr! sagte Herr Andrews, er war ja diesen Augenblick hier bei mir am Bette. Sir, erwiederte der Bediente, das

kann nicht möglich seyn. Andrews kleidete sich an, und durchsuchte sammt seinem Gesinde Haus und Garten überall ohne den Lord zu finden. Dessen ungeachtet dachte Andrews, Lord Lyttleton hätte ihm deßwegen den Streich gespielt, weil er, (Andrews) nicht habe an die Erscheinung glauben wollen. Nachmittag um vier Uhr am folgenden Tage kam ein Eilbote mit der Nachricht von Lord Lyttleton's Tode an; ein Freund, der zugegen gewesen war, gab sie ihm, wie folgt:

Am Morgen seines Sterbetags kam Lord Lyttleton zwischen 10 und 11 Uhr zum Frühstück hinunter, schien über etwas nachzusinnen, und antwortete auf keine Frage seiner Freunde über sein Befinden. Bei Tische war er heiter, und als abgedeckt war, rief er aus Shakespeare „Richard ist nun wieder Er selbst." Aber wie es Abend wurde, kehrte die Schwermuth des Morgens zurück. Da dieß die Nacht des vorhergesagten Hintritts war, so hielten seine Freunde für rathsam, alle Zeiger und Uhren im Hause umzustellen. Der Haushofmeister hatte dieß übernommen, ohne daß sein Herr etwas davon merkte; des Lords eigene Taschenuhr, welche auf seinem Ankleidetische lag, war vom Cammerdiener gestellt worden. Während des Abends verwickelte man ihn in angenehme Gespräche, wobei er sich zu seinem Vortheile unterschied, und sehr witzig war. Um halb zwölf Uhr (eigentlich war es nur eilf)

klagte er über Müdigkeit, und wollte zu Bette gehen; er wünschte den Freunden eine gute Nacht, und alle freuten sich über seine anscheinende Gefaßtheit. Den ganzen Tag über wurde der Erscheinung mit keiner Silbe gedacht; aber sobald er fort war, sprach man natürlich gleich wieder davon. Diese Unterredung dauerte beinahe bis Mitternacht, wo der Kammerdiener des Lords hastig die Thür aufriß, und todtenblaß ausrief: „Mylord liegt in den letzten Zügen!" Seine Freunde eilten zu ihm ans Bett, aber er gab den Geist auf, ehe sie sich noch alle um ihn versammeln konnten. Lord Lyttletons Kammerdiener erzählte ihnen folgende Umstände. „Lord L. entkleidete sich wie gewöhnlich, sah aber dann und wann nach der Uhr; als er im Bette war, ließ er die Vorhänge zu den Füßen desselben zuziehen. Es war nur noch ein paar Minuten vor zwölf nach seiner Uhr; ich mußte ihm meine Uhr weisen, und er schien sich zu freuen, daß sie mit der seinigen so genau überein käme; er hielt sie auch beide ans Ohr, um gewiß zu seyn, daß sie gingen. Als es nach unsern Uhren über ein Viertel auf Eins war, sagte er: „das geheimnißvolle Frauenzimmer ist keine wahre Prophetin, wie ich sehe." Als es aber wirklich zwölf Uhr war, sagte er: „Nun warte ich nicht länger, geh und bringe mir meine Arznei, ich will sie einnehmen, und sehen, ob ich einschlafen kann." Ich ging

in das Anziehzimmer, um die Arznei zurecht zu machen, und hatte sie eben umgerührt, als es mich däuchte, Mylord holte sehr tief Athem — ich lief zu ihm, und sah, daß er in den letzten Zügen lag!"

Einige merkwürdige Ahnungen und Träume.

Folgende Begebenheiten sind aus dem Nachlasse eines Mannes, welcher nichts weniger als ein leichtgläubiger, sondern ein sehr aufgeklärter und wahrheitsliebender Mann war, und der eine Menge Ahnungen aufgezeichnet hat, die er theils selbst erlebt, oder die sich theils zu seiner Zeit zugetragen haben. Er hatte Alles genau geprüft, ehe er etwas niederschrieb; und seine Zeugnisse sind um so unpartheiischer, da er lange ein Zweifler an solchen Dingen war, die sich schwer oder gar nicht erklären lassen. Demungeachtet wirkten die sonderbaren Beispiele von Ahnungen so sehr auf ihn, daß er sie endlich nicht mehr zu läugnen wagte. Hier sind folgende von ihm aufgezeichnete Beispiele, denen er die Bemerkung voranschickt:

„Es ist etwas in uns, das uns gewiß weder der Priester noch die Amme (wie die Freigeister sagen) eingeben können. — Es strahlt auf uns gleich dem Blitz, wenn wir es am wenigsten ver-

muthen. In einem Augenblicke trifft und verläßt es uns. — — Die schleunigen Vorboten meine ich, die plötzlichen Ahnungen, die uns gewisse Dinge vorherverkünden. Viel tausend Menschen haben dergleichen im höheren oder geringeren Grade empfunden, und empfinden sie noch täglich. Ja, wenn wir am wenigsten daran denken, wenn wir sogar fröhlichen Muthes sind, wird uns zuweilen ein Strahl dieses himmlischen Lichtes treffen, und uns entdecken, was geschehen soll. — Oft wissen wir selbst nicht, daß sich dergleichen geäußert, bis die vorherverkündete Begebenheit sich wirklich zuträgt. Dann erneuert sich das Andenken daran, und straft uns gleichsam, daß wir nicht aufmerksam dabei gewesen sind.

1. Ein angesehener Bürger aus Bremervörde ging mit noch einigen guten Freunden aus, eine nahe liegende Pulvermühle zu besehen. Sie waren insgesammt fröhlich und guten Muths, und redeten eben miteinander von der wahren Freundschaft, als jener Mann auf einmal in seiner Rede zu stocken anfing, und sich die tiefste Schwermuth in seinem Gesichte abdrückte. Er suchte zwar dieselbe zu verbergen, aber mit jedem Schritte nahm seine innere Herzensangst zu. Man untersuchte genau, ob einer unter ihnen etwas feuerfangendes bei sich haben möchte; allein es wurde nichts gefunden, und man war nun bis an die Thüre der Pulvermühle gekommen. „Hier wurde, dieß ist

das eigene Geständniß des Mannes, meine Angst unendlich. Ich schwitzte am ganzen Leibe, es war, als wenn der Himmel auf mir läge, als ich über die Thürschwelle geschritten war. Nun konnte ich mich nicht länger halten, ich bat die ganze Gesellschaft um Gotteswillen, sich mit mir in möglichster Geschwindigkeit zurückzuziehen. Einige wunderten sich über mein Begehren, andere lachten mich als einen furchtsamen Menschen aus; indessen blieb ich bei meinem dringenden Bitten, und die Gesellschaft folgte mir auch aus Gefälligkeit nach. Noch scherzte man über meinen Mangel an Muth, und wir waren noch nicht über tausend Schritte von der Mühle weg, als — sie in die Luft sprang."

2. Ich fuhr mit mehreren Passagieren von N.— nach S.— auf der Post. Wir waren alle, und der Postillon selbst, gegen Abend eingeschlafen. Die sich selbst überlassenen Pferde waren aus dem Wege gekommen, und hatten den Postwagen nach dem hohen Ufer eines Sees hingelenkt. Eines von den Pferden kletterte schon an dem abschüssigen Ufer hin, so daß es sich kaum mehr halten konnte, zugleich hatte der Wagen auch schon eine solche schiefe Richtung gegen den See bekommen, daß wir gewiß in wenigen Augenblicken hinabgestürzt seyn würden. Ich schlief ziemlich fest, und es kam mir im Traume vor, als ob mich Jemand mit Gewalt rüttelte, daß ich doch geschwind

aufwachen möchte. Ich erwachte dadurch auch wirklich, und sah die Gefahr, worin wir alle waren. Sogleich griff ich nach dem Zügel, hielt die Pferde an, und rettete mich und die ganze Gesellschaft durch den im Traum erhaltenen Wink von einem nahen und fürchterlichen Tode.

3. Einer meiner Freunde, ein junger liebenswürdiger Mann, der in Jena studirte, wollte von da nach Halle reiten. Die Nacht vorher träumte ihm, daß er die Gegend bei der Skopischen Fähre erblickte, und von einem Menschen, der wie ein Jäger gekleidet war, durch den Kopf geschoßen würde. Als mein Freund an die Fähre kam, erzählte er seinen Begleitern den Traum, welche ihn verlachten. Sie kamen insgesammt glücklich über die Saale hinüber, hielten sich einige Tage in Halle auf, und kehrten vergnügt nach Jena zurück. Sie mußten wieder über die Fähre. Mein Freund blieb zu Pferde sitzen, und hinter ihm stieg ein Jäger mit einer Flinte hinein. Dieser sah eine Elster übers Wasser fliegen und sagte: ich will doch sehen, ob ich dich im Fluge wegbüchsen kann. Mein Freund rief, daß er schnell absteigen wolle, weil sein Pferd etwas schüchtern sey, allein der Jäger schoß zu, ehe jener noch ausgeredet und die Handlung des Absteigens vollendet hatte, und sogleich sprang das Pferd meines Freundes in den Fluß hinein. Er hätte gewiß ertrinken müßen, wenn nicht der Jäger, der ein

guter Schwimmer war, sogleich seine Kleider von sich geworfen, ins Wasser gesprungen wäre, und ihn herausgezogen hätte.

4. Ein junger Gelehrter hatte seine Eltern in Meklenburg besucht, und war im Begriff auf der Post zurückzureisen, als ihm zwei Offiziere ihren bequemen Wagen anboten, indem sie mit ihm fast den nehmlichen Weg zu nehmen gesonnen waren. Jener nahm ihr Anerbieten mit Freuden an, und man bestimmte Ort und Stunde, zu welcher sie zusammen abreisen wollten. Sie wollten eben in den Wagen steigen, als die Offiziere eine sichtbare Veränderung an dem mitreisenden Gelehrten wahrnahmen. Sie fragten ihn: ob ihm etwas fehle, und was ihm zugestoßen wäre? Ich weiß nicht, wie mir wird, war seine Antwort, ich empfinde am ganzen Leibe ein gewaltiges Schaudern; — ich kann nicht mitreisen, es ist, als ob eine unsichtbare Hand mich von Ihnen wegzöge. Die Offiziere lachten über den wunderlichen Mann, baten ihn, sich zu beruhigen, und nur getrost in den Wagen zu steigen, seine Grille würde sich schon verlieren. Alles Bitten und Vorstellen war umsonst. Der junge Gelehrte nahm Abschied von ihnen, und mit dem Augenblick verlor sich seine ganze innere Aengstlichkeit. Weil die Post noch nicht abgefahren war, eilte er dahin, und fuhr nun kaum eine halbe Stunde darauf mit der Post davon, die den

nämlichen Weg nahm, den die Offiziere genommen hatten, welche nun schon weit voraus waren. Die Post mußte über die Elbe bei B.... und kaum war sie mit unserm Gelehrten angelangt, als man eine Menge Menschen an dem jenseitigen Ufer erblickte, die mit den Händen bald auf die, bald auf eine andere Seite des Flusses wiesen.

Eine halbe Stunde vorher waren die Offiziere auch über die Elbe auf der Fähre gefahren. Die Pferde waren scheu geworden, hatten sich mit der Kutsche ins Wasser gestürzt, und die beiden Offiziere waren ohne Rettung ertrunken.

5. Den 13. Junius 1773 starb zu B... ein junger Mensch von vier und zwanzig Jahren, und die Art seines Todes machte allgemeines Aufsehen. Er war der Zwillingssohn eines Handwerksmanns von gutem Vermögen. Ueber ein halbes Jahr lang hatte derselbe über öftere, jedoch erträgliche Kopfschmerzen geklagt, und dennoch nichts dagegen gebraucht, als daß er einigemal sich schröpfen lassen und purgirt hatte. Bei allem dem hatte er sein erlerntes Handwerk in dieser Zeit fortgetrieben, und ist dabei ein Freund von geselligen Vergnügungen gewesen, die er jedoch ohne Ausschweifung mitgemacht hatte.

Den letzten Pfingsttag und also kurz vor seinem Ende, geht er noch mit einer Gesellschaft seiner Bekannten auf ein nahes Dorf, und macht

sich mit Tanzen recht lustig, schweift aber weder im Trinken noch in andern Stücken aus, verläßt auch die Gesellschaft zu guter Zeit und kehrt noch bei Tage nach Hause.

Kurz, man hat in keiner Beziehung etwas melancholisches an ihm bemerken können. Den letzten Sonntag vor seinem Ende geht er spazieren, er kömmt auf den Kirchhof, geht bei seines Bruders Grab, welcher vor sieben Jahren an einem hitzigen Fieber gestorben war, und sagt zu seinen Freunden: „auf künftigen Sonntag könnt ihr mich auch hieher tragen."

In dieser Woche nehmen die Kopfschmerzen zu, er klagt dabei von Tag zu Tage über größere Mattigkeit, arbeitet aber doch noch bis auf kommenden Freitag. Nachdem er an diesem Tage des Morgens aufgestanden, läßt er sich das Bett in die Stube bringen, erklärt gegen Jedermann, daß er morgen Nacht sterben werde, und verlangte von seinem Beichtvater das heilige Abendmahl, das ihm auch gereicht wird, und wobei er sich nach dem Urtheil aller Anwesenden ganz vernünftig und standhaft benimmt.

Unterdessen kommt sein Vater nach Hause, der bei einem auswärtigen Arzt sich Raths erholt hat. Er läßt sich zwar wohl einen Umschlag wider die Kopfschmerzen um den Kopf binden, nimmt aber innerlich nichts, sondern bleibt dabei er müsse morgen Nacht sterben.

Am Sonnabend zeigt sich ein offenbares Delirium, wobei er beständig mit den Fingern am Bette zupft, und viel irre redet. Endlich des Abends geräth er in volle Wuth und kann kaum von mehreren Personen gebändigt werden, und dieser Zustand dauert fort bis zu seinem, noch in derselben Nacht erfolgten Tode, der auf denselben Tag eintraf, an welchem sein Bruder sieben Jahre vorher sein Leben geendigt hatte.

Nach seinem Tode hat man in einem Kleiderschranke von ihm eingeschrieben gefunden, daß ihm geträumet, er werde nach drei Jahren, an eben dem Tage sterben, an welchem sein Bruder gestorben sey, wie dieß denn auch erfolgte.

6. Ein sehr rechtschaffener und wahrheitsliebender Mann träumte eines Nachts, er habe in sein gewöhnliches Caffeehaus gehen wollen, als er aber dahin gekommen, hätte er die Thüre desselben verschlossen gefunden. Da er nun sehr stark angepocht habe, so wäre ihm die Thüre geöffnet worden, er sey eingetreten, habe Einige beim Spiel gefunden, mit welchen er sich in ein Gespräch eingelassen, welches sich aber in einen Wortwechsel verwandelt, und bei welcher Gelegenheit einer der Spielenden ihn dermaßen gereizt hätte, daß er in der Wuth sogleich nach einem Stuhle gegriffen, und seinen Gegner damit auf den Kopf geschlagen hätte, so daß dieser alsbald zu Boden gestürzt, und auf der Stelle todt geblieben

seye. Nun hätte der Gedanke, als Mörder verhaftet, und zum Tode verurtheilt zu werden, ihn so ergriffen, daß er hierüber erwacht seye.

Mehrere Wochen vergiengen, und dieser Traum war allmählig aus seinem Gedächtnisse entschwunden. Endlich traf es sich, daß er an einem Sonnabende in ein Caffeehaus gehen wollte; als er hinkam, fand er die Thüre des Billiardzimmers verschlossen (es spielten nehmlich einige Juden darin, die sich deßhalb einschlossen, um nicht von orthodoxen Juden überrascht zu werden, da ihnen das Spielen an diesem Tage verboten ist) er pochte, es wurde ihm aufgemacht, aber gleich nach seinem Eintritte die Thüre wieder verschlossen. Derselbe stellte nun den spielenden Juden vor, daß, wenn sie bei verschlossenen Thüren spielen, sie bei den Leuten den Verdacht erregen würden, daß sie sich mit Hazardspielen abgäben, und könnten dadurch nicht allein sich, sondern auch ihm als Zuschauer Unannehmlichkeiten zuziehen; er verlangte daher ausdrücklich, daß man die Thüre wieder aufschließen solle, jene aber bestanden auf ihrem Eigensinn, wodurch ein Wortwechsel entstand, bei welcher Gelegenheit sich einer der Spielenden Ausdrücke erlaubte, die ihn zum Zorn reizten, so daß er, ganz gegen seinen gewöhnlichen sanften Charakter, nach einem neben sich stehenden Stuhle griff, um den Streitsüchtigen damit zum Stillschweigen zu bringen.

Aber kaum war er im Begriff mit dem Stuhle um sich zu schlagen, da fiel ihm plötzlich sein gehabter Traum ein; er faßte sich sogleich, setzte den Stuhl ganz gelassen nieder, und gieng nach Hause.

7) M...s, dem ich den Titel eines Rendanten geben will, hatte das Unglück, daß ihm durch einen Bedienten eine beträchtliche Summe Cassengelder entwendet wurde. Der Thäter hatte sich dadurch verdächtig gemacht, daß er plötzlich mit seinem Raube entwichen war, ohne daß man seinen Aufenthalt hätte entdecken können.

Man denke sich die Verlegenheit, worin dieser Mann durch solchen Verlust sich gesetzt sah, da er weiter kein Vermögen hatte, als das, was ihm sein Posten einbrachte. Das Fehlende sollte nun ersetzt werden. Sollte schon in weniger Zeit als einem Monat ersetzt seyn, weil er alsdann Rechnung ablegen und seine Casse folglich richtig seyn mußte. Zwar hatte er Freunde, aber sie waren in keiner solchen Lage, daß sie ihm eine solch ansehnliche Summe sogleich hätten vorschießen können. Er suchte alle, noch so entfernte begüterte Bekannte auf, und die Zeit der Berechnungscasse nahte bis auf wenige Tage heran, ohne daß er Hülfe zu finden wußte.

Nun träumt ihm in einer Nacht, als ob ihm Jemand sage: er möchte in die ... Straße, in das ... Haus gehen; beides, Straße und Haus-

waren ihm so deutlich durch bekanntere Häuser bezeichnet, daß er nicht irren konnte. In dem Hause nun sollte er zwei Treppen hinaufgehen, sich aber auf der zweiten in Acht nehmen, daß er nicht herunter falle, und so würde er das nöthige Geld erhalten.

Am Morgen des folgenden Tags, da ihn dieser Traum noch ganz beschäftigt, kommt einer seiner Freunde zu ihm, dem er diese seine Traumgeschichte erzählt, und von dem er zugleich erfährt, wer in dem bezeichneten Hause in der zweiten Etage wohne; denn selbst wußte er dieß nicht. Der Mann, den er da finden und der ihm Geld leihen sollte, war ihm so sehr unbekannt, daß er sich nur erinnerte, ihn ein einzigesmal in einer großen Gesellschaft gesehen zu haben, und da er von Träumen und Ahnungen nichts hielt, so fand er es nicht rathsam, deßhalb zu einem ihm völlig Unbekannten hinzugehen.

Er sucht also denselben Tag auf's Neue Hülfe, aber vergebens. Nun am zweiten Tage nach seinem gehabten Traum glaubt er seiner eigenen Ruhe auch noch das schuldig zu seyn, zu dem Unbekannten zu gehen. Besonders ermunterte ihn der Gedanke dazu, daß er nichts weiter zu befürchten habe, als allenfalls eine abschlägige Antwort zu hören, und die hatte er schon häufig genug erhalten. Er wagt es daher und geht in das geträumte Haus; kommt die erste Treppe

glücklich hinauf, und indem er auf die zweite gehen will, so erinnert er sich der Warnung, nicht zu fallen.

Er geht langsam und bedächtig fort, und ist nun fast hinauf, als oben das eine Zimmer zur rechten Hand heftig und ganz geöffnet wird, und durch die schnell aufgerissene Thüre sich zugleich eine kleine Gitterthüre an der Treppe, die nicht befestigt war, einwärts nach der Treppe zu öffnet, so daß er durch diese ihm entgegenstoßende Gitterthüre leicht hätte in Gefahr gerathen können, getroffen zu werden oder wohl gar herabzufallen. Gleich nach der Oeffnung des Zimmers kömmt jemand heraus, der ihn um Verzeihung bittet, daß er durch die plötzliche Erweiterung seiner Thüre sein Heraufgehen aufgehalten und gehindert habe, und entschuldigt sich deßhalb mit der Eilfertigkeit seiner Geschäfte.

M...s vermuthet, daß dieß ebenderselbe Mann sey, zu dem er wolle, und trägt nun, da er doppelt bestürzt ist, sein Anliegen ohne Umwege vor; und man denke sich sein Erstaunen, als M...s hört: „Warum sind Sie nicht gestern gekommen? Ich habe eine noch größere Summe verliehen, und ich hätte sie Ihnen gerne gegeben, wenn ich es eher gewußt hätte. Doch Sie sollen nicht ganz vergeblich Ihr Zutrauen in mich gesetzt haben. Sie brauchen jetzt Hülfe; derjenige aber, dem ich gestern ein Capital ausgezahlt habe, hat

es gerade jetzt so nöthig nicht, und ich werde ihn zu bewegen suchen, noch einige Zeit zu warten, weil ich ihm bald das noch fehlende an der verlangten Summe geben kann."

Dieß geschah, und M...s ward durch seinen Traum aus seiner Verlegenheit gerissen.

8) Franzisci träumte in seinen Jünglingsjahren, ein Mensch, der ihm auch im Traume mit einem bekannten Vornamen genannt wird, wolle ihn erschießen, er werde aber durch seine Tante gerettet. Am Mittag erzählt er scherzend seinen Traum eben jener Tante, bei der er im Hause wohnte. Diese aber, die Sache ernster nehmend, bittet ihn, heute nicht auszugehen, um so mehr, da erst vor Kurzem ein Kind durch einen Unvorsichtigen erschossen worden war. Um den jungen Menschen um so eher zum zu Hause bleiben zu bewegen, reicht sie ihm die Schlüssel zu der gleich über seinem Zimmer befindlichen Obstkammer. Jener geht nun auf sein Zimmer, nachdem er vorher mit dem Bedienten seiner Tante, der an der seinem Zimmer gerade gegenüberliegenden Seite des Ganges zwei verliehen gewesene Gewehre abputzt, gesprochen hatte, und schon hier der nahen Gefahr durch die ihm im Traume gewordene Warnung ausgewichen war, denn jene Person, die ihn erschießen wollte, war ihm im Traume mit demselben Vornamen genannt worden, welchen der Bediente führte. Kaum hatte

er sich an seinem Schreibtisch niedergelassen, und kurze Zeit in einem, ihm sonst angenehmen Buche gelesen, als ihm die von der Tante dargebotenen Schlüssel in die Hand und Augen fallen, und ihn unwiderstehlich von der sonst angenehmen Lectüre hinweg, und zur Aepfelkammer ziehen. Und dieß so ganz im rechten Augenblick. Denn nur eben war er aus seiner Stelle gerückt, als gerade ihm gegenüber das ohne Wissen des Bedienten mit zwei Kugeln zu einer Wolfjagd geladene Gewehr gerade über dem Sitz in die Wand fuhr, so daß sie, wenn jener nicht so eben weggerückt gewesen wäre, ihm unvermeidlich mitten durch die Brust hätten gehen müssen. So war in diesem merkwürdigen Falle der Traum unfehlbar Veranlassung zur Lebensrettung eines nachmals sehr nützlichen und gelehrten Mannes geworden.

9) In dem Jahre 1790 ward in Amsterdam eine schreckliche Mordthat begangen. Ein Mann aus Locle gebürtig, seiner Profession nach ein Uhrmacher, ward, an Händen und Füßen gebunden, in den Canal geworfen. Man zog ihn noch lebend aus dem Wasser, doch wenige Stunden nachher starb er, ohne etwas anders zu sprechen, als: Ah ces coquins! Ach die Schurken. Unter seinen Papieren fand sich nachstehender Brief, der kurz vor seinem Tode geschrieben worden:

„Diese Nacht habe ich einen schrecklichen Traum „gehabt. Ich träumte, daß zwei Männer mich

„faßten, banden und in das Wasser warfen. Das „ist das viertemal, daß ich das in fünf Wochen „träume. Gott behüte mich!“

Ein weiteres Billet, das sich vorfand, enthielt Folgendes:

„Sollte ich das Leben durch irgend ein Un„glück verlieren, so ersuche ich diejenigen, die die„ses Billet finden werden, Nachricht von meinem „Schicksale meinem tugendhaften Vater zu ge„ben — Rathsherr zu Locle — damit er wisse, „was seinem Sohne begegnet ist.“

10) Ein ungenannter Franke erzählt von sich folgenden Traum, dessen Wahrheit durch die achtbarsten Zeugen gleichfalls verbürgt ist:

Im Herbste des Jahres 1743 war ich im Begriff, die Universität Jena, wo ich studirt hatte, zu verlassen und mit dem Postwagen über Frankfurt in mein Vaterland zurückzukehren, als ich einen Brief von Hause mit der Nachricht erhielt, daß mein Vater gefährlich krank wäre, und ich meine Reise beschleunigen sollte, wenn ich ihn noch beim Leben antreffen wollte. Ich kaufte mir sogleich ein Philisterpferdchen und machte mich auf den Weg. In Eisenach, wo meines Vaters Schwester und Schwager wohnten, langte ich an einem Samstag Nachmittag an und war Willens, den folgenden Tag in aller Frühe meine Reise fortzusetzen; — doch Vetter und Base beredeten mich so lange, bis ich ihnen versprechen mußte,

den Sonntag noch bei ihnen zu bleiben. In der Nacht träumte mir, ich säße auf einem Stuhl, den Kopf in beide Hände stützend, und ein Strom von Blut gienge mir zum Mund heraus, so arg, daß ich endlich ohnmächtig vom Stuhl sinken wollte. — In diesem Augenblick ergriff mich ein, an der Seite stehender, bisher von mir unbemerkter Mann, klopfte mir sanft auf die Schulter und sagte: es wird bald besser werden — sogleich hörte der Blutstrom auf und ich sah den Mann, welcher einen grauen Rock an hatte, so genau vor mir stehen, daß ich recht eigentlich seine Gesichtsbildung erkennen konnte. Des Morgens erzählte ich meinem Vetter den gehabten Traum mit einiger Unruhe, weil ich wußte, daß mein Vater zu Hause krank lag. — Mein Vetter suchte mir aber alle widrigen Ahnungen auszureden, und ich gieng ganz ruhig mit ihm in die Kirche. Nach dem Gottesdienst, besonders über dem Mittagessen, überfiel mich eine ganz unbeschreibliche Angst und Unruhe, so daß ich kaum etwas genießen konnte, und mir schlechterdings unmöglich wurde, länger da zu bleiben; ich ließ mir mein Pferd satteln und reisete um zwei Uhr zur Stadt hinaus. Den vierten Tag darauf langte ich zu Hause an, fand aber meinen Vater nicht mehr — er war in der Sonntags-Nacht gestorben und den Tag vor meiner Ankunft begraben worden. Meine Mutter war nun eine Witte mit sieben

unversorgten Kindern, wovon ich der Nachälteste war.

Eben befand sich von Seiten des Herrn Grafen zu H..., in dessen Dienst mein Vater als Beamter gestanden, der Herr v. A... als Kommissarius hier, um den Plan zum Anbau des kurz vorher abgebrannten halben Fleckens reguliren zu helfen. Dieser rieth mir, mich baldigst dem Herrn Grafen zu präsentiren und mich seiner Gnade zu empfehlen. — Ich reisete also mit meinem ältern Bruder nach H... Weil sich aber die Herrschaften eben auf dem Jagdschlosse B... aufhielten, wanderten wir nach diesem Schlosse zu. Die Herrschaften waren auf der Jagd, und der Kammerdiener stellte uns an den Eingang des Schlosses, um da ihre Ankunft abzuwarten.

Als wir von weitem den regierenden Herrn Grafen ankommen sahen, sagte ich zu meinem Bruder: bei Gott! das ist der Mann, den ich in Eisenach im Traum gesehen habe! und er war es, in einem grauen Rocke wirklich so kennbar, daß ich mehr einen Engel Gottes, als einen Menschen in ihm zu erblicken glaubte.

Mein Vortrag, in welchem ich meine Mutter mit ihren sieben verwaisten Kindern zur Gnade empfahl, wurde gnädig und mit der liebreichsten Versicherung aufgenommen, daß sie nicht sollte verlassen werden, und zum Beweis übertrug der Herr Graf mir sogleich den Dienst meines Vaters

mit dem völligen Gehalt, in so lange, bis meine Versorgung näher könne bestimmt werden. Bis 1745 versah ich also den Dienst, wobei meine Mutter mit ihrer Familie ihr Auskommen fand. — In diesem Jahre aber stand dem Flecken die Veränderung bevor, daß die H...sche Hälfte an A — sollte ausgetauscht werden — ich war bekümmert darüber, weil von A — Seite schon ein Beamter da war, und ihrer zwei nicht nöthig waren, mithin unfehlbar mich die Reihe treffen würde, ausser Dienst gesetzt zu werden. — Ich trug dem Herrn Grafen diese meine Bekümmerniß vor, und erhielt das gnädige Versprechen, daß meiner beim Austausch sollte gedacht werden. — Dieß geschah auch wirklich, ich wurde, da der Austausch zu Stande kam, als Aktuar in A — Dienste genommen, und nach fünf Jahren überkam ich, weil mein Vorgänger zur Ruhe gesetzt wurde, das völlige Amt.

Auch ein jüngerer Bruder von mir, welcher Theologie studirte, wurde von dem Herrn Grafen mit einem Stipendium begnadigt, und so traf es denn ganz richtig ein, was mir der unbekannte, und hernach in der Person des Herrn Grafen gefundene Mann im Traum gesagt hatte: „es wird bald besser kommen."

11) Ein junger Mensch war von der gefährlichen Krankheit seiner weit entfernten geliebten Schwester nicht unterrichtet. In derselben Nacht

aber wo sie starb, sieht ihn sein in demselben Zimmer schlafender Mitschüler mit verschlossenen Augen aufstehen, und mit vielen Klagen etwas niederschreiben. Jener erinnert sich am andern Morgen an nichts mehr, selbst nicht, daß ihm etwas von seiner Schwester geträumt habe. Das Papier, welches er in der vergangenen Nacht beschrieben, wird hervorgeholt, um ihn durch die Züge seiner eigenen Hand zu überzeugen, und man findet ein Gedicht auf den Tod seiner geliebten Schwester.

12. Der Schauspieler Champmeslé starb ganz plötzlich am 22. August 1701. Von seinem Tode wird folgendes erzählt. Zwei Tage vor seinem Tode träumte ihm, er sähe seine verstorbene Mutter und seine ihm vorangegangene Gattin, und die letztere winke ihm, auch dahin zu kommen, wo sie jetzt seye. Dieser Traum machte Eindruck auf ihn, und seine Freunde, denen er denselben erzählt hatte, bemühten sich umsonst, ihn zu beruhigen. Tags darauf, es war an einem Sonntage, spielte er in der Iphigenia die Rolle des Ulysses. Während das Zwischenstück gespielt wurde, gieng er im Foyer hin und her, und sang immerfort: „Adieu, paniers, vendanges sont faites.“ Am Montage gieng er in eine Kirche, und gab dem Küster 30 Sous, mit der Bitte, eine Seelenmesse für seine Mutter, und eine andere für seine Frau lesen zu lassen. Der

Küster wollte ihm 10 Sous zurückgeben; Champmeslé aber sagte: „die dritte soll für mich seyn, und ich werde sie selbst anhören.“ Nach der Messe, als er sich in die Versammlung der dramatischen Künstler begeben wollte, traf er nahe bei einem Wirthshause mehrere Kameraden an. Diese lud er, in der Absicht, eine Aussöhnung zwischen Baron und Sallé zu Stande zu bringen, zum Mittagessen ein. Einen Augenblick nachher stützte er den Kopf auf beide Hände und fiel entseelt nieder.

Der Prophet.

Es war eine Zeit, in welcher der Elbfischer Christian Hering, aus Proßen bei Königstein, gemeinhin genannt, der Proßener Mann, ein bedeutendes Aufsehen machte. Vierzig Jahre lang wurden seine Prophezeiungen als Orakel angehört, Vornehme und Geringe staunten sie an, und Gelehrte sogar würdigten sie ihrer besondern Aufmerksamkeit.

Im siebenjährigen Kriege wurde er wiederholt nach Dresden gerufen, und über zukünftige Ereignisse ausgefragt, ja, sogar gerichtlich darüber verhört. Aus den entferntesten Gegenden kamen Briefe, die sich nach den Prophezeiungen des Proßener Mannes erkundigten. Generale ließen

ihn vor sich fordern. Er war ein guter, ehrlicher, einfältiger Mann, den die Unpartheiischen als eine merkwürdige psychologische Erscheinung betrachteten, und ihm ein sehr feines Ahnungs-Vermögen zuschrieben. Die allgemeine Stimme seiner Nachbarn sagte: „Hering ist ein frommer, arbeitsamer, stiller Mann, ein fleißiger Fischer, der Haus und Garten, und die Gabe der Weissagung von seinem Vater geerbt hat, der dieselbe auch besaß.

Im Jahre 1746 zog er nach Proßen, wo er sich verheirathete, hielt sich im Städtchen Königstein zum Beichtstuhle, und offenbarte seinem Beichtvater seine Visionen, der dieselbe der Welt mittheilte.

Bis in sein sechzigstes Jahr genoß er eine gute dauerhafte Gesundheit, und kein melancholischer Trübsinn konnte an ihm bemerkt werden. Er lebte tugendhaft und ließ keinen heimlichen Stolz blicken, auch war er keiner schwärmerischen Sekte zugethan.

Im Jahr 1744 sah er bei hellem lichtem Tage viele Menschen und ein großes Gewühl am Ufer der Elbe. Darauf wurde ihm, (wie er zu reden pflegte) von dem Herrn gezeigt: daß ein Held mit einem feindlichen Heere nach Sachsen kommen, und nach blutigen Schlachten, in Dresden wie in einem offenen Garten einziehen, und bald darauf aber zum obern Thore wieder

hinaus marschiren werde. Diese Vision hatte Hering also noch vor der Kesselsdorfer Schlacht, als die Preußische Armee noch in Schlesien agirte, und kein Mensch an eine Operation in Sachsen denken konnte.

Er meldete die Vision in Dresden und wurde im Hause des Grafen Rex aufs genaueste examinirt, und lange beobachtet. Nun kam ihm in 10 Jahren keine Vision. — Im Jahre 1756 aber kam er zu seinem Beichtvater, und erzählte unter vielen Thränen, es lasse ihm keine Ruhe, er müsse zu seinem allergnädigsten Landesvater. Mit einem Zeugnisse über seinen Lebenswandel versehen, eilte er nach Dresden, und entdeckte sich einem Minister, bei dem er Gehör fand. Dann eilte er freudig nach Proßen zurück.

Da hatte er entdeckt, der Herr habe ihm sehen lassen, daß nächstens Sachsen ein großes Ungewitter betreffen werde, doch werde es nicht von langer Dauer seyn, sondern sich weiter ziehen. Südost, (Oestereich) und Südwest, (Frankreich) würden sich verbünden wider Nordwest (Preußen); aber Südwest werde gedemütigt werden, und Südost nichts enden.

Die Retirade zwischen Pirna und Königstein, welche gehindert wurde, zeigte er vier Wochen vorher an.

Eine der frappantesten seiner Prophezeihungen, beurkundet und bezeugt, war die, daß er im Mo-

nat Mai 1758 vielen Personen sagte: Er habe gesehen, daß auf dem Schandauer sogenannten Kühstück, am Elbufer geschanzt, und gegen das Krippner Horn über, eine Schiffbrücke geschlagen worden sey, über welche fremde Völker gegangen wären. — Vom 14 — 19. August kam die Erfüllung dieses Gesichts. Hering aber setzte nun hinzu: Ueber der Elbe wird noch ein größeres Heer sich zusammenziehen, und dieselbe endlich passiren. Das geschah, als die große Daunische Armee kam, von der man damals noch nichts wußte.

Dann sprach er: Der Herr zeigte mir endlich, daß das heranrückende Reichsheer sich wieder über die Berge zurückzog. Dann wurde Friede in Sachsen.

Er machte mit diesen Voraussagungen viel Aufsehen, und viele Generale suchten seine Bekanntschaft.

Man erzählte ihm vom Hubertsburgerfrieden. Er sprach: Ich weiß es wohl, aber der Herr hat mir ein Kind auf dem Throne gezeigt. — Bald darauf kam der minderjährige Churfürst, Friedrich Christian zur Regierung.

Die große Theurung sagte er ein ganzes Jahr vorher. Dann aber ruhte sein Wahrsagergeist bis zum Ausbruche des Erbfolgekrieges. Von diesem sagte er alles wieder vorher, wie es kam. — Nach dem Frieden aber schwieg er.

Seine Offenbarungen bekam er nicht im Traume, sondern wachend, bald durch Aussichten und Gestalten, bald durch immerwährendes Anregen in ihm, wobei er einen großen Drang empfand, seine Offenbarungen bekannt zu machen, so, daß er Tag und Nacht keine Ruhe fand, bis er sein Herz erleichtert hatte. Dabei bediente er sich gewöhnlich der Formel: Ich prophezeihe nicht, deute auch nicht, sondern ich zeige nur an, was der Herr mir anzuzeigen befohlen hat. Und dabei habe ich dem Herrn dreimal geschworen, daß ich von allem dem, was er mir befohlen hat, nichts verhalten, und mich durch keine Furcht davon abhalten lassen will. Dieß letztere sagte er immer mit zitternder Stimme, unter Vergießung vieler Thränen.

Es scheint aus Allem hervorzugehen, daß Hering die Gabe des zweiten Gesichts hatte, und dabei mit einem sehr feinen Ahnungsvermögen begabt war. Seine Visionen und Prophezeiungen sind von zu vielen glaubwürdigen Zeugen bekräftigt, als daß sie bezweifelt werden könnten.

Die Erscheinung.

In der Mitte des vorigen Jahrhunderts lebte an der Grenze von Argyleshire die Wittwe eines

rechtschaffenen begüterten Edelmanns. Sie hatte nur einen einzigen Sohn, den sie unbegrenzt liebte, und alle Hoffnungen ihres Alters auf ihn baute. Der Jüngling berechtigte sie zu sehr tröstlichen Aussichten durch Talente und eine gute Gemüthsart; nur bekümmerte er sie, da er die Knabenjahre verlassen hatte, durch eine entschiedene Neigung zum Kriegsstande. Lange suchte sie dieselbe zu unterdrücken, als endlich ein Umstand eintrat, der sie mit seinen Wünschen versöhnte.

Einer ihrer Hochlands-Verwandten, Herr Campell, ward damals zum Kapitain einer Compagnie von Freiwilligen ernannt, wie man deren in jener Zeit mehrere errichtete, um in den Hochlanden den Frieden aufrecht zu erhalten, und sie gegen die Ueberfälle der wilden Clans zu schützen, deren Jugend sich noch immer sehr gerne zu solchen Streifzügen verbrüderte. Diese Compagnie nannte man Sidier-dhu, d. h. schwarze Soldaten, um sie von der Sidier-roy, rothen Soldaten, welches die königlichen Truppen bedeutete, zu unterscheiden. Daher führten sie, wie man sie später in ein Linienregiment vereinte, (das bekannte zwei und vierzigste) immer noch den Namen der schwarzen Wache. Zu der Zeit des folgenden Vorfalls waren es unabhängige Truppen, und konnten nur innerhalb ihres Bezirks gebraucht werden. Jede Compagnie bestand

aus 300 Mann, trug Landestracht und Waffen, und erhielt einen Mann zum Capitain, dem die Regierung trauen zu könnnen glaubte.

Ein so beschränkter Dienst, innerhalb der eigenen Provinz, schien der obenerwähnten Wittwe nicht so gefährlich, wie eine andere militärische Laufbahn; außerdem versprach ihr Vetter, Capitain Campell, den Jüngling vor aller Gefahr zu hüten, bis er selbst Vorsicht gelernt habe, und in aller Rücksicht väterlich für ihn besorgt zu seyn. Die gute Dame ließ ihren Sohn bei so beruhigenden Umständen die Kriegsbahn antreten.

Indeß sie, damals in Edinburgh wohnend, die Ausrüstung des jungen Kriegers vollendete, erhielt sie eine traurige Nachricht. Ein Haufe Katers oder hochländische Freibeuter, war von Lohial herabgekommen, um in dem benachbarten Argyle eine große Viehherde fortzutreiben. Capitain Campell versammelte so viele seiner Leute, wie es in der Eile möglich war, und ereilte die Räuber nach einem beschwerlichen Marsche. Die Heerde ward wieder genommen, aber der wackere Capitain erhielt ein paar heftige Dolchstiche, so daß er tödtlich verwundet wieder zurückkehrte. Derselbe Bote, welcher die Nachricht des Gefechts überbrachte, belehrte die Wittwe von ihres Vetters wirklich erfolgtem Hinscheiden. Die gute Frau war innig betrübt. Sie nahm nun wahr, daß die Art dieses Kriegsdienstes nicht so gefahr-

los sey, wie sie es gehofft hatte, und zugleich war ihrem Sohne in demselben, durch Campells Tod, der Vormund und Führer entrissen, dem sie ihn hatte anvertrauen wollen. Von der andern Seite waren alle Schritte, den Jüngling fortzuschicken, gethan, seine Ehre litt keinen Rücktritt, und sie selbst war eine zu hochherzige Frau, als daß sie der Furcht, auf ihres Sohnes Muth einen Schatten zu werfen, nicht alle Besorgnisse der Mutterliebe geopfert hätte.

Allein und gedrückten Herzens, die Rathlosigkeit überdenkend, welche der Wittwe unausbleibliches Loos ist, saß sie eines Abends, in einem obern Stockwerk in ihrem Zimmer, in der Stunde, wo sie gewöhnlich zu den Bewohnern des untern Stocks, ihren guten Bekannten, zum Thee gieng. Sie hatte sich ihren Träumereien dergestalt überlassen, daß sie plötzlich an der einbrechenden Dunkelheit wahrnahm, sie habe wohl die Stunde versäumt. Sie öffnete deßhalb, um hinunter zu gehen, die Thüre ihres kleinen Wohnzimmers, als sie vor sich, im Vorhause, die leibliche Gestalt des Capitain Campell erblickte, in der Bergschottentracht, den Plaid gefaltet, quer über die Schultern zur Hüfte, den Dirk, das Pulverhorn und die Pistole im Gürtel, sammt seinem breiten Schwerdt an der Seite. Aufgeschreckt von dieser Erscheinung, machte sie die Thüre zu, wankte auf ihren Stuhl zurück, und suchte sich durch alle

Vernunftgründe zu überzeugen, daß dieß ein Trugbild ihrer Phantasie sey. Da sie eine vernünftige Frau war, gelang ihr auch das; sie konnte sich aber nicht entschließen, diese Thür, die sie von ihrem verstorbenen Verwandten zu trennen schien, wieder zu öffnen, bis sie am Fußboden klopfen hörte, welches das abgeredete Zeichen war, wodurch ihre Hausleute, wenn sie die Stunde versäumte, sie zum Theetische beriefen. Dieses Zeichen von freundlicher Menschennähe gab ihr Muth, sie schritt festen Muthes an die Thüre, öffnete sie — und wieder stand der ernste Bergschotte ihr im Wege. Er schien einige Fuß von ihr entfernt, und streckte die Hand aus, gar nicht drohend, sondern als wolle er sie am Vorbeigehen hindern. Bei diesem zweiten Anblick überwältigte sie die Furcht, sie stürzte sinnlos zu Boden. Ihre Hausleute hörten den Fall, und eilten, dessen Ursache zu erforschen. Ohne irgend etwas wahrzunehmen, traten sie in der Wittwe Wohnung, und fanden sie auf dem Boden liegend, von heftigen Krämpfen befallen. Mit Mühe brachte man sie wieder zu sich, sie verschwieg die natürliche Veranlassung zu ihrem Unfall, und ihre Freunde schrieben sie dem Gram über die traurigen aus Argyleshire eingelaufenen Nachrichten zu. Sie blieben, sie aufzuheitern bemüht, bis spät bei ihr versammelt, bis endlich die Zeit des Schlafengehens sie trennte, wo sich die Wittwe

mit heftigem Schauder in ihr einsames Zimmer begab. Kaum hatte sie das Licht aus der Hand niedergesetzt, und war im Begriff durch ein herzliches Gebet ihr Gemüth gegen die Schrecken der Nacht zu bewahren, als sie, bei einer Wendung ihres Kopfes, dieselbe Gestalt, die ihr zweimal den Weg im Vorsaal vertreten, in ihrem Zimmer erblickte. Jetzt raffte sie allen ihren Muth zusammen, sprach sie feierlich mit Namen und Zunamen an, und fragte sie im Namen des lebendigen Gottes, warum sie ihr erschiene? Die Gestalt antwortete sogleich in dem natürlichen Tone, der dem Capitain bei seinen Lebzeiten eigen war. „Gute Base, warum fragtet ihr mich nicht früher?" — Mein Besuch meint nur euer Bestes; euer Gram stört meine Grabesruhe, und der Vater der Waisen, der Versorger der Wittwen, erlaubt mir, zu euch zu kommen, und euch zu ermahnen, ihr möchtet nicht verzagt seyn wegen meines Schicksals, und möchtet meinen Rath, eures Sohnes wegen, wie verabredet, befolgen. Er wird einen wirksamen und eben so herzlichen Beschützer finden, als ich ihm gewesen wäre, wird hoch steigen in kriegerischen Ehren, und einst sanft eure Augen schließen." — Nach diesen Worten verschwand die Erscheinung.

Die Wittwe versicherte jederzeit, bei diesem Auftritte völlig wach, und all' ihrer Sinne mächtig gewesen zu seyn. Sie erzählte der Dame,

von der dieser Bericht herstammt, daß die ganze Gestalt von der lebenden ihres Vetters gar nicht verschieden gewesen sey, nur habe sie, da sie ihn bei dem letzten Erscheinen zwar mit unbeschreiblicher Angst, aber doch mit einer gewissen Neugier angesehen hätte, da sie wirklich angefangen hätte, sich an seine Gegenwart zu gewöhnen — nur habe sie auf seiner Brust, an der Krause und dem Bande, einige Blutflecken wahrgenommen, die er, da er ihre Blicke dahin gerichtet sah, mit der Hand zu verbergen suchte. Während dem Sprechen wechselte er seine Geberden mehreremale, doch ohne seine Stellung zu verändern.

Das nachfolgende Schicksal des jungen Mannes schien die Vorausfagung zu rechtfertigen. Er stieg in dem englischen Heere zu ansehnlicher Würde, und starb lange nachher, nachdem er seiner guten Mutter Augen geschlossen hatte, in Frieden und Ehren.

Das Fernwirken einer Seele auf die andere kurz vor dem Tode.

Zwölftes Beispiel.

Vor ungefähr siebenzig Jahren lebte in H... eine sehr achtungswürdige Familie, zu welcher Frau von K. gehörte. Diese war eine der außer-

ordentlichsten Personen ihres Geschlechts und ihrer Zeit, was mit dem Umstand, daß sie der Welt immer unbekannt blieb, sehr wohl bestehen kann. Die Liebe zu Gott war bei ihr eine nie versiegende Quelle von Werken der Menschenliebe und Wohlthätigkeit, zumal von solchen, die mit Beschwerlichkeit und sinnlicher Unlust, mit einem Worte, mit Selbstverläugnung verbunden waren; und da ihr die Mäßigkeit ihres Vermögens nicht erlaubte, ihrem Triebe, allen Nothleidenden zu helfen, so unbeschränkt Genüge zu thun, als ihrem Herzen Bedürfniß war, so hatte sie sich allerlei Kenntnisse und Geschicklichkeiten erworben, wodurch sie den armen Landleuten, unter welchen sie wohnte, nützlich seyn konnte. Sie besaß z. B. viel Geschick in Bereitung solcher Arzneien, deren diese Menschenklasse am meisten bedarf, und da sie alles unentgeldlich gab, so rettete sie Manche, die sich aus Armuth oder unverständiger Sparsamkeit die nöthigsten Hülfsmittel versagt haben würden, wenn sie etwas dafür hätten geben müssen. Vorzüglich war sie eine eben so geschickte als glückliche Geburtshelferin. In einem Umkreis von etlichen Meilen um ihren Wohnsitz war der Glaube an ihre wunderthätige Hand bei dem dürftigsten Theil des Landvolks eben so groß, als ihre Bereitwilligkeit ihnen zu dienen grenzenlos war. Nicht selten wurde sie in der strengsten Jahreszeit und bei dem unfreundlichsten Wet-

ter, mitten in der Nacht, aus ihrem Bette geholt, um einer verlassenen und an allem Mangel leidenden Gebärerin zuzueilen, und immer war ihre Ankunft in den Augen der armen Leute die Erscheinung eines Engels, mit welchem Trost, Rettung und reichliche Spende alles dessen, was in solchen Fällen das Nöthigste ist, und woran es ihnen gerade am meisten fehlte, in ihre Hütte kam.

Diese Dame, die von allen, die einen Sinn für die hohe Einfalt und Güte ihrer Seele hatten, verehrt, von Mann, Kindern und Hausgenossen geliebt, und von den Armen beinahe angebetet wurde, war bei dem Allen seit mehreren Jahren mancherlei, zum Theil seltsamen und unerklärbaren Zufällen unterworfen. Sie stieg z. B. öfters mitten in der Nacht, schlafend oder vielmehr träumend, aus dem Bette auf, kleidete sich an, wanderte mit geschlossenen Augen im Hause herum, verrichtete allerlei Geschäfte, und wenn sie durch irgend einen Zufall, oder von ihrer Tochter, (die aus vorsichtiger Liebe sie zu beobachten und zu hüten pflegte) erweckt wurde, wußte sie nicht nur nicht das Geringste von dem was sie vorgenommen hatte, sondern fühlte sich auch unmittelbar darauf so matt und krank, daß sie ohne Hülfe kaum ihr Bett wieder zu erreichen vermögend gewesen wäre. Auch geschah es nicht selten, daß sie, mitten unter den Ihrigen bei einer häus-

lichen Arbeit sitzend, auf einmal in eine Verzükkung gerieth, worin sie kalt und starr an allen Gliedern, des Gebrauchs aller äußern Sinne beraubt, und einer marmornen Bildsäule ähnlich, öfters ziemlich lange beharrte, bis sie von selbst wieder ins Leben zurückkam, und zu erkennen gab, daß während dieses Zustandes außerordentliche, aber unbeschreibliche Dinge in ihrem Innersten vorgegangen seyen.

Der erwähnte Zufall begegnete ihr so oft, daß die Ihrigen, welche anfangs dadurch in den größten Schrecken gesetzt worden waren, es zuletzt ziemlich gewohnt wurden, und, außer einigen nöthigen Vorsichtsanstalten, ihre Zurückkunft in die Sinnenwelt ruhig abwarteten; zumal da Alles ohne schlimme Folgen ablief, und sie während dieses wunderbaren Stillstandes alles äußern Lebens unbeschreibliche Dinge zu sehen und zu hören versicherte. — Aus allem diesem scheint hervorzugehen, daß Frau von K... von selbst zuweilen in einen somnambülen Zustand verfiel, welcher den damaligen Aerzten freilich noch ein Räthsel war.

Nahe an dem Orte, wo sie sich gewöhnlich aufhielt, lag ein von dem fürstlichen Stift.... abhängiges Kloster von Benediktiner-Nonnen, welches von dem jeweiligen Abt, als sogenanntem Pater donens, aus der Zahl seiner Conventualen mit einem Probst, der über das Zeitliche

des Klosters die Aufsicht hatte, und mit einem Beichtvater, der die geistlichen Angelegenheiten der Nonnen besorgte, versehen ward. Seit mehreren Jahren hatte ein gewisser Pater C....n die letztere Stelle verwaltet, ein Mann, der aus einer edlen Niederländischen Familie stammte, und seiner vorzüglichen Eigenschaften, so wie eines unsträflichen Lebens wegen in allgemeiner Achtung stand. Zwischen diesem und dem Herrn von K...., der als Herr von ... ein Lehensmann des besagten Klosters war, hatte sich eine vertraute Freundschaft entsponnen, an welcher die ganze Familie um so mehr Antheil nahm, da der Mangel an einer zu ihnen passenden Gesellschaft den Umgang mit einem Manne von so vielen Kenntnissen und so gefälligen Sitten (nichts von seinem musikalischen Talente zu sagen) zu einem sehr schätzbaren Vortheile für sie machte. Kurz, Pater C....n ward der Freund vom Hause, und des Unterschieds der Religion ungeachtet, (die Familie von K.... war lutherisch,) von allen nicht weniger geliebt, als ob er ein Glied der Familile gewesen wäre.

Eine geraume Zeit vor dem Ableben der Frau von K.... wurde Pater C....n von seinem Fürsten nach Bellinzona versetzt, um auf einer dortigen Schule, die mit Lehrern aus seinem Stifte versehen werden mußte, in der Mathematik und Naturlehre Unterricht zu geben. Da diese Trennung dem wackern Benedictiner und dem Herrn

und der Frau von K.... gleich schmerzlich war, so versprachen sie einander, ihre Freundschaft wenigstens durch einen traulichen Briefwechsel warm zu erhalten, der denn auch zwischen beiden Theilen ziemlich fleißig geführt wurde. —

Nach Jahr und Tag befiel Frau v. K....ie eine Krankheit, worüber die Ihrigen sich keine sorglichen Gedanken machten, weil sie die nämliche Krankheit mit ebendenselben Zufällen schon mehreremale glücklich überstanden hatte. Sie allein dachte anders davon, und sagte ihrer einzigen Tochter, die damals siebzehn oder achtzehn Jahre haben mochte, den Tag und die Stunde, wenn sie sterben würde, ganz bestimmt voraus, doch mit dem ernstlichsten Verbote, Niemanden, selbst dem Vater, nichts davon merken zu lassen. Dieser blieb auch ganz unbekümmert, und zweifelte so wenig an der baldigen Genesung seiner Gemahlin, daß er Bedenken trug, seinen Freund in Bellinzona durch die Nachricht von ihrer Krankheit zu beunruhigen. Indessen war unvermerkt der Tag herangekommen, an welchem Frau v. K...., ihrer Vorhersagung zu Folge, sterben sollte. Sie schien sich um Vieles besser zu befinden, war sehr heiter, und sprach mit ihrer Tochter (der einzigen Person, die sie an diesem Tage um sich haben wollte) von ihrem bevorstehenden Tode so gelassen, als ob von einer kleinen Fahrt nach J.. oder B.. die Rede wäre, wandte aber doch

die wenigen Stunden, so sie, nach ihrem Vorgefühle, noch zu leben hatte, dazu an, ihrer noch immer zwischen Angst und Hoffnung schwebenden Tochter eine Menge guter Lehren und Warnungen zu geben. Diese schöpfte aus der Lebhaftigkeit und Freiheit der Brust, womit die vermeinte Sterbende sprach, immer mehr Hoffnung, und erhielt dadurch die gelassene Fassung, worin die Mutter sie zu sehen verlangte. Gegen Mitternacht endlich richtete sich die Kranke auf, und sagte mit einem ihr eigenen holden Lächeln: Nun ists Zeit daß ich gehe und vom Pater C....n Abschied nehme. Mit diesem Worte legte sie sich auf die andere Seite, und schien in wenigen Augenblicken sanft eingeschlafen zu seyn. Nach einer kleinen Weile erwacht sie wieder, wendet sich mit einem Blick voll Liebe und Ruhe zu ihrer Tochter, spricht noch wenige einzelne Worte und entschläft auf immer.

An eben diesem Tage und (wie es sich in der Folge zeigte) in eben dieser Stunde saß Pater C....n zu Bellinzona in seinem Zimmer am Schreibtische, bei einer Studierlampe, mit Ausrechnung einer mathematischen Aufgabe, die er am folgenden Tage seinen Lehrlingen vortragen wollte, ernstlich beschäftigt, und an nichts weniger als an seine Freundin denkend, von deren Krankheit er nicht die geringste Kunde hatte. An einer Seitenwand neben der Thür des Zimmers hieng seine Pandore, ein Instrument, das er liebte und sehr

geschickt zu spielen wußte. Auf einmal hört er die Pandore einen starken Knall, als ob der Resonanzboden gesprungen sey, von sich geben. Er fährt auf, sieht sich um, und erblickt mit einem Schauder, der ihn einige Augenblicke unbeweglich macht, eine weiße, der Frau v. K.... vollkommen gleichende Gestalt, die ihn mit freundlichem Ernst ansieht und verschwindet. Er faßt sich wieder, ist sich auf's deutlichste bewußt, daß er wacht, und die Gestalt seiner mehr als dreißig Meilen von ihm entfernten Freundin gesehen hat. Er untersucht die Pandore, und findet den Resonanzboden gesprungen. Er weiß sich eine so sonderbare Erscheinung nicht zu erklären, kann aber doch die ganze Nacht durch den Gedanken nicht los werden, daß sie ihm vielleicht den Tod der Frau v. K.... angekündigt habe. Er schreibt mit der nächsten Post an ihren Gemahl, erkundigt sich mit einer Unruhe, deren Ursache er jedoch verschweigt, nach ihrem Befinden, erhält die Nachricht von ihm, daß sie in ebenderselben Stunde, da er die Erscheinung hatte, gestorben sey, und entdeckt ihm nun in einem zweiten Briefe, was ihm in der nämlichen Stunde begegnet war.

Die Erscheinung auf dem Ritterholm.

Die folgende, Carl XI. betreffende, oder richtiger, unter diesem König vorgefallene, und von demselben selbst gesehene, und mit dessen Eid und Siegel beglaubigte Erscheinung, wurde zwar schon durch einige Leseblätter Deutschland mitgetheilt, jedoch keineswegs so ausführlich, wie wir sie zu geben in den Stand gesetzt wurden. Jedenfalls aber ist sie von solch hohem Interesse, daß sie in dieser Sammlung nicht fehlen darf, und selbst diejenigen Leser, welchen sie der Hauptsache nach bekannt ist, werden die ausführliche und genaue Erzählung dieser Erscheinung nicht ungerne hier wieder finden.

Carl XI. von Schweden, der Vater des Eisenkopfs, war einer der strengsten, aber weisesten Fürsten unter den Nachfolgern Gustav Wasa's. Er stürzte die ungeheuren Privilegien des Adels, die Allmacht des Reichsrathes und schuf neue Landesgesetze. Eine neue Verfassung war sein Werk; er zwang die Räthe, das oligarchische System aufzugeben, und ihm die absolute Herrschaft zu überlassen. Uebrigens war er aufgeklärt, muthig, der lutherischen Religion von Herzen zugethan, kaltblütig, unerbittlichen Charakters, der nur das Positive verfolgte, dem es an Phantasie fehlte.

Der König hatte seine Gattin Ulrike Eleonore verloren. Obschon seine Härte diese Fürstin an den Rand des Grabes geführt hatte, so schien er doch von ihrem Tode gerührter, als man es von dem trockenen kalten Manne erwartete. Er wurde düsterer, schweigsamer als zuvor, und überhäufte sich dergestalt mit Arbeit, daß man leicht errathen konnte, wie er dadurch peinlichen Erinnerungen zu entgehen suche. An einem späten Herbstabend saß er im Nachtkleide vor seinem großen Kamin im Pallaste zu Stockholm. Der Graf Brahe, sein Günstling, und sein Arzt Baumgarten, beiläufig gesagt, ein großer Freigeist und Skoptiker, waren bei ihm. Der Doctor war an diesem Abend, um einer kleinen Unpäßlichkeit des Fürsten willen, gerufen worden. Die Nacht rückte vor, und der König, gegen seine Gewohnheit, verabschiedete noch immer nicht seine Gesellschaft. Er saß schweigend, mit gesenktem Haupte, die Augen auf die Feuerbrände des Kamins gerichtet, und hegte, obgleich von seiner Umgebung gelangweilt, eine gewisse, unerklärliche Furcht, allein zu bleiben. Brahe merkte wohl, daß seine Gegenwart dem Könige nicht angenehm sey, und hatte bereits einigemal darauf angespielt, daß Se. Majestät wohl der Ruhe bedürften; eine Geberde des Königs befahl ihm zu bleiben. Auch der Arzt sprach von dem Schaden, welchen lange Nachtwachen der Gesundheit zufügen, aber Carl

murmelte dagegen zwischen den Zähnen: „Ihr sollt bleiben, ich habe noch keine Lust zu schlafen.“ — Die Unterredung würde mehrere Male wieder aufgenommen, und stockte immer wieder bei der zweiten oder dritten Phrase. Se. Majestät waren finsterer Laune, und die Lage der Hofleute um so schwieriger als sonst. Brahe, welcher vermuthete, die Traurigkeit des Monarchen möchte von dem Tode seiner Gattin herrühren, betrachtete das im Kabinet hängende Bildniß der Königin, und sagte mit einem Seufzer: „Wie ähnlich ist das Bild! Dieselbe Majestät und Sanftmuth, die im Leben die Seelige auszeichnete.“ — „Ach!“ fuhr der König rauh dazwischen, denn er glaubte immer einen Vorwurf zu hören, wenn man von der Königin sprach: „Der Maler hat geschmeichelt! Die Königin war häßlich.“ Hierauf über seine Härte selbst verdrießlich, stand der König auf und ging durch das Zimmer, um seine Bewegung zu verbergen. Er blieb vor einem Fenster stehen, das in den Hof ging; die Nacht war dunkel, ohne Mondschein. Das alte Königsschloß auf dem Ritterholm, welches Carl bewohnte, hat die Aussicht auf den Mälar-See, ist in Hufeisenform gebaut, und das Kabinet des Fürsten, an einem Ende gelegen, war beinahe dem großen Saal gegenüber, wo sich die Stände zu versammeln pflegten, wenn sie von der Krone eine Mittheilung zu erwarten hatten. Die Fenster jenes

Saales schienen plötzlich von lebhafter Beleuchtung erhellt; der König staunte. Man glaubte zuerst, das Licht eines wandelnden Bedienten als die Ursache jener Erscheinung angeben zu können, doch war der Saal schon längst verschlossen und nichts darin zu thun. Für die Flammen eines Brandes konnte die Helle auch nicht gehalten werden; sie glich einer Prunkbeleuchtung. Carl sah einige Zeit, ohne zu reden hin. Der Graf wollte einem Pagen schellen; der König hielt ihn zurück. — „Ich will selbst in jenen Saal gehen" sagte er. Ob er gleich blaß wurde, und Schrecken sich auf seinem Gesichte malte, so ging er doch mit festem Schritt hinaus, und ihm folgten der Kammerherr und der Arzt mit brennenden Lichtern. Der Kastellan, der die Schlüssel hatte, lag schon zu Bette. Baumgarten weckte ihn, und befahl ihm, im Namen des Königs, auf der Stelle die Thüren des Ständesaales zu öffnen. Der Befehl setzte den Mann in Erstaunen, doch kleidete er sich schnell an, und erschien mit seinem Schlüsselbunde an der Thüre einer Gallerie, welche dem Ständesaal als Vorgemach diente. Nachdem diese geöffnet war, trat der König ein, und sah mit Erstaunen die Wände schwarz behangen. — „Wer hat den Befehl gegeben, dieses Gemach zu bekleiden?" fragte er mit heftigen Geberden. „Niemand, das ich wüßte, Ew. Majestät," antwortete der bestürzte Kastellan: „als ich das letz-

temal ausfegen ließ, war es mit Eichenholz getäfelt, wie von jeher. Diese schwarzen Tapeten kommen gewiß nicht aus dem Schloß-Magazin Ew. Majestät." Der König hatte während dessen schon mehr als zwei Drittheile der Gallerie schnell durchschritten. Brahe und der Kastellan folgten ihm zunächst; der Arzt war etwas zurückgeblieben, mit der Furcht, allein zu bleiben, kämpfend, oder vor dem weitern Verlauf eines Abentheuers zitternd, das sich so seltsam ankündigte. — „Gehen Ew. Majestät nicht weiter!" rief der Kastellan. Es spuckt hier bei meiner Seele. Um diese Stunde ... seit dem Tode der allergnädigsten Königin ... heißt es, sie gehe in der Gallerie um. „Gott schütze uns!" — „Bleiben Sie, mein König!" rief der Graf ebenfalls: Hören Sie nicht das seltsame Geräusch in dem Ständesaale? Wer weiß, welche Gefahr Ew. Majestät droht?" — Baumgarten, dessen Licht durch einen Windstoß verlöscht war, erbot sich, die Trabanten herbeizuholen, — der König aber, der schon an der Thüre des großen Saales stand, versetzte mit fester Stimme: „Da geblieben! folgt mir, ich will hinein. Und du, Kastellan, öffne schnell." Er stieß mit dem Fuße gegen die Thüre, und wie ein Kanonenschlag hallte es von den Gewölben wieder. Der Kastellan zitterte dergestalt, daß er den Schlüssel nicht in das Schloß bringen konnte. — „Ein alter Sol-

dat und zittern!" sagte Carl, mitleidig die Achsel zuckend: „Graf Brahe, machen Sie uns die Thüre auf." — Der Graf trat einen Schritt zurück, und betheuerte, daß er gehorchen würde, wenn ihm Se. Majestät befehlen, gegen eine dänische oder deutsche Batterie ganz allein zu marschiren, daß er sich aber nicht gegen den Teufel und seine Gesellen wage. Da riß der König den Schlüssel aus der Hand des Kastellans, sagte mit verächtlicher Stimme: „Ich sehe wohl, daß dieses mich allein angeht;" und ehe man ihn zurückhalten konnte, hatte er die Thüre aufgeschlossen, und war in den Saal getreten, mit den Worten: „In Gottes Namen denn." Seine drei Begleiter, von der Neugierde getrieben, die stärker ist, als die Furcht, oder beschämt durch den Muth ihres Königs, gingen ihm nach. Der große Saal war von unendlich vielen Fackeln erhellt. Eine schwarze Tapete war an die Stelle der ehemals farbig gewirkten getreten. Längs den Mauern hiengen in gewöhnlicher Ordnung die Siegestrophäen des Reichs: deutsche, dänische und moskowitische Fahnen. Hin und wieder unterschied man ein schwedisches Banner von schwarzem Flor umhüllt. Eine unzählbare Versammlung von Menschen hatte alle Sessel und Bänke eingenommen. Alle Gestalten waren schwarz angezogen, und die Menge von menschlichen Gesichtern, die sich wie helle Punkte auf dem schwar-

zen Grunde ausnahmen, verwirrten und blendeten die Augen der vier Zeugen des sonderbaren Auftritts dergestalt, daß keiner in der Menge ein bekanntes Antlitz aufzufinden vermochte. Auf dem erhöheten Throne, von dessen Stufen der König die Versammlung anzureden pflegte, sahen sie einen blutigen Leichnam, mit allen Zeichen der Königswürde angethan. Zu seiner Rechten stand ein gekröntes Kind, mit dem Scepter in der Hand; zu seiner Linken stützte sich ein bejahrter Mann in dem Ceremonien-Mantel der ehemaligen Reichs-Verweser auf die Lehne des Thrones. Gegenüber dem königlichen Sitze umgaben mehrere gravitätische Gestalten in langen, schwarzen Richtergewändern, einen mit Büchern und Pergamenten bedeckten Tisch. Zwischen dem Thron und dem übrigen Saalraum stand ein Block von Trauerflor umhüllt, und darauf lag ein Beil. Niemand in dieser sonderbaren Versammlung schien die Gegenwart des Königs und seiner Diener zu bemerken. Ein dumpfes Gemurmel gieng durch die Reihen der Anwesenden. Da stand der Aelteste der Richter auf, und klopfte dreimal mit der Hand auf das Gesetzbuch, welches vor ihm lag. Die größte Stille erfolgte. Einige Leute, in der Blüthe ihrer Jahre, entschlossenen Angesichts, und reich gekleidet, traten in den Saal, durch eine dem König entgegengesetzte Thüre. Ihre Hände waren auf den Rücken gebunden, und hinter ihnen gieng ein starker, in braunes Leder gekleideter

Mann, der die Enden der Stricke, womit sie gefesselt waren, hielt. Der vorausgehende und der mächtigste der Gefangenen blieb in der Mitte des Saales stehen, und betrachtete den Richtblock mit stolzer Verachtung. Der Leichnam auf dem Throne hingegen zitterte wie von convulsivischen Bewegungen erschüttert, und frische rothe Blutstropfen fielen aus seiner Wunde. Der Gebundene kniete nieder, streckte seinen Hals auf den Block, das Beil funkelte in der Luft, und fiel mit Geräusch nieder. Ein Strahl von Blut besprizte die Stufen des Thrones und vermischte sich mit dem des Leichnams. Der Kopf des Gerichteten sprang wie ein Ball über den gerötheten Boden, und rollte zu Carl's Füßen. — Bis zu diesem Augenblicke hatte das Entsetzen Carl's Zunge gefesselt; nun aber, im Innersten ergriffen, näherte er sich wankend dem Throne, und zu der Gestalt im Reichsverweser-Mantel gewendet, sprach er kecklich die wohlbekannte Formel: „Wenn Du Gottes bist, so rede; bist Du des Andern, so laß uns in Frieden!" Das Gespenst antwortete ihm langsam und mit feierlichem Tone: „König Carl! dieß Blut wird nicht unter Deiner Regierung vergossen werden, wohl aber unter dem Fünften nach Dir. Wehe, wehe dem Blut Wasa!" Hier wurde die Stimme der Gestalt weniger deutlich, die zahlreiche Versammlung schien in ihren Formen durcheinander zu schwimmen, war bald nur

ein Knäul von farbigen Schatten, verschwand dann gänzlich, und aller Fackelglanz mit ihr. Die Lichter des Gefolges beschienen jetzt nur noch die alten Tapeten, welche von der Zugluft hin und her bewegt wurden. Man hörte noch einige Zeit ein Geräusch, welches einer der Zeugen mit dem Rauschen der Blätter, der andere mit dem Klange zerrissener Harfensaiten verglich. Einstimmig behaupteten jedoch alle, daß die Erscheinung ungefähr zehn Minuten gedauert habe. Alle die schauerlichen Accessorien waren mit ihr verschwunden.

Carl ließ alsobald eine Relation des Geschehenen aufsetzen, von seinen Begleitern unterzeichnen, und fügte seine Unterschrift hinzu. Der Inhalt derselben wurde, wie begreiflich, noch zu Lebzeiten des Königs bezweifelt. Das Dokument existirt noch, und ist authentisch. Der bemerkenswerthe Schlußsatz heißt: „Wenn das, was ich, der König, hiemit bekräftige, nicht die redlichste Wahrheit ist, so leiste ich Verzicht auf jede Hoffnung eines seligen Lebens, welches ich vielleicht verdient haben könnte, durch einige gute Werke, durch meinen Eifer, mein Volk glücklich zu machen, und durch meine Anhänglichkeit an die Religion meiner Vorfahren.“ So weit die Erzählung, die schon längst bekannt war, ehe irgend eine Begebenheit die darin enthaltenen Andeutungen gerechtfertigt hat. Die Gläubigen finden vielleicht einen Commentar dazu in dem Morde

Gustav III. und der Hinrichtung Ankerströms. Das gekrönte Kind wäre dann Gustaph Adolph IV., und der Greis, im Kleide des Reichsverwesers, dessen Onkel, der Herzog von Südermannland.

Noch einige merkwürdige Erscheinungen des Seelenvermögens.

Vor ungefähr 40 Jahren lebte in M... ein junger Mann aus guter Familie, den wir, weil Rücksichten die Verschweigung seines Namens erfordern, Theodor nennen wollen. Er lernte daselbst den Chevalier Bernard L... kennen, und fühlte bald die innigste Freundschaft zu diesem liebenswürdigen Franzosen, der sich wegen eines Prozesses gerade in M... aufhielt. Während dieser Zeit lernte der Chevalier Fräulein Madelaine von S... kennen, für welche er bald eine glühende Liebe empfand. Theodor gelang es nach unablässigem Bemühen, die Schwierigkeiten zu besiegen, welche dieser Liebe in dem Wege standen, und der Chevalier führte seine angebetete Madelaine als Gattin nach Paris, nicht ohne schmerzlichen Abschied von Theodor, dem Gründer ihres Glückes.

Kurz nach der Ankunft des Chevaliers in Paris brach die Revolution aus und mit ihrem Fortschreiten mehrten sich die Besorgnisse Theo-

dors um seine entfernten Freunde, und nur in dem oft unterbrochenen Briefwechsel mit diesen fand er noch seinen einzigen Genuß, denn in dem eigenen Hause hatte er jetzt mit Kummer und Sorgen zu kämpfen, da sein Vater an einer unheilbaren Krankheit rasch dem Tode entgegen zu gehen schien.

Doch hören wir, was Theodor selbst mit eigenen Worten aus seiner Lebensgeschichte mittheilt: „Es war an einem Sonntage, den 25. Juli; ich werde diesen schweren Tag in meinem Leben nicht vergessen. Mein Vater schlief, nach einer fast acht und vierzigstündigen Krisis, während welcher ich beinahe nicht von seinem Bette weggekommen war, den Schlaf der tödtlichsten Ermattung, und ich hatte mich in mein stilles Zimmer zurückgezogen. Die Natur verlangte ihre Rechte: auch ich wollte eine Stunde ruhen. Der Himmel war aber ganz mit drohenden Gewitterwolken überzogen, die mir keine lange Ruhe verhießen, und ich eilte daher, mich auf's Sopha zu werfen. Es war gegen Mitternacht, als mich der Schlaf überwältigte; da auf einmal schien es mir, als gehe meine Thür plötzlich auf und es trete der Briefträger herein und bringe mir das Zeitungsblatt, wie dieß in meiner Eltern Hause eingeführt war. Ich halte es noch in der Hand, ich starre es noch an dieses Blatt. Eingangs stand: „Tagesliste der Guillotinirten" und mit

einem Entsetzen, welches mir die Augen zu ihren Höhlen heraustrieb, las ich: „Bernard L... guillotinirt den 25. Juli, 10 Uhr Morgens.“ In dem Augenblick ward's lebendig im Zimmer, der Chevalier war um mich. Wie? das läßt sich nicht beschreiben. Der Geist sieht und empfindet Geisternähe durch ein anderes Organ, als das körperliche Auge: aber die Beschreibung kann keine andern Worte aufbieten, weil sie keine andern hat, als solche, welche in die menschliche Begriffssphäre fallen. „Rette Madelaine, rette Henri!“ (dieß war, wie sich hernach ergab, der Name ihres Kindes) klangs in Tönen an mein Ohr, die mein Blut in den Adern erstarren machten. Denn es war nicht mehr der geliebte Freund selbst, der zu mir sprach, es war sein blutiger Schatten, welcher mit einer letzten, ernsten Mahnung nochmals rückwärts über die Grenze trat, die zwei sonst streng geschiedene Welten trennt, um vom Freunde die Erfüllung einer heiligen Pflicht zu fordern. Der Chevalier schritt auf mich zu mit unhörbaren, leisen, großen Geisterschritten, mir eine Hand reichend, die doch keine war, gleichsam um die Darreichung der meinigen als Pfand zu verlangen, daß ich seiner Forderung genügen wolle. Die Erscheinung trug das Symbol der gräßlichen Wunde an sich, und ich stierte hin mit einer Mischung von verzweifelndem Schmerze und von Grausen. Nichts war mir

entsetzlicher, als die innige Vereinigung des Lebens an der Gestalt mit dem gespenstigen Charakter, der dieses Leben gleichsam in ein Leichentuch einwickelte, wodurch eine Beklommenheit in mir erzeugt wurde, deren namenlose Angst nicht zu beschreiben ist. Auch steigerte sich der schreckliche Zustand dieser Beklommenheit mit jedem Schritte, den die Erscheinung mir näher that, und als die Gestalt jetzt dicht vor meinem Sopha stand und der hohle Geisterruf: „Rette Madelaine, rette Henri!" befehlend nochmals an mein Ohr schlug, verlor ich die Sinne und weiß nicht weiter, was sich in diesen letzten Augenblicken des Vorgangs mit mir zugetragen hat.

Ein furchtbarer Donnerschlag des unterdeß heraufgekommenen Gewitters brachte mich endlich wieder zu mir, ich sprang auf; gleich darauf ertönte die Sturmglocke: der Blitz hatte in einem Nachbarhause gezündet.

Wie ganz erfüllt meine Seele von der eben erlebten Scene war, so fiel mir doch augenblicklich mein todtkranker Vater und seine Gefahr bei der schnell überhandnehmenden Feuersbrunst ein, und ich stürzte die Treppe zu seinem Zimmer hinab. Der alte Mann schlief noch, es war sein letzter Schlaf vor dem ewigen, vor jenem süßen ewigen Schlafe, welcher dem finstern Traume des Lebens endlich ein Ende macht, wenn die Pflichten gegen die Hinterbleibenden nicht so wichtig

und heilig sind, um einen schon Schlummernden, gleichwie den Chevalier, auf Augenblicke nochmals über die stille Grenze zurückzudrängen. Das Feuer drang unaufhaltsam vor, und erst bei einer hohen Mauer, ward man seiner Herr. Während der Feuersbrunst gab mein Vater den Geist auf; unser Mädchen suchte mich unter den Löschenden und Rettenden auf, um mich an das Sterbebett zurückzurufen, allein ich kam schon zu spät. Mein Gemüth war gespalten zwischen zwei Interessen: diesem Schmerze und der Mahnung des Freundes, dessen schaurige Geisterworte ununterbrochen in meinem Innersten nachklangen. Den Vorgang anders, denn als ein wirkliches Hereinbrechen der Geisterwelt in die materielle zu erklären, kam mir gar nicht in den Sinn; in meiner Erinnerung trug er die Spuren einer unvertilgbaren Gewißheit an sich, und meine Verpflichtung, nach Paris zu eilen und Madelaine und Henri zu retten, schien mir entschieden. Dennoch wagte ich nicht, mich meiner weinenden Mutter sogleich zu entdecken, und Gott weiß, was ich in diesen Tagen des Selbstkampfes zwischen zwei Verpflichtungen, welche mir beide gleich heilig erschienen, gelitten habe.

Am vierten Tage endlich, als ich meine Mutter etwas beruhigter fand, gestand ich ihr Alles. Diese lebensgewandte, wackere Frau, von scharfem Weltblicke, hörte mich zwar aufmerksam und ge-

lassen, aber kopfschüttelnd an. Mit allen möglichen Gründen suchte sie mir zu beweisen, daß es thöricht wäre, auf einen Traum, wie sie die Erscheinung nannte, so vielen Werth zu legen, sie machte mich auf die Gefahren eines Aufenthaltes in dem unglücklichen Frankreich aufmerksam und beschwor mich wenigstens eine schriftliche Bestätigung meiner geisterhaften Kunde vom Tode des Chevaliers abzuwarten.

Wenn sie mich hiedurch auch nicht überzeugte, so erschütterte sie mich doch, der gewaltige Eindruck jener furchtbaren Nacht aber wirkte in meinem Innersten fort, und — ich gestehe meine Schwachheit — es war mir unmöglich, länger in meinem einsamen Zimmer, wo ich mich beständig vom Geiste des Chevaliers umschwebt wähnte, auszudauern, und ich mußte ein anderes Zimmer beziehen.

Schwankend, ob ich den Gründen und Bitten meiner Mutter, oder einer innern unabweislichen Mahnung, die mich stets verfolgte, nachgeben solle, verstrich längere Zeit.

Vierzehn Tage nach dem Ereignisse jener Nacht ließ sich, schon zeitig, unser Bankier, bei dem mein verblichener Vater einen Theil seines Vermögens deponirt hatte, und der auch der Vermittler einer Correspondenz mit dem Chevalier gewesen und vom ganzen Verhältniß unterrichtet war, bei uns melden; meine Mutter und ich saßen

noch beisammen beim Frühstück. „Ich bringe Ihnen," sagte er beim Hereintreten, „eine der wichtigsten und glücklichsten Nachrichten, die ich eben durch einen Handelscourier erhalte. Die Schreckensregierung in Frankreich ist am 27. vorigen Monats gestürzt worden; dieses Schreiben eines Freundes enthält mehreres Detail." Er zog bei diesen Worten einen Brief aus der Brusttasche und las uns einige Absätze aus demselben vor. Die Ueberraschung, und eine eigene Empfindung anderer Natur, für welche ich keinen Ausdruck habe, verhinderten mich, dem wackern Manne gleich eine Antwort zu geben. Er schien auf eine solche zu warten. Endlich fuhr er, nach einer langen Pause, mit einem trüben, auf mich gehefteten Blicke fort: „Schlimm nur, daß der Terrorismus noch in den letzten Tagen so manches bedauernswerthe Opfer gefordert hat. Auch unser guter Chevalier ist, wie mir mein Correspondent ausdrücklich meldet, unter der Guillotine gefallen." Er stockte. „Wann?" rief ich erstarrend. Der Bankier sah nochmals in den Brief. „Sontags, den 25. Juli, 10 Uhr Morgens." Hier verließen mich meine Sinne und ich sank ohnmächtig nieder.

Als ich wieder zu mir kam, lag ich in den Armen meiner Mutter, welche bitterlich weinte. Die brave Frau gestand mir, daß sie durch die Uebereinstimmung zwischen den Nachrichten des

Bankier und meinem Traume ebenfalls auf das Tiefste erschüttert worden sey. Meinen Zustand kann ich nicht beschreiben, soviel stand indeß nunmehr unerschütterlich fest bei mir, daß es mein Auftrag sey, Madelaine und Henri nach Deutschland zu bringen. Ich eilte nach Paris und fand Frau von L..., der ich jetzt als ein Engel der Rettung erschien, verzweifelnd über ihren Verlust, todtkrank an einem bösartigen Fieber, hülflos, indem ihre Verwandten theils guillotinirt, theils entflohen, die Güter aber eingezogen waren, und zunächst bekümmerter über die Abwesenheit ihres Kindes, welches der herzlose Arzt unter dem Vorwande, daß jede Gemüthsbewegung vermieden werden müsse, entfernt halten ließ. So, ein wahres Bild des Jammers, fand ich sie. Sie starrte mich, als ich endlich vor ihr Bett gelassen wurde, lange an, aber sie erkannte mich, und indem sie meine Hand, mit einem unbeschreiblichen Blick zum Himmel, an ihre Brust drückte, war ihr erstes Wort: „Haben Sie Barmherzigkeit mit einer Mutter, schaffen Sie mir mein Kind; ich trage es nicht länger." Das Kind war im Hause eines Nachbars untergebracht worden, wo es sich zwar gut aufgehoben fand, aber doch der unglücklichen Mutter fehlte, die es, nach dem Tode des Chevaliers, als das einzige Band betrachtete, welches sie noch mit dem Leben zusammenhielt. Der Mutter Sehnsucht nach diesem

geliebten Wesen war unbeschreiblich: der ganze Rest ihrer Existenz schien sich in dieser Sehnsucht, deren längere Nichtbefriedigung ihr gewiß das Herz gebrochen hätte, zu concentriren, und ich lernte jetzt erst recht fühlen, was Mutterliebe ist, und was die Geisterworte jener Nacht: Rette Madelaine, rette Henri!" in dieser Beziehung für einen eigentlichen Sinn gehabt hatten.

Ich brachte das Kind in die Arme der Mutter. Eines rührenderen Moments, als dieser ersten Wiederumarmung eines geliebten und so lange entbehrten Kindes durch eine solche Mutter und unter solchen Umständen, habe ich nie genossen. Die Wiederherstellung der Frau von L... ging, ihrem Arzte zum Trotze, mit raschen Schritten vor sich, als nur Henri wieder an ihrem Busen lag. Mich aber bezeichnete sie als ihren Retter und segnete den Zufall, als den ich ihr meine Ankunft in Paris im entscheidenden Augenblicke erscheinen ließ. Es gelang mir, ihren sehnlichsten Wunsch zu erfüllen, und sie und Henri nach Deutschland zu geleiten, und so dem mir durch Traum und Ahnung gewordenen Auftrage in seinem ganzen Umfange zu genügen.

Der verstorbene Ostander in Göttingen erzählte folgenden Fall, welchen wir mit seinen Worten hier mittheilen wollen:

„Im Sommer 1816 fuhr ein junger Gelehrter in Gesellschaft von Frauenzimmern und ältern Gelehrten auf's Land und erzählte unterwegs, er sey in vergangener Nacht durch einen Traum sehr geängstet worden. Es habe ihm nämlich geträumt, er sey auf einem Gottesacker mit seinem linken Fuße in ein Grab versunken, und könne ihn nicht mehr herausziehen, weil er ganz abgestorben sey. Die Gesellschaft kam glücklich an Ort und Stelle an, war vergnügt, und fuhr den folgenden Tag eben so vergnügt wieder zurück. Auf der Rückreise sprang der junge Gelehrte vom Wagen, weil er eine Strecke zu Fuß gehen wollte; unglücklicherweise trat er in ein Wagengeleise, fiel nieder und brach den linken Fuß. Sein erstes Wort war: „Ach mein Bein, mein Traum! Mein Bein ist verloren!" — Er wurde nach Hause gebracht, kam in die Behandlung eines geschickten und berühmten Wundarztes, und Alles ließ sich so an, daß man die völlige Heilung in Bälde erwarten konnte. Auf einmal, viele Wochen nachher, erklärte der Wundarzt, daß der Fuß, wegen großer Eiterhöhlen und Knochenfraß unheilbar, und das Leben des Kranken nur dann rettbar sey, wenn er sich schnell zum Abnehmen des Fußes verstehe. — Der Kranke war schnell entschlossen; den folgenden Tag wurde der Fuß über dem Knie abgenommen und ins Grab versenkt. Das Leben des jungen Mannes wurde erhalten."

In Padua träumte Jemand, er werde von einem großen Löwen gebissen, der an der Kirche der heil. Justina in Marmor ausgehauen stand. Er lachte über diesen Traum und als er den Tag darauf vor diesem marmornen Löwen vorbeiging, erzählte er einigen Freunden seinen Traum, trat hin zu dem Löwen, steckte ihm die Hand in den Rachen und sagte spöttisch: seht doch den grimmigen Löwen, der mich im Traum gebissen hat! In diesem Augenblicke fühlte er einen durchdringenden Schmerz, und zog seine Hand schnell zurück. Er untersuchte die Wunde, und fand zu seinem großen Schrecken, daß ein Scorpion in den Rachen des Löwen gekrochen war, und ihm diese tödtliche Wunde beigebracht hatte. Er brauchte sogleich alle möglichen Hülfsmittel, allein alle Mühe der Aerzte war vergeblich; nach einiger Zeit starb er an seiner Wunde.

Eine Mutter mehrerer Kinder hatte Eins derselben einem entfernten Freunde anvertraut, bei welchem sie es in den besten Händen wußte, und über ihres Kindes Schicksal sehr ruhig seyn konnte, wie sie es auch war. An einem Sommermorgen ist sie mit Vertheilung des Thees unter ihre übrigen Kinder beschäftigt, und, da sie eine sehr unruhige Nacht durchwacht hatte, überfällt sie der Schlaf. Sie schreckt auf, und äußert sogleich

Besorgniß um ihren Karl. Im Schlafe hatte sie bloß dessen Kopf, entstellt und bleich gesehen. Dieß beängstigte sie, und sie theilte den übrigen Kindern diesen Grund ihrer Unruhe mit. Nicht lange darauf fährt ein Wagen vor das Haus, und darin liegt krank und tief in Betten, bis an das Kinn verpackt, ihr Karl.

Ein Mann von entschiedener Freidenkerei trat im Abendwerden in sein Zimmer, und da lag in seiner Ottomane mit abgebleichtem sterbenden Gesichte sein ziemlich weit entfernter Bruder. Er fuhr zurück, rief seinen Diener, und machte diesen auf die Erscheinung aufmerksam, derselbe sah aber nichts. Den folgenden Tag brachte man ihm einen schwarz versiegelten Brief, der seines Bruders Ableben in jener bedeutungsvollen Abendstunde verkündete.

Zwei Studenten kehrten von einem Spazierritte in der Abenddämmerung zurück, ritten vergnügt und ruhig vor sich hin, und sprachen von gleichgültigen Dingen. Mit einemmale schreit der Eine laut auf, und sein Pferd macht eine wilde Bewegung. Der andere fragt natürlicherweise: was vorgefallen? und höchst bestürzt erzählt jener, ihm sey seine einzige, innigst geliebte Schwester in

einem weißen Gewande, mit blutendem, zerschmetterten Kopfe erschienen. Mehrere Tage darauf erhält er die erschütternde Nachricht, daß sie sich an jenem Abende einer unglücklichen Liebe wegen erschossen habe.

Am 27. Januar 1809, so erzählen Londoner Blätter, träumte einer armen Irländerin, die unter den glücklichsten Gesundheitsumständen im Wochenbette lag, daß sie in der folgenden Montagsnacht werde sterben müssen. Sie theilte diesen Traum ihrem Manne mit, und auch Andern, die um sie waren, behauptete, er würde gewiß in Erfüllung gehen, und wünschte nichts, als den Besuch eines Geistlichen, um zu beichten und Absolution zu empfangen. Aber sowohl der Mann als die Nachbarn kümmerten sich wenig um ihren Traum. Allein in der Montagsnacht entstand ein fürchterlicher Orkan, der die ganze Hauptstadt in Schrecken setzte. Der Irländer hörte, daß das Dach seines Hauses aus seinen Fugen wich, und äußerte diese Befürchtung seinem schwachen Weibe. Doch sie war nicht im Stande, sich zu helfen, und bald darauf stürzte das Dach nieder, die Wöchnerin und den Säugling unter den Trümmern begrabend. Der Mann rettete nur mit äußerster Schwierigkeit sein Leben und arbeitete sich glücklich aus dem Schutte heraus.

Ein Offizier bezog eine neue Wohnung, und ließ durch seinen alten Diener, da er endlich gegen Abend ganz Besitz nehmen wollte, noch einige Sachen sich nachtragen. Beide traten auf die Hausflur, der Herr aber, statt geradewegs auf die Treppe loszugehen, drängte an der Wand sich hin; der Diener folgte auf dem offenen Wege, und ihm stand kein Hinderniß entgegen. „Ich bedaure unsern guten Wirth", sagte jener beim Eintreten in das obere Zimmer, „sahst du nicht, wie ich an der Mauer hinging; da stand ja mitten im Wege ein kleiner Sarg auf seiner Bahre. Er verliert ein Kind. Frag' einmal gelegentlich nach, ob eins krank ist?" Der Diener hatte nichts wahrgenommen, auch krankte noch kein Kind im Hause. Bald aber trat eine Krankheit und der vorhergesehene Todesfall ein.

Wir haben in der Einleitung der Divinationsgabe Swedenborg's erwähnt, und wollen den hierauf Bezug habenden Vorfall schließlich mit den eigenen Worten des berühmten Philosophen Emanuel Kant wiedergeben, wie dieser ihn in einem Briefe an das damalige Fräulein von Knobloch erzählt:

„Folgende Begebenheit scheint mir eine große Beweiskraft zu haben, und benimmt allem ordentlichen Zweifel die Ausflucht. Es war im Jahr 1759

als Swedenborg gegen Ende des Septembermonats am Sonnabend um 4 Uhr Nachmittags aus England ankommend, zu Gothenburg an's Land stieg. Herr W. Castel bat ihn zu sich, und zugleich eine Gesellschaft von 15 Personen. Des Abends um 6 Uhr war Swedenborg herausgegangen und kam entfärbt und bestürzt in's Gesellschaftszimmer zurück. Er sagte, es sey eben jetzt ein gefährlicher Brand in Stockholm am Südermalm (Gothenburg liegt von Stockholm über 50 Meilen weit ab) und das Feuer greife sehr um sich. Er war unruhig und gieng oft heraus. Er sagte, daß das Haus einer seiner Freunde, den er nannte, schon in der Asche läge, und sein eigenes Haus in Gefahr seie. Um 8 Uhr, nachdem er wieder herausgegangen war, sagte er freudig: „Gottlob! das Feuer ist gelöscht, die dritte Thüre vor meinem Hause." — Diese Nachricht brachte die ganze Stadt, besonders die Gesellschaft, in starke Bewegung, und man gab noch denselben Abend dem Gouverneur davon Nachricht. Dieser ließ ihn den folgenden Tag des Morgens zu sich rufen, und befrug ihn um die Sache. Swedenborg beschrieb den Brand genau, wie er angefangen, wie er aufgehört hätte, und die Zeit seiner Dauer. Am Montage Abends kam eine Staffete, von der Kaufmannschaft zu Stockholm während des Brandes abgesendet, in Gothenburg an. Dienstag Morgens traf ein königlicher Kourier bei dem Gou-

verneur ein, mit dem Berichte von dem Brande, nicht im mindesten unterschieden von der Nachricht, die Swedenborg gegeben hatte, und das Feuer war um 8 Uhr gelöscht worden. — Der Freund, welcher mir das schreibt, setzt Kannt hinzu, hat Alles in Gothenburg selbst untersucht, wo er sich, da die meisten Augenzeugen noch leben, vollständig hat belehren können. Was kann man wider die Glaubwürdigkeit dieser Begebenheit anführen?"

Schluß.

Wir haben dieses Werk mit der Frage begonnen:

„Gibt es nach diesem Leben eine Fortdauer, oder nicht?"

und wir kommen nun an deren Beantwortung.

Der Anblick des Menschenleibes im Tode scheint sie zu verneinen.

Der Mensch, eben noch so bewegt von Lebensmuth und Hoffnung, der Mund überfließend von Gedanken, das Auge voll Begeisterung; — da ergießen sich einige Tröpflein Blutes in's Gehirn, der Mund verstummt, die Gedanken weichen wie Spreu vor dem Winde, und das bleiche Angesicht des Todten scheint nur sagen zu wollen: es ist aus, Alles aus.

Es trifft die Leber oder die wichtigsten Eingeweide der Verdauung ein langsames Leiden, und

siehe, derselbe Mensch, in dessen Seele der Zorn ein selten oder nie hindurchwandelnder Fremdling schien; derselbe Mensch, der das Grämen und die Neigung zum Sorgen nicht kannte, wird jetzt von einem am Wege liegenden Stein, oder durch das Lachen, das er vorhin geliebt, zum Zorn gereizt, ein fliegendes Gewölk weckt die leise schlafenden Sorgen, ein fallend Blatt das Grämen auf.

Nimmt uns doch schon das Alter eine dieser sogenannten Kräfte der Seele, eine der mühsam errungenen Erfahrungen und Erkenntnisse nach der andern hinweg. Die erlernten Worte entfallen dem Gehöre, wie dem greisen Scheitel die Haare; die, wie es schien, auf ewig festgestellten Bilder, die Gedanken, welche der Mund aussprach, vergehen und entweichen von ihrer Stätte, wie die Zähne, welche vorhin den Mund geziert. Mit dem Augennerven und dem Sehehügel zugleich vertrocknen und versiegen die letzten Erinnerungen, auch an die Farben und Gestalten der Dinge; mit dem Hörnerven das Andenken der Stimme und Töne. So schwindet Alles was der Mensch geliebt, gehofft und erkannt; denn es gehört so wenig sein, als die wandernden Vögel dem Lande, das sie, sich aufmachend vom Boden, im Herbst verlassen. Was da noch zurückbleibt, nahe an dem Eingang zur Gruft, das träge Bewegen der Muskeln unter der zusammengeschrumpften Haut, welches aus alter Gewohnheit das blinde Auge

eben so nach der Sonne als nach dem Dunkel hinstarren macht; das leise Athmen, das noch immer an diesem Gerippe aus- und eingeht, das ist ferner nicht das, was die denkende Seele Leben nannte, es ist nur das letzte Verrinnen der leiblichen Lebenssäfte am verdorrenden Gebein.

So entreißt auch ein heftiges Fieber der Seele, oder vielmehr dem Gehirn des Menschen die ganze innwohnende Welt der vermeintlich ewigen Güter. Der trefflich gelehrte Mann hat auf einmal die ersten Anfangsgründe der erlernten Sprachen, ja die Buchstaben und selbst den eigenen Namen vergessen. Wie die Gicht, wenn sie zwischen den Knochen der Hand die krankhaften erdigen Ansätze erzeugt, dieser Hand zugleich alle die erworbenen Künste und Fertigkeiten der Finger nimmt, so entzieht ein Verdichten der Knochenplatten des Hirnschädels dem Gehirn mit einmal alle ihm eigenthümlich geschienenen Gaben; es kann nun dieses seine Aussenwelt eben so wenig fassen und in sich bewegen, als die kranke Hand. Das Leben der Seele wird von den Träumen des Wahnsinnes zerrissen, oder versinkt in Blödsinn.

Wie? sollte vielleicht alles das, was wir Seele und Kräfte der Seele nennen, nichts Anderes seyn, als ein feines materielles Bewegen der leiblichen Elemente, ein Bewegen, das blos mit und durch den Leib entsteht, und mit ihm wieder aufhört; oder gleicht die Seele der Stimmung eines be-

saiteten Instruments, welche nur währt und möglich ist, so lange das Instrument vorhanden ist, an welchem sie haftete, und mit welcher es ein Ende hat, wenn jenes zertrümmert wird?

Das Denken und das Empfinden sind dann etwa auch nur ein solch leibliches Bewegen in den Säften und luftartigen Flüssigkeiten des Gehirns als das Geschäft der Verdauung und Ernährung ein Bewegen der Speise und der Speisesäfte in den Gedärmen und Gefässen. Die Speise und die Säfte werden entzogen, und das Verdauen und Ernähren hören für immer auf; der Lebenshauch aus dem Gehirn entweicht, und was wir Seele nannten, das ist nicht mehr. Die Hoffnung und die Furcht, das Sehnen und der Gram, Schmerzen und Lust sind dahin, und kehren zu dem bleichen Staube nie zurück.

Nein, der Lebenshauch in mir, der sich in seinem kräftigsten, innersten Bewegen Selbstbewußtseyn nennt, sagt und weiß es gewiß: ich bin Derselbe, den die Mutter geboren, Derselbe, der als Kind gespielt, als Jüngling gestrebt, als Mann gewirkt. Der Leib, in allen seinen Elementen und Säften und Fasern, starb in jedem Augenblick und erzeugte sich wieder; er ist, seitdem ich weiß, daß ich bin, mehr als ein- und mehr als zehnmal ein ganz neues Gebäude und Gefüge von leiblichen Stoffen geworden, ich aber bin noch, der ich war. Der Verstümmelte, wel-

chem äußere Verletzung oder die Krankheit ein Glied nach dem andern genommen, und fast keines mehr gelassen, als das Haupt und die den Lebensfunken nährende Brust, sagt: diese Glieder waren mein und sind es nun nicht mehr, ich aber bin auch ohne sie noch der ich war.

Und was hat der Seele das lähmende Alter, was hat ihr das Gewölk des Fiebers und des Wahnsinns, ja was hat ihr selber der Tod an? Bricht doch öfters mitten durch das nachtende Dunkel der Sterbebetten und des kranken Irrwahnes das klare, wache Leben des Geistes hindurch, wie die Sonne, die den ganzen Tag am Himmel steht, durch die Wetterwolken, welche die Stunden des Tages zur Nacht machen. Die Sonne, immer dieselbe, geht unter an ihrem Ort und geht wieder auf; so wird dieses wache Leben des Geistes, auch wenn es nicht mehr scheinet, dennoch dasselbe seyn, was es war und was es ewig ist. Wenn dann im Tode die Seele vom Leibe sich scheidet, wird uns dieser sich zeigen als das was er ist: ein an sich Lebloses und Todtes; die Seele aber bleibt was sie immer war: ein sich selber bewegendes Leben. Und jedes dem natürlichen Zuge folgend, kehret der Leib zurück zu dem andern Staube, aus dem er genommen war, die Seele aber zu dem obern Ursprung, aus welchem sie gekommen.

Staub zu anderm Staube, bald kein Gebeinchen mehr, das die Menschengestalt verräth — Seele zu Seele. — — Wie? fließt da vielleicht auch der glänzende Tropfen: mein geistiges Ich, hinein in das große Meer eines göttlichen Seyns, und — Gott Alles in Allem, ich aber bin nicht mehr? Wie die Flamme, die verzehrt und reinigt, nimmt etwa ein Seyn alles Seyns mich und die Andren mit unsern Verirrungen und Befleckungen in sich hinein? Das scheinbar Fremde vergeht, wie der Schmutz am Asbest, wenn die Flamme ihn läutert; da ist ein Tropfen wie der andere Tropfen. Der Glaube an ein Gutes, das gut ist und bleibt, und an ein Böses, war ein Wahn des staubgewordenen Auges; die Seele weiß bald auf ewig nicht mehr, daß und was sie wähnte, oder wußte und that. Der Gedanke eben noch Ihm gegenüber ist auf immer ausgedacht, der arme Augenblick vergangen, und kehret als derselbe nicht wieder.

Krümmt sich doch der elende Wurm, wenn der vollkommenere, gesangreiche Vogel ihn angreift, schmerzvoll zappelt das Fischlein am Angelhaken, wenn der Herr der Natur es heraufzieht aus dem Bache, damit er das unvollkommene Fischfleisch in sein eigenes, edleres Fleisch verwandle, und ich sollte nicht beben vor dem Gedanken an einen solchen, Alles verzehrenden, Gott?

Der Mensch, getrieben von mannigfacher Noth, der Mensch voll Irrthum und Schwäche, ihm zittert die Hand und Wehmuth ergreift ihn, wenn er das in seinem Hause groß gezogene Lamm schlachten soll, das ihn so oft zutraulich zum Garten begleitet und wiederkäuend sich zu seinen Füssen gelegt. Und doch weiß dieses Lamm nichts vom Tod, es verstehet nichts von des Menschen Schuld, durch welche ihm der Tod kommt. Es läßt sich willig ergreifen wie sonst — ein einziger Stich des Messers, ein kurzes Zucken, und es fühlt nicht mehr. Der kaum halb gesättigte Bettler entzieht sich selber den Bissen, um den treuen Gefährten, seinen Hund, vom Hungertod zu retten; wie möchte er, mitten in seinem Jammer, den Gedanken ertragen, sich mit dem Fleische des liebenden Thieres zu sättigen! Der liebende Gott aber sollte dieses Erbarmen nicht kennen?

Ein weiter forschender Geist findet noch mehrere und andere Zeugnisse für die jenseitige Fortdauer der Seele. Wie sich in der Zwiebel oder im Saamenkorn schon das künftige Gewächs mit seinen Saamenblättern, ja mit dem Keim der Blüthe findet, so zeigt sich schon in der Larve und Puppe des Insects die Anlage der künftigen Flügel. Alle diese Keime, im ietzigen Zustand so nutzlos, so müßig dastehend, werden sich in einem künftigen, vollkommeneren Zustand so gewiß entfalten, als das Thier lebt. Das verborgene Innere wird dann oft zu

sichtbaren Aeussern. Und der Mensch, das Mittelwesen zwischen zwei Welten: halb schon hinüberragend in ein Reich des Geistes, halb noch dem Staube gehörig, sollte all dieses hienieden vergeblich nach Erfüllung fragende Sehnen, all diese tausendfältigen Anlagen für ein Seyn der Ewigkeit umsonst in sich tragen? Allenthalben bliebe sonst die bildende, Künftiges und Fernes bedenkende Natur ihren Versprechungen so treu, und hier, wo sie endlich den höchsten Gipfel ihrer sichtbaren Schöpfungen erstiegen, sollte die alte Treue und Wahrheit auf einmal aufhören, und zur Lüge werden?

Die Seele weiß es, sie weiß es schon aus den Werken, daß ein Gott sey voll Weisheit und erbarmender Liebe, der des Verlassenen und Verstoßenen, der aller seiner Kreaturen gedenkt. Ein Gott, der alle Dinge abwäget in seiner Hand, gerecht und wahr und treu. So wahr denn dieser gerechte Gott ist, so wahr wird für meine Seele nach dem Tode ein Leben seyn, wo sich das hienieden zu Boden getretene Gute an's Licht erheben, das wuchernde Böse aber versinken wird: ein Gott, ein Vergelte!

Was aber aus der Seele wird, wenn der Leib in Staub versinkt, erfährt das sterbliche Auge nicht, doch kann man von dem, was man an der Seele an sich, abgeschieden vom Leibe, bemerkt, einzelne Schlüsse vom Kleinen auf's Große, vom Einzelnen auf's Ganze machen.

Schon der Schlaf wirkt auf eine entbindende Weise, auch er lüftet in seinem Maße den Schleier der Leiblichkeit, und die Seele wird im Traume nicht selten in ihrer eigenthümlichen Wirksamkeit gesehen. Denn im Traume, wenn die Seele, sey es auch nur im geringen vorbildlichen Maße, vom Leibe etwas frei geworden, geschieht es uns öfters, daß wir uns auf einmal bemühen wollen, mit dem gewöhnlichen, leiblichen Auge zu sehen. Es scheint jedoch über diesem eine schwere Decke zu liegen, und tiefe Dämmerung der Blindheit umhüllt es. Oder es dünkt uns im Traume, wir wollten auf gewöhnliche Weise Schritt vor Schritt mit den Füßen des Leibes gehen, aber die Füße versagen den Dienst, sie sind wie von Blei, wir bringen sie nicht zu der im Leben so oft geübten Bewegung. Da entschließt sich plötzlich die Seele, jene äußern und fremden Wege, welche jetzt ungangbar geworden, zu verlassen, und die angemessenern Wege ihrer eigenen Natur zu gehen: sie betrachtet die Dinge mit dem selbstständigen, inneren Sinne, und augenblicklich wird die Welt wieder tageshell und alles klar; statt zu gehen Schritt vor Schritt, erhebt sie sich vom Boden, und schwebt ihrer leichten, geisterhaften Natur gemäß, gleich einem durch eignen Willen bewegten Gewölk, von Ort zu Ort, oder noch öfter versetzt sie sich, mit der Schnelle des Gedankens, in eine ferne fremde Gegend, zu fernen

Menschen, und sie ist mit unaufhaltsamem Bewegen alsbald da, wohin sie will.

Deutlicher als beim gewöhnlichen zeigt sich dieß beim magnetischen Schlafe, der in der That mehr als irgend ein anderer ein Bild des Todes ist, mit allen seinen Schrecknissen und mit seinen Hindeutungen auf einen siegreichen Ausgang des Lebens aus diesen Schrecknissen. Mitten in dem Zustande, der schon selber einem tiefen Schlafe gleichet, scheint es öfters, als kündige sich ein noch tieferer, gleichsam eine zweite, höhere Potenz des Schlafes an. Die Kranken reiben sich die Augen, gähnen und geben alle Zeichen der äußersten Schläfrigkeit von sich; zuweilen geht hiebei der Odem so schwer aus und ein, wie bei dem angehenden Röcheln des Todes. Aus einem solchen todtenähnlichen Zustande des Schlafes entwickelt sich aber nun ein Erwachen, welches ebenfalls jenem, das der Seele aus dem Tode widerfahren wird, näher zu stehen scheint, als das gewöhnliche Wachen. Plötzlich bewegt das bleiche Gesicht, dessen Augen fest geschlossen sind, ein inneres Leben, welches die Züge des Schmerzens oder der gleichgültigen Ruhe in die des Entzückens und des wachsten Bewußtseyns umwandelt. In der That, es hat öfters ein solches Aussehen jenen Schein, welchen die Augenblicke der höchsten Begeisterung über des Menschen Angesicht verbreiten, oder es gleichet der Verklärung, welche zuweilen

in den letzten Augenblicken des Lebens über das Antlitz der Sterbenden heraufsteigt.

In diesem Zustande lebt der Mensch ein kräftigeres und gehaltvolleres Leben als sonst. Allem Gröbern, Sinnlichen ist er entrückt, und in den Zustand einer ernsten und höhern Selbstbetrachtung versetzt. Das Gefühl des höchsten Wohlbefindens und der Reinheit des Gemüths schafft ihm einen schönen Frieden der Seele, welcher durch den ganzen Körper sich ausspricht, und dem Menschen das Ansehen eines verklärten Wesens gibt. Es sprechen an solchem Hellsehenden die Züge des Gesichts mit einem so lebendigen Ausdruck, daß man die Mitwirkung der festverschlossenen Augen kaum vermißt; die Stimme ist lieblicher und wohlklingender, als im Wachen, und in ihrem Wechsel der Töne eines viel geistigeren Ausdrucks fähig. Zunge und Lippen sprechen so geläufig, der Ausdruck der Rede ist so edel, so bezeichnend, und öfters so tief bedeutend, daß nach diesem allen die Seele ganz zum Worte, zur Sprache geworden scheint.

Oder vielmehr, es ist hier vorbildlich das eingetreten, was das jenseitige Leben und den neuen Leib von dem jetzigen unterscheiden wird, und was wir schon jetzt in der leiblichen Natur der Menschen eben so klar angedeutet und vorbereitet sehen, als die Gestalt des künftigen Schmetterlings im Leibe der Raupe oder Puppe.

Erkennen wir nun aus allem diesem nicht nur die Wirkungen der Seele in ihrer Besonderheit vom Leibe, und folgern hieraus auf ihre Fortdauer nach dem Tode, erkennen wir ferner durch Ahnungen, durch Fernsehen im Traume, und wachend und durch die Gabe des zweiten Gesichts, daß der Mensch fähig ist, von Dingen Kunde zu erhalten, die außer dem Kreise seines gewöhnlichen Wissens liegen und über die Verhältnisse des Raumes und der Zeit hinausreichen, warum soll es nicht auch möglich seyn, daß, wie der Hellsehende mit dem Magnetiseur in Seelenrapport gesetzt werden kann, auch der Mensch in gleichem Verhältnisse fähig sey, mit dem Geisterreiche in Verbindung zu treten?

Man wendet zwar gewöhnlich ein: Geister sind außer Zeit und Raum, und Menschen sind in Zeit und Raum, wie ist also eine Verbindung zwischen beiden möglich? Wißt ihr denn, ob alle geistigen Wesen und also z. B. die, welche früher diese Erde bewohnten, völlig ausser diesen Beschränkungen leben, oder ob sie vielleicht nur in einem andern Verhältnisse zu denselben stehen? Wir wissen es nicht; was wir aber wissen, ist, daß der Mensch, sofern er Geist ist, Dinge denkt und will, die außer aller und über aller Zeit sind. Der Mensch lebt ja nicht einzig in der Zeit, sondern in einem beständigen Schweben zwischen Zeit und Ewigkeit, bald klebend an endlichen Begrif-

fen, bald erhoben zu unendlichen Ideen. Der unsterbliche Geist des Menschen lebt als solcher ausser Zeit und Raum. Nun wird aber Niemand behaupten wollen, daß im ganzen Universum kein bewohnter Fleck sey, als die Erde, und kein anderer geistiger Zustand, als in dem wir uns befinden; auch nicht, daß unsere Seele nach dem Zerstäuben ihrer Erdhülle in ein unendliches All oder Nichts versenke; eine Meinung, die alle Offenbarungen in der Geschichte, der Glauben der Weisen aller Zeiten, eine nicht zu übertäubende Stimme in unserm Innern, und alle angeführten Erscheinungen höherer Seelenzustände Lügen strafen. Es giebt also geistige Wesen außer uns lebenden Menschen, und wir lebende Menschen sind auch geistige Wesen, beide als solche nicht unbedingt durch den Raum beengt. Wie kann man es nun unmöglich, ja nur unwahrscheinlich finden, daß auch hier das Aehnliche, wie überall in der Welt, in einer Wahlanziehung, in einer Wechselwirkung steht? Ist eine Communication der Menschen durch den bloßen Gedanken möglich, das Lesen einer Seele in der andern, warum nicht zwischen zwei verwandten Geistern, aus verschiedenen Weltsphären? Hier findet ja dasselbe statt. Können wir, wenn wir nicht durch ganz kleinliche Ansichten beengt sind, das Universum anders, als wie einen Organismus betrachten, in dem alles Verwandte nah ist, alles Aehnliche sich psychisch wie physisch anzieht?

Steht ja schon unser körperliches Daseyn mit andern Theilen unseres Sonnensystems, als die Erde, in so inniger Verbindung, daß wir ohne dieselbe nicht leben können. Ist doch selbst unser irdisches Auge mit dem Licht der Milchstraße in Verbindung. Und ist etwa im Reiche der Ideen und der Intelligenzen nicht noch ein innigerer Zusammenhang, als in dem Reiche der Natur? Müßen wir uns nicht vielmehr alle Punkte dieser beiden Weltsphären in einer organischen Sympathie denken? An sich hat es doch nichts Wunderbares, wenn die Bewohner einer Weltstadt aus verschiedenen Häusern sich bisweilen begegnen. Wenn die Analogie eines bloß geistigen Wissens und Erkennens zwischen lebenden Menschen, wenn die Ansicht eines Weltorganismus für unsere Meinung sprechen, so wollen wir auch die Ansichten vergangener Geschlechter, und den Glauben der alten Weisen darüber hören. Gab es nun, fragen wir, ein Volk, ein Land, eine Zeit, eine Religion, in der jener Umgang mit geistigen Wesen nicht geglaubt wurde? Ihn lehrt das ganze Morgenland, seine Seher, seine Gesetzgeber, seine Weisen, wie das gemeine Volk. Der Stifter unserer Religion, die Verkünder seines Evangeliums und alle die ihre Autorität anerkennen, setzen ihn als eine unbestrittene Wahrheit voraus, und ihm huldigten die Weisen Griechenlands, Pythagoras, Socrates, Platon. Nur der neuesten Zeit und

ihrem verneinenden Streben war es aufbewahrt, aus der Schöpfung die Geister mit dem Geiste weg zu exegisiren.

Der Glaube aber kann nur da beginnen, wo das Gebiet dessen aufhört, was in die Erfahrungswelt durch die Sinne in die Grenzen der Raum- und Zeit-Anschauung fällt. Der Glaube kann sich also bloß auf etwas Unsichtbares beziehen, er ist nach den biblischen Ausdrücken eine gewisse Zuversicht dessen, was man hofft, und ein zweifelloses Fürwahrhalten dessen, was man nicht sieht.

Der Glaube aber erhält Realität durch die Vernunft. Die Vernunft müßte im Widerspruche mit sich selbst stehen, wenn sie den Glauben nicht als ein der Seele eingepflanztes Vermögen neben sich erkennte. Die Vernunft wird aber auf dem Wege des Wissens und Schließens gewahr, daß noch ein Höheres über ihr ist, das außer den Grenzen ihrer Erkenntniß liegt, und von ihr nicht erfaßt und erreicht werden kann, und doch spricht dieses Unbekannte sich mächtig in des Menschen Innerem aus; das Ueberirdische knüpft sich dem ihm verwandten Seelenwesen an, „die Geisterwelt ist nicht verschlossen — sagt Göthes Faust — Auf, bade, Schüler! unverdrossen die ird'sche Brust im Morgenroth!" Ein unsichtbares Band knüpft mit dem höchsten Geiste in schönster Harmonie die Geisterwelt zusammen. Die Vernunft steht still hier mit Begriffen und Beweisen, doch weil

sie sich empor nicht schwingen kann, über das, was streng und folgerecht ihre unabänderlichen Gesetze gebieten, so setzt sie billig diese Kraft als wahr und gültig fest, die das, was von der unsichtbaren Welt sich herüberdrängt, in unsere Menschlichkeit auffaßt, und durch Glauben in sich zum Leben bildet; denn nur der Glaube macht lebendig.

„Wer zu Gott kommen will, muß glauben, daß er sey, und denen, die ihn suchen, ein Vergelter seyn werde."
Paulus Hebr. 11, 1. 6.

Freuen wir uns also, daß es einen sichern und festen Glauben gibt, und daß wir dadurch eine Gewißheit haben, in der man selbst über das Grab hinaus ruhig hinsieht, und die ewigen Kräfte nicht in diesem engen Zeitraum, die ewige Wage des Rechts und Unrechts nicht von der engen Sphäre unserer Sichtbarkeit umschlossen wähnt.